Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

in sechs Theilen

von

Heribert Rau.

Dritter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1860.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Zweite Abtheilung.

Ueber dem Ocean.

Der zweiten Abtheilung erster Theil:

Humboldt und Bonpland.

(Alexander von Humboldt's Mannesalter.)

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Ueber dem Ocean.

Der zweiten Abtheilung erster Theil: Humboldt und Bonpland.

(Alexander von Humboldt's Mannesalter.)

Ein Hoffnungsstrahl.

Es war an einem Abende des Frühjahres 1798, als sich in einem Pariser Salon eine kleine Gesellschaft um einen Theetisch gruppirt hatte. Die Gesellschaft war weniger glänzend als ausgesucht; denn wer nur einigermaßen in Frankreichs Hauptstadt in jener Zeit bekannt war, mußte in ihr sogleich die ersten damals dort lebenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Größen erkennen: Gay-Lussac, den berühmten Physiker und Erforscher des Luftkreises; Michaux, dessen Thätigkeit als Naturforscher und Reisender die Welt erstaunen machte; Frau von Staël, Benjamin Constant, Lalande, Geoffroy, Saint-Hilaire; den französischen Maler David; die deutschen Künstler Schick und Tiek, Graf Schlaberndorf, Legationssekretär

von Brinckmann*) und einen prächtigen jungen Franzosen von etwa fünf und zwanzig Jahren, Aimé Bonpland, einen der ausgezeichnetsten Zöglinge der Arzneischule und des botanischen Gartens, Gay-Lussac's vorzüglichsten Liebling.

Aber das Haus, in welchem sich an diesem Abende alle die eben aufgezählten glänzenden Namen versammelt hatten, war damals auch eines der gesuchtesten in Paris: es war das Haus Wilhelm von Humboldt's und seiner Gattin, Caroline, geborenen von Dacheröden.

Hatte doch Wilhelm von Humboldt sein großartig intellektuelles Streben nach dem Auslande getrieben. In Deutschland und namentlich in Preußen — sah es ja damals trübe genug aus.

Regierungen und Völker waren erschlafft, von Nationalgeist fand sich im lieben Vaterlande kaum eine Spur. Wohl hatte bis dahin Wilhelm von Humboldt an dem besseren Sein des deutschen Volkes, an seiner Kunst und Wissenschaft, nach Kräften Theil genommen; von dem politischen Leben aber konnte er nur sein Antlitz, nach einer ganz kurzen, nur zweijährigen diplomatischen Laufbahn, mit Schmerz abwenden. Denn was war damals von der zerrissenen deutschen Nation — an deren Spitze zwei Monarchieen standen, die sich tödtlich haßten — zu

*) Dem schwedischen Gesandten, Baron von Staël, mitgegeben.

gewärtigen, als Schmach und Niederlage? Was blieb zu wünschen, als eine gründliche Wiedergeburt im Inneren und Aeußeren unseres Nationallebens, so wie des in seiner Isolirung ohnmächtigen Preußens.

Wer würde, wenn unabhängig, ein Land, das so trostlose Aussichten hat, nicht lieber für längere Dauer verlassen und seine Dienste für Zeiten sparen, wo er hoffen kann, etwas Nachhaltigeres zu wirken?*)

Wilhelm von Humboldt wollte — Menschen, Länder und Sitten kennen zu lernen und seine Erfahrungen auch nach dieser Seite zu erweitern — mit seiner Familie nach Italien gehen; durch den Krieg verhindert, zog er nach Paris, wo sein Haus alsbald für alle ausgezeichneten Deutschen ein „point de ralliement" **) ward, übrigens auch den Franzosen des Angenehmen in Menge bot.

So waren es denn auch heute Herr und Frau von Humboldt, die in dem vorhin erwähnten auserlesenen kleinen Kreise die Honneurs machten. Aber in diesem Circle herrschte nicht die schwerfällige Langweiligkeit, die sich in unseren deutschen Gesellschaften so häufig geltend macht; auch nicht das oberflächliche gefall- und genußsüchtige Treiben der französischen Salon-Welt; hier gab

---

*) Gustav Schlesier: „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt." II. f. 4.

**) Frau von Humboldt's Brief an ihre Freundin Rahel in Berlin vom 25. Mai 1798.

sich ein Ton kund, der auf wunderbarschöne Weise das behaglich Leichte der französischen Nation mit deutscher Sinnigkeit und Tiefe des Geistes verband. Unter den wissenschaftlichen Bestrebungen der Franzosen leuchteten damals schon Natur- und Sprachstudien am meisten hervor. Namen wie Gay-Lussac, Lalande, Geoffroy, Saint-Hilaire, Cüvier und Delambre strahlten im Gebiete der ersteren; auf dem Felde der Sprachwissenschaften waren es theils Alterthumsforscher, theils Linguisten, die sich hervorthaten. Nur eines war seit langer Zeit in Frankreich gesunken und erloschen, der Geschmack für das classische Alterthum, und diesen auch hier wieder zu wecken und anzubahnen, hatte sich Wilhelm von Humboldt zur Aufgabe gemacht. Sein Haus ward daher bald der Sammelplatz all der Geister, welche noch Sinn für diesen Gegenstand hatten; während er selbst und seine Gattin für würdige Repräsentanten deutschen Geistes und deutscher Bildung gelten konnten. Auch das Schriftstellerthum beider Nationen war hier vortrefflich vertreten, indem sich der Hausherr selbst längst durch tüchtige literarische und kritische Werke der Welt bekannt gemacht hatte. Wilhelm von Humboldt's „Uebersetzung von Pindar's vierter Pythischer Ode", seine „Uebertragung des Aeschyleischen Agamemnon" und seine „Aesthetischen Versuche über Hermann und Dorothea" bekundeten ja genügend sein bedeutendes Talent.

So war in dem kleinen Circle, der sich jede Woche

an einigen bestimmten Abenden im Humboldt'schen Hause einfand, Stoff genug zu einer stets geistig belebten Unterhaltung vorhanden. Dabei brachte jeder Theilnehmer mit, was ihm in seinem Fache an bedeutenden literarischen Neuigkeiten vorkam; während namentlich Frau von Staël den Mittelpunkt einer reichsprudelnden glänzenden, ja oft in hoher Begeisterung aufblitzenden Conversation bildete.

Auch heute war die Unterhaltung eine ebenso belebte, als interessante. Herr von Caillard, der ein Freund des Hauses und ein gelehrter Diplomat war, stand im Begriff ein geschichtliches Werk zu veröffentlichen. Verhindert, heute Abend zu erscheinen, hatte er einen Theil des Manuscriptes durch seinen Vertrauten, Chardon de la Rochette, mitbringen lassen. Die Lectüre desselben rief jedoch eine verschiedene Beurtheilung der Fähigkeiten des Autors als Geschichtschreiber hervor, und so war man nachgerade auf die Frage gekommen: Was denn vor allen Dingen die wesentlichste Aufgabe des Geschichtschreibers sei?

Frau von Staël meinte: Das Gegeneinanderwirken der Kräfte, die Wendungen des Geschickes, vor allem aber die großen, die Welt und Völker bewegenden Ideen richtig aufzufassen, zu verfolgen und in entsprechender Weise wiederzugeben.

„Allerdings!" — sagte Herr von Humboldt, — „dann müssen sich aber in des Autors Geist die Elemente einer

tiefer gehenden Philosophie der Geschichte entwickelt haben."

„Und sollte dies bei Caillard nicht der Fall sein?"— frug Lalande.

„Nein!" —versetzte Wilhelm von Humboldt lächelnd.— „Ich achte Freund Caillard als Mensch und als Diplomat sehr hoch; als Geschichtschreiber aber entgeht ihm die eben aufgestellte unerläßliche Anforderung."

„Auch läßt er, wie mir scheint, die Ereignisse nicht recht ausreifen!" — meinte die Herrin des Hauses, indem sie mit der ihr eigenen Grazie den Thee schenkte.

„Nun denn!" — rief Gay-Lussac Herrn von Humboldt jetzt zu — „welche Anforderungen stellen Sie denn an einen tüchtigen Geschichtschreiber?"

„Allerdings sehr bedeutende!" — entgegnete dieser.— „Ihr Herren Franzosen seid unbestrittene Meister in der Kunst, Memoiren zu schreiben. Darin kommt euch keine Nation gleich. Aber zwischen „Memoiren schreiben" und „Geschichte schreiben" ist noch ein wesentlicher Unterschied."

„Aber die Anforderungen!" — wiederholte Gay-Lussac.

„Nun denn!" — fuhr der Hausherr fort, indem er im Eifer des Gespräches ganz vergaß, die Tasse Thee zum Munde zu führen, die er in der Hand hielt, — „der Geschichtschreiber hat nicht nur *Geschichte zu schreiben und Thatsachen anzuführen*, er muß vor allen Dingen auf die, auch in der Menschenwelt

herrschenden, tieferen Gesetze hinweisen. Er muß ferner — in Betracht, daß das Geschehene nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar ist, das Uebrige aber hinzuempfunden, geschlossen und errathen werden muß, und daß die volle Wahrheit des Geschehenen auf dem Hinzukommen jener unsichtbaren Theile zu der Wirklichkeit der Thatsachen beruht — in die geheimsten Tiefen des menschlichen Auffassungs- und Productionsvermögens eindringen, — die innere Werkstätte des Staatsmannes, des Helden, des Gelehrten, des Dichters und des Künstlers belauschen, — die Grenzlinie ihrer Gebiete entwerfen, — und mit Geschick die zarten Berührungspunkte andeuten, die sich zwischen diesen hervorragenden und leitenden Größen und dem inneren Leben der Völker darbieten."

„Sie mögen Recht haben!" — sagte hier Gay-Lussac beifällig. — „Wie selbst die schlichteste Naturbeschreibung erst noch eines aus der Totalität des Naturkörpers entnommenen Hauches bedarf, um dessen inneren Charakter zu veranschaulichen, der sich weder messen noch beschreiben läßt, so bedarf auch die Geschichtschreibung des Durchwehens einer höheren, geistigen Weltanschauung, um alle Fäden irdischen Wirkens und zugleich alle Gepräge höherer Ideen zu umfassen."

„Und!" — rief Wilhelm von Humboldt ergänzend — „um daraus das Geschehene zwar in reiner Objectivität, aber auch in seinem inneren nothwendigen Zusam-

menhange mit der Summe des Daseins und allen Richtungen des menschlichen Geistes darzustellen."

„Ihre Anforderungen sind hoch!" — sagte Frau von Staël — „aber ich bin ganz mit denselben einverstanden; nur müssen dann alle Geschichtschreiber gewissermaßen Auguren sein!"

„Treffliches Wort!" — rief der Hausherr entzückt. — „Sie haben mich verstanden. Aber gerade Sie haben auch diesen geheimnißvollen Blick in die Tiefe der menschlichen Natur und in die Zukunft, den ich andeuten wollte."

„Eine Himmelsgabe, dem Weibe mehr beschieden als dem Mann!" — sagte Benjamin Constant.

„So muß sie der Mann von dem Weibe lernen!" — fuhr Humboldt fort. — „Wer Geschichte schreiben will, muß vor allen Dingen das Eintreten jeder neuen, die Menschheit lange Epochen hindurch bewegenden Idee schon von Ferne wahrnehmen, — die Zukunft jedesmal aus der Gegenwart und Vergangenheit lesen und seinen Stoff dadurch, daß er dem Kampfe für diese Idee und ihre Verwirklichung nachgeht, zu bewältigen wissen."

„Dabei hat er aber eine große und gefährliche Klippe zu umschiffen!" — rief hier Frau von Staël mit der ihr eigenen Lebendigkeit.

„Und diese Klippe wäre?" — frug Gay-Lussac.

„Ich errathe, was Frau von Staël meint!" — sagte Humboldt.

„Nun?“ — frug diese.

„Er muß sich hüten, daß er der Wirklichkeit nicht eigenmächtig geschaffene Ideen anbildet.“

„Getroffen!“ — rief Frau von Staël, und die herrlichen Augen der sonst nicht schönen Frau blitzten so mächtig auf, daß sie eine ganz andere ward und in dieser geistigen Anregung wirklich schön genannt werden konnte. — „Und diese Freiheit und Zartheit der Ansicht,“ — sagte sie dabei fast leidenschaftlich — „muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine, die Menschheit bewegende Idee ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem was geschieht, liegt ein Theil außer dem Kreise unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und in ihrer Tiefe; mangelt ihm aber die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.“

„Es ist wunderbar!“ — sagte hier Legationsrath von Humboldt, denn diesen Titel führte Wilhelm seit langen Jahren, — „wie mich diese Aeußerung unserer Freundin an meinen vortrefflichen Bruder Alexander erinnert. Wäre er nicht Naturforscher, er müßte Geschichtschreiber sein. Allen den großen Anforderungen, die wir an den Historiker gestellt, genügt er in *seinem* Fache bis auf das Aeußerste.“

„Ich denke, wir sehen ihn bald hier!“ — sagte der würdige Greis Lalande, der, als ausgezeichneter Astronom, mit Alexander von Humboldt in Briefwechsel stand.

„Jedenfalls!“ — versetzte der Legationsrath. — „Ich habe ihm geschrieben, was mir Freund Gay-Lussac im Vertrauen mitgetheilt: daß nämlich hier in Frankreich von dem National Museum eine Expedition ausgerüstet werde, die unter Capitän Baudin eine Entdeckungsreise nach der südlichen Halbkugel unternehmen soll.“

„Und ich gebe Ihnen mein Wort, meine Herren!“ — fiel hier Frau von Humboldt freundlich lächelnd ein — „diese Nachricht gibt ihm Flügel. Seine Sehnsucht, unbekannte Gegenden zu durchforschen, wird ihn mit Sturmeseile hieher treiben.“

„Um so mehr, als sie sich, durch das Mißglücken seines letzten Vorhabens nur noch gesteigert hat!“ — fügte der Bruder hinzu.

„Beabsichtigte er nicht nach Egypten zu gehen?“ — frug Michaux.

„Allerdings!“ — sagte die Legationsräthin, indem sie auf's Neue an dem Theetische die Honneurs machte. — „Aber mein armer Schwager hat Unglück in der Ausführung seiner schönsten Hoffnungen und Wünsche. So oft ihm ein Hoffnungsstrahl winkt, kommt etwas dazwischen, was ihn erbleichen macht.“

„Wie so? — frug Frau von Staël.

„Nun!“ — fuhr die Hausfrau fort, während sie der Gatte mit Zärtlichkeit von der Seite anblickte — „erst wollte Alexander im Vereine mit seinem Freiberger Studiengenosse Leopold von Buch — Sie wissen ja, daß er diesen trefflichen Geognosten auf der Freiberger Bergakademie kennen lernte — eine wissenschaftliche Reise nach Italien unternehmen: Der Krieg verhinderte die Ausführung. Dann faßte er in Salzburg den Entschluß, sich einer Expedition nach Unteregypten anzuschließen. Er wollte, mit einem anderen Freunde, den Nil entlang bis Assuan hinaufsteigen, die riesigen Denkmäler der alten Egypter untersuchen und dann seine Reise über Palästina und Syrien fortsetzen; aber auch hiervon zwangen ihn die politischen Ereignisse abzustehen.“*)

„Um so mehr wird ihn meine neueste Nachricht erfreuen! — setzte der Hausherr hinzu — „zumal er bei dieser Expedition in unseren Freunden Michaux und Bonpland so wackere Begleiter finden wird.“

„Auch wir freuen uns sehr auf die Gesellschaft Herrn von Humboldt's!“ — sagte, seinen hübschen Schnurrbart streichend, der junge Bonpland. — „Sein Werk: Florae Freibergensis specimen“**) ist ganz vortrefflich und verräth einen Mann von höchster Begabung. Wie scharf

---

*) Dr. H. Klenke: „Alexander von Humboldt.“ S. 39.

**) „Flora der kryptogamischen Gewächse der Freiberger Gegend“ 1793.

und geistreich sind die Ergebnisse seiner Beobachtungen, die er in den Minen jenes Districtes gemacht."

„Es war zwei Jahre, nachdem wir zusammen die Universität Göttingen verlassen hatten!" — ergänzte der Legationsrath. — „Der berühmte Werner, der eigentliche Begründer der Geognosie, hatte ihn auf die Bergakademie Freiberg gezogen. Ich war gerade damals aus dem Staatsdienste getreten, den ich zwei Jahre lang versucht hatte, um mich in einen anderen schöneren Dienst zu begeben."

Der Legationsrath bot bei diesen Worten seiner erröthenden Gattin mit glücklichem Lächeln die Hand.

„In keinen Dienst, Wilhelm!" — sagte diese liebevoll — „aber in ein Verhältniß, daß dich hoffentlich länger fesseln wird, wie bis dahin die Diplomatie."

„Ich glaube auch!" — rief Wilhelm von Humboldt heiter lachend. — „Aber wir sind von Alexander abgekommen. Freund Bonpland hat recht, wenn er dessen Flora vortrefflich nennt. Ich habe kaum etwas Interessanteres gefunden, als seine Beobachtungen über die in den Schachten der Bergwerke lebenden Pilze."

„Und seine Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen!" — sagte Gay-Lussac. — „Wie trefflich sind diese. Ich stelle sie der schönen Arbeit: „Ueber die gereizte Muskel und Nervenfaser" an Tüchtigkeit an die Seite. An diesen Schöpfungen des jetzt erst neunund-

zwanzigjährigen Mannes können wir Franzosen sammt und sonders lernen, was Schärfe des Verstandes, ruhige Klarheit der Gedanken, so wie Tiefe und Unermüdlichkeit der Forschung heißen will."

„Wenn wir es nur dahin bringen," — sagte Bonpland mit französischer Lebendigkeit, — „daß Herr von Humboldt der Expedition beigeordnet wird."

„Lassen Sie mich und Lalande dafür sorgen!" — meinte Gay-Lussac.

„Außerdem," — fügte der Legationsrath hinzu — „wird mein Bruder, wenn es sich nicht anders macht, auf eigene Kosten mitgehen."

„Das wäre doch wohl ein zu großes Opfer für einen Privatmann, zumal seine Forschungen ja der Regieruug wieder zu gut kommen."

„Opfer?" — wiederholte die Hausfrau. — „Da kennen Sie meinen Schwager noch lange nicht, wenn Sie glauben, er würde vor irgend einem Opfer zurückbeben, sobald es gilt, jene Sehnsucht zu stillen, die er seit der frühesten Jugend in seinem Herzen trägt."

„Meine Frau hat recht!" — fiel hier der Legationsrath ein. — „Alexander hat sich aus dem Entschlusse, den amerikanischen Continent zu besuchen, eine Lebensaufgabe gemacht; er hat sich von seinem achtzehnten Jahre an durch Reisen in Europa vorbereitet, um im Stande zu sein, die geologischen Erfahrungen, die er

hier gesammelt, mit dem Grundbaue Amerika's zu vergleichen, ferner hat er auf diesen vorbereitenden Reisen gesucht, sich die nöthige praktische Bekanntschaft mit denjenigen Instrumenten zu erwerben, welche solche Forschungen, wie er sie sich vorgesteckt hat, zu unterstützen vermögen."

„Das alles habe ich auch — von Ihnen unterrichtet — in meiner Eingabe an die Regierung geltend gemacht!" — sagte Gay-Lussac.

„Aber sie wissen doch Eines noch nicht!" — fuhr der Legationsrath lächelnd fort — „was seine Opferbereitschaft am besten bekundet."

„Nun?"

„Als im Jahre 1796 unsere gute, unvergeßliche Mutter starb, erbte ich Tegel, Alexander dagegen das Gut Ringenwalde in der Neumark. Aber was war ihm der Besitz eines Gutes, seinem großen Vorhaben gegenüber. Und so verkaufte er — um in jeder Beziehung frei dazustehen und zu Gunsten der Wissenschaft über sein Vermögen jederzeit verfügen zu können — sein Erbgut Ringenwalde an den Dichter Franz von Kleist und übertrug unserem ehemaligen Erzieher, Lehrer und Freund, einem wackeren Manne mit Namen Kunth, der auch der Verwalter meines Vermögens wurde, die ganze Sorge über seine bewegliche Habe. Sie sehen also, daß er im Nothfall die Reise auch aus eigenen Mitteln mitzumachen bereit ist."

Frau von Staël hatte bisher schweigend zugehört; jetzt aber brach sie in eine überströmende Begeisterung für solche Opferfreudigkeit und ein solch' festes und kühnes Streben nach einem hohen Ziele aus. Die ganze Gesellschaft nahm Theil an dem sich nun entwickelnden Gespräche, das bald mit der ganzen Lebendigkeit französischer Conversation sämmtliche Theilnehmer der Gesellschaft in Anspruch nahm.

Da öffnete sich mit einemmale die Flügelthüre und ein stattlicher Mann, noch in Reisekleider gehüllt, erschien unter derselben. In seinen milden, edlen, durchgeistigten Zügen prägte sich eine große Freude, ein seliges: „Willkommen!" aus, und wie er die Arme ausbreitete und — „Wilhelm!" — „Caroline!" — rief, da antwortete ihm ein jubelndes: „Alexander!" — „Alexander!" — und er lag in des Bruders und der Schwägerin Armen.

Neue Täuschung.

Es war ein großer, kühner Plan, welcher der von Frankreich in Aussicht genommenen Entdeckungsreise in die Südsee unter dem Befehle des Capitän Baudin zu Grunde lag.

Man wollte die spanischen Besitzungen in Südamerika von der Mündung des Rio de la Plata bis zum Königreiche Quito und der Landenge von Panama besuchen. Die zwei dazu bestimmten Corvetten sollten sofort über die Inselwelt des stillen Meeres nach Neuholland gelangen, die Küsten desselben von Vandiemensland bis Ruytsland untersuchen, bei Madagascar anlegen und über das Cap der guten Hoffnung zurückkehren.

Alexander von Humboldt war in der That, wie sein Bruder und seine Schwägerin vorausgesagt hatten,

auf die erste Nachricht von dieser Expedition auf Sturmesflügeln nach Paris geeilt.

Endlich! endlich! sollte sich ja sein heißester Wunsch erfüllen; endlich! endlich! sollte er sich ja an einer großen wissenschaftlichen Entdeckungsreise betheiligen dürfen, und noch dazu an einer Reise, die gerade jene Länder zum Ziele hatte, für die er seit seiner frühesten Jugend und namentlich seit seinem Bekanntwerden mit Georg Forster leidenschaftlich schwärmte.

Wenn man anfängt geographische Karten zu betrachten und Schilderungen der Seefahrer zu lesen, so fühlt man für gewisse Länder und gewisse Klimate eine Art Vorliebe, von der man sich im reiferen Alter keine Rechenschaft zu geben vermag. Eindrücke der Art äußern dann oft einen nicht unbedeutenden Einfluß auf unsere Entschlüsse, und — wie instinktmäßig — suchen wir Gegenständen, die schon so lange eine geheime Anziehungskraft für uns gehabt, wirklich nahe zu kommen.

Als sich Alexander von Humboldt — bald nach seinem Weggange von der Universität — mit dem Himmel beschäftigte, nicht um förmlich Astronomie zu treiben, sondern nur um die Sterne kennen zu lernen, empfand er jene bange Unruhe, welche Menschen, die ein sitzendes Leben führen, ganz fremd ist.

Der Hoffnung entsagen zu sollen, jemals jene herrlichen Sternbilder am Südpol zu erblicken, das schien ihm unmöglich. Im ungeduldigen Drange, die Aequa-

torialländer kennen zu lernen, konnte er nicht die Augen zum Sterngewölbe aufschlagen, ohne an das südliche Kreuz zu denken und sich die erhabenen Verse Dante's vorzusagen, die sich auf dies Sternbild beziehen: *)

Wie oft rief er damals:

Io mi volsi a mandestra e posi mente
All' altro polo, e vidi quattro stelle,
Non viste mai fuor ch'alla prima gente.

Goder parea lo ciel di lor fiammelle,
O settentrional vedovo sito,
Poi che privato se di mirar quelle. **)

Und nun sollte er sie sehen die so wunderbar herrlichen Sternbilder! — sollte er sie sehen diese Inseln der Südsee, Forsters Ideale! — diese Länder voll der köstlichsten Naturwunder!

---

*) „Voyage aux régions équinoctiales du nouveau continent" par A. de Humboldt et A. Bonpland. I. p. 209. „Alexander von Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents." Deutsche Bearbeitung von Hauff.: S. 183.

**) Rechts an des andern Poles Firmament
Boten sich dar vier Sterne meinen Blicken,
Die nur dem ersten Paar zu schau'n vergönnt.

Ihr Schimmer schien den Himmel zu entzücken:
O mitternächt'ger Bogen, so verwaist,
Weil du an ihnen nie dich kannst erquicken.

O, daß doch Freund Forster noch gelebt hätte, um sich bei dieser Reise mit ihm zu verbinden!

Aber Forster war nicht mehr.

Die Stürme der französischen Revolution hatten ihn ergriffen. Als einen ihrer glühendsten Anhänger sandten ihn die Republikaner von Mainz nach Paris, um den Convent zu vermögen, Mainz in seinen Freiheitsbund aufzunehmen. Da streckte das Schicksal, das ihn schon so viel verfolgt, seine eiserne Faust nach ihm aus. Nach Mainz zurückgekehrt, hatte er das Unglück, bei der Eroberung der Stadt durch die Preußen: Vermögen, Bibliothek und Handschriften zu verlieren. Zu diesem Schicksale gesellte sich aber auch noch ein zweiter nicht minder harter Schlag: die Trennung von seiner Gattin, die sich — mit seiner Erlaubniß — an seinen Freund Huber verheirathete. Indien sollte seinen Kummer bergen; da brach der Tod — vier Jahre vor der Zeit, bei der wir jetzt weilen — sein edles Herz.

Alexander hatte ihn tief betrauert, und die schmerzliche Erinnerung an den unglücklichen Freund tauchte jetzt um so lebendiger in ihm wieder auf, als er sich selbst so unendlich glücklich fühlte. Die Erlaubniß zur Mitreise war ihm ja geworden, er stand mitten in den Vorbereitungen zu derselben.

O wie schlug Alexander da das Herz so stürmisch froh, wie schwelgte sein Geist in den kühnsten Erwartungen. Die ganze Welt, die ganze Natur sollte sich

ihm jetzt aufthun, ... sollte jetzt gewissermaßen sein werden. Die Natur aber ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganzes. Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist daher: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelheiten prüfend zu sondern und doch nicht ihrer Masse zu unterliegen; der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt.*)

Auf diesem Wege gedachte auch Alexander von Humboldt auf der großen Reise, der Natur gegenüber, zu Werke zu gehen; — auf diese Weise hoffte er in glücklicher Anregung, daß sein Bestreben über die engen Grenzen der bisherigen Erfahrung hinausreichen solle; — daß es ihm gelingen werde, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung durch Ideen zu beherrschen.

Wer sein ganzes Leben, sein ganzes Streben, sein Hoffen und Wünschen, sein Sehnen und Wirken, mit einem Wort: sein ganzes Sein an irgend ein großes

---

*) Kosmos I. S. 6.

Unternehmen gesetzt, und nun endlich, nach jahrelangem Kämpfen, Ringen und Ueberwinden, nach tausend und abertausend Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten am Ziele angelangt ist, und der Erfüllung seiner Lebensaufgabe in das strahlende Antlitz schaut, — nur der kann fühlen, wie es jetzt Alexander von Humboldt zu Muthe war. Während seine Seele ein unbeschreibliches Wohlbehagen, eine oft stürmisch auflodernde Freude erfüllte, beglückte ihn schon seine vorbereitende Thätigkeit selbst. Er lernte noch arabisch; er trat mit den bedeutendsten Naturforschern und Mathematikern von Paris in Berührung, und seine „Forschungen über die Zusammensetzung der Atmosphäre,“ die er schon allein früher begonnen hatte, setzte er jetzt zum Theile mit dem berühmten Physiker Gay-Lussac fort, indem er eudiometrische*) Versuche zur chemischen Zerlegung des Luftkreises unternahm, welche er bei allen Witterungen und Jahreszeiten wiederholte und wodurch er sich um die Kenntniß dieses wichtigen Gegenstandes verdient machte. Diese gelehrten Forschungen knüpften sich an frühere, die er in den Bergwerken zu Freiberg begonnen, nämlich über „die unterirdischen Gasarten.“ Auch in dieser Beziehung arbeitete jetzt Alexander eifrig mit Gay-Lussac. Aber er arbeitete

---

*) Eudiometer, Luftgütemesser, nennt man das Instrument, welches den Sauerstoffgehalt der atmosphärischen Luft anzuzeigen und abzumessen bestimmt ist.

namentlich auch noch mit einem anderen Freunde, den er in der That lieb gewonnen hatte, und dies war der junge Aimé Bonpland.

Bonpland war ein liebenswürdiger Mensch, ein ächter Franzose: hübsch gewachsen, leicht beweglich, von intelligentem Aeußeren, lebhaften geistsprühenden dunkeln Augen, rabenschwarzem gekräuseltem Haare, feinen Zügen, die den unverkennbaren Stempel seiner Nation trugen, kleinen zierlichen Händen und Füßen und einer immer heiteren Seele.

Er war früher den medicinischen Studien durch seine Berufung zum Militär entrückt worden, kehrte aber, nachdem er als Chirurg auf einer Fregatte, welche gegen die Engländer kreuzte, seiner Dienstzeit genügt hatte, zu seinen Studien zurück. Der Eifer, mit welchem er seine wissenschaftlichen Ziele verfolgte, und seine Talente erwarben ihm sofort die Freundschaft Gay-Lussac's und Corvisart's, und diese Männer waren es denn auch, die ihm, dem noch so jungen Manne, die Vergünstigung verschafften, di Expedition in die Südsee mitmachen zu dürfen.

Dem jungen Bonpland war dabei, von seiner Dienstzeit her, ein gewisses militärisches Aussehen geblieben, was ihm so gut stand, als sein kleiner zierlicher Schnurrbart, und — vereint mit seinem ohnehin kühnen und energischen Wesen — etwas ungemein Lebensfrisches und Ritterliches gab. Dabei fehlte ihm aber keineswegs

jener scharfe Blick, jene geistige Ruhe, jene zähe, in wissenschaftlichen Untersuchungen ausdauernde Geduld, die dem Naturforscher so nöthig sind; so wie er auf der anderen Seite alle jene Eigenschaften besaß, die den Franzosen so liebenswürdig im Umgange machen. Daß sein leicht entzündliches Herz nicht gerade für die Treue in der Liebe geschaffen war, davon konnte Alexander natürlich nichts wissen. Es ging ihn dies ja auch gar nichts an. Seine Treue als Mann und Freund aber sollte das Schicksal durch ein langes Leben hindurch bekunden.

Jedenfalls gefiel der junge Bonpland Alexander von Humboldt sehr gut, so wie umgekehrt der junge deutsche Gelehrte auf Bonpland den besten Eindruck machte. Ein Freundschaftsbund schloß sich daher bei den ganz gleichen Strebungen fast wie von selbst, und so sahen beide Männer dem Auslaufen der Expedition, für die sie schwärmten, mit gleicher Sehnsucht, mit gleicher Ungeduld, mit gleicher Freude entgegen.

Jetzt — nach einer Anwesenheit von einigen Monaten in Paris — waren alle Vorbereitungen getroffen. Alexander von Humboldt hatte sich für schweres Geld die vorzüglichsten Instrumente angeschafft, und war eben mit deren sorgfältiger Untersuchung und theilweiser Verpackung beschäftigt, als sein Bruder und dessen Gattin zu ihm in das Zimmer traten.

Frau von Humboldt trug ihr jüngstes Kind, einen

herrlichen Knaben von ohngefähr einem Jahre, auf dem Arme. Der Kleine hatte sich herzig an die Mutter geschmiegt und diese schaute ihn von Zeit zu Zeit mit seligen Blicken an, aus welchen aber, so oft sie den Gatten oder den Schwager trafen, etwas stolz Triumphirendes aufblitzte. Der kleine Theodor war indessen auch ein ganz allerliebster Bursche: dick und fett und so recht zum küssen. Sein Gesichtchen hatte dabei einen Ausdruck der kindlichsten, unschuldigsten Fröhlichkeit, und doch deuteten seine schönen braunen Augen auf etwas Tieferes. Lieblich kräuselte sich das blonde Haar auf dem runden Köpfchen, während sein Mund einer der reizendsten war, den man an einem Kinde sehen konnte.

Auch der vierjährige Wilhelm, der, nebst der sechsjährigen Caroline, mit den Eltern eingetreten, war ein schöner Knabe, kindlichen Trotz und Eigenwillen in den Zügen und doch daneben auch wieder einen Zug unendlicher Güte. Caroline — oder „Li", wie sie die Eltern nannten — gab dagegen schon jetzt ein Spiegelbild der Mutter ab. Liebenswürdig in ihrer Erscheinung, konnte sie bei großer Zartheit eine gewisse Sentimentalität nicht verbergen, die dem Mädchen aber, da sie ganz natürlich war, gut stand und ihrem Wesen etwas ungewöhnlich Interessantes gab. *)

---

*) Mitgetheilt von Varnhagen von Ense: „Bildniß-Gallerie aus Rahel's Umgang" I. 147.

„Guten Morgen Onkel Alexander!" — riefen jetzt die zwei größeren Kinder zugleich und sprangen freudig auf den Begrüßten zu; denn Alexander hatte sich durch seine große Herzensgüte einen nicht unbedeutenden Platz in ihren Herzen gewonnen.

„Guten Morgen, Kinder!" — entgegnete der Onkel, in dessen hoffender Seele heute alles wie Licht und Liebe war; und er hob beide zu sich empor und küßte sie herzlich. Aber der kleine Wilhelm gebärdete sich dabei sonderbar: er machte bei dem Aufheben eine fast trotzige Miene, indem er zugleich beide Hände mit Aengstlichkeit fest auf dem Rücken zusammenhielt.

„Nun, was hast du denn, kleiner Mann?" — frug jetzt Alexander lächelnd, nachdem er ihn niedergesetzt. — „Du schneidest ja ein Gesicht, als wolltest du eine Schlacht kommandiren und hältst die Hände von mir ab, als ob ich vergiftet wäre."

Auch die Eltern lächelten jetzt.

„Weil er dich überraschen will!" — meinte Li — „und fürchtet du wirst's ihm zerbrechen."

„Ueberraschen? — Und was zerbrechen?" — wiederholte Alexander.

Jetzt aber strahlte des kleinen Wilhelm Antlitz in voller Freude, und mit dem Ausdruck kindlicher Schlauheit und doch auch mit einem gewissen Stolze reichte er dem Oheim ein handgroßes Etui dar.

Alexander von Humboldt öffnete es, ... da traten

Thränen der Freude und der Rührung in seine Augen: das Etui enthielt ein allerliebstes Familienbild: Wilhelm, seine Gattin und die Kinder darstellend.

„Da wir dich doch nicht in Person über den Ocean begleiten können!" — sagte dabei Wilhelm mit leise zitternder Stimme, — „so mag dies Bild mit dir ziehen und dich auf der großen Wasserwüste wie in den Urwäldern Amerika's daran erinnern, daß dir im fernen, fernen Heimathlande noch liebende Herzen schlagen."

„Bruder!" — entgegnete Alexander erschüttert, indem er den beiden Gatten seine Hände reichte — „ich hätte dich, ich hätte euch auch ohne dies Bild nicht vergessen; aber so ist es mir noch lieber; euer Bild soll mein Amulet auf allen meinen Reisen sein!"

Aber die freudig-wehmüthige Stimmung sollte bald einer doppelt heiteren weichen: es kamen glückwünschende Briefe von Kunth und Leopold von Buch an. Auch Besuche trafen ein, und zu Mittag vereinte eine glänzende Tafel fast sämmtliche Freunde des Hauses. Wilhelm von Humboldt feierte die Theilnahme seines Bruders an der ehrenvollen Unternehmung der französischen Regierung und Alexander's demnächste Abreise durch ein splendides Diner. Der Champagner floß, die Conversation war auf das heiterste belebt; Witz und Laune machten sich in frohen Sprüngen gelten. Unter allen Anwesenden aber war es namentlich der junge Bonpland, der in fast ausgelassener Lust schwamm. Nur eines blieb auffallend,

ja fast räthselhaft.... Gay-Lussac, der erste Freund des Hauses und Alexander's, war ausgeblieben.

Eben jetzt stritt man mit Laune darüber, welches Reich der Natur den Vorzug verdiene. Da nahm Bonpland sein volles Champagnerglas und brachte es: „den Kindern Flora's!"

„Denn!" — rief er dabei, und seine dunkelen Augen funkelten in Begeisterung — „macht nicht die Pflanzenwelt die Erde erst zum Paradiese? gibt sie uns nicht, selbst vom praktischen Standpunkte aus betrachtet, Speise, Trank, Wohnung, Kleidung, Feuerung, Hausgeräthe und tausend Bequemlichkeiten? Wohlgerüche und Blumenfarben, Arzeneien und .... das Bild des Schönsten, was die Erde trägt,.... das Bild der Liebe und des Weibes?"

„Dafür müssen wir aber schwer genug zahlen!" — entgegnete Frau von Staël lächelnd — „wir geben ihr uns selbst, mit Haut und Haar zur Revanche!"

„Und sie uns wieder eine grüne Decke über die Stätte der Ruhe!" — versetzte Bonpland.

„Ich gestehe!" — fiel hier Frau von Humboldt ein — „daß ich es mit unserm Freunde halte. Das Leben des Thieres ist ewige Unruhe und Unbeständigkeit; das stille Leben der Pflanzen aber gibt uns das Bild des Weisen, der, im Verborgenen wirkend, doch unendlichen Segen spendet. Blumen machen das Erdenglück vieler Tausende!"

„Rousseau“ — fiel Frau von Staël ein — „hoffte im Elysium Kränze zu winden für wahre und gute Menschen.“

„Und Linné“ — sagte Benjamin Constant — „ward mehreremale wieder gesund über die Freude, eine neue Pflanze gefunden zu haben.“

„Aber auch einmal sehr krank“ — ergänzte Lalande — „als der Gärtner des akademischen Gartens von einer so eben aus Surinam angekommenen Cochenillefeige die noch lebenden Insekten ..... ablas und tödtete!“

„Kann es aber auch etwas Entsetzlicheres geben!“ — rief der junge Bonpland — „als seine schönsten Hoffnungen so getäuscht zu sehen?!“

„Erwartungen, die man jahrelang gehegt!“ — bekräftigte Alexander von Humboldt. — „Uebrigens“ — fuhr dieser jetzt fort — „haben namentlich wir Deutsche der Pflanzencultur gar viel zu danken. Hätten uns unsere Voraltern nicht aus Italien und Gallien das Obst und die Rebe geholt, so könnten wir uns heute noch mit Holzbirnen und Holzäpfel, mit Vogelbeeren und Schlehen begnügen, und unser liebes Deutschland wäre dann noch heut zu Tage des Tacitus Germania, sylvis horrida, frugiferarum arborum impatiens!“ *)

---

*) Deutschland, starrend an Wäldern, keine Fruchtbäume tragend.

„Und" — sagte Frau von Humboldt — „Tausend Einsamen sind Blumen ihre Tröster, ihre Welt, ihr Alles. Im Pflanzenreiche liegt etwas so Sanftes, Reinigendes, Liebendes. Um, wie die Pflanzen, anzuziehen, haben die Thiere zu viel und die Mineralien zu wenig Leben. Ein Unbekannter, der Blumen liebt, hat schon im Voraus unser Vertrauen gewonnen."

„Ja, ja!" — meinte Alexander von Humboldt — „Blumen sind die Liebe des Kindes, das Alles hoffen darf und die letzte Liebe dessen, der nichts mehr zu hoffen hat."

„Wir aber!" — rief hier Bonpland freudestrahlend — „wir hoffen der Wissenschaft Tausende von neuen Pflanzen durch unsere Entdeckungen zuzuführen; — wir hoffen nicht unser Wissen allein zu erweitern, sondern auch die Mannichfaltigkeit der Botanik überhaupt durch neue, bis jetzt noch unbetretene Wege auf eine höhere Stufe zu erheben."

„Ich beneide euch, Ihr Glücklichen!" — fiel jetzt Lalande ein. — „Denn wer sollte den Genuß solcher Reisen und der damit verbundenen Forschungen nicht tief mitempfinden. Ich weiß, von meiner Sternwarte her, welche Seligkeit neue Entdeckungen dem Entdecker bieten. Während der ungebildete, im gewöhnlichen Fahrwasser träge dahinschwimmende Mensch die leuchtenden Gestirne an ein krystallenes Himmelsgewölbe heftet, erweitert der Astronom die räumliche Ferne; er begrenzt

unsere Weltengruppe, nur um jenseits andere ungezählte Gruppen — eine aufglimmende Inselflur — zu zeigen. Das Gefühl des Erhabenen, in so fern es aus der einfachen Naturanschauung der Ausdehnung zu entspringen scheint, ist der feierlichen Stimmung des Gemüthes verwandt, die dem Ausdruck des Unendlichen und Freien in den Sphären ideeller Subjectivität, in dem Bereich des Geistigen angehört. Auf dieser Verwandtschaft, dieser Bezüglichkeit der sinnlichen Eindrücke beruht der Zauber des Unbegrenzten, sei es auf dem Ocean oder im Luftmeere, sei es im Weltraume, in den die nebelauflösende Kraft großer Fernröhre unsere Einbildung tief und ahnungsvoll versenkt."

„Dann hat aber auch Burke unrecht!" — versetzte Frau von Staël — „wenn er behauptet: daß die Bewunderung und das Gefühl des Erhabenen allein aus der Unwissenheit von den Dingen der Natur herrühre."

„Gewiß hat er hier unrecht!" — entgegnete Alexander von Humboldt. — „Einseitige Behandlung der physikalischen Wissenschaften, endloses Anhäufen roher Materialien konnten freilich zu dem, nun fast verjährten Vorurtheile beitragen, als müßten nothwendig wissenschaftliche Erkenntniß das Gefühl erkälten, die schaffende Bildkraft der Phantasie ertödten und so den Naturgenuß stören. Wer aber in der bewegten Zeit, in der wir jetzt leben,

noch dieses Vorurtheil nährt, der verkennt, bei dem allgemeinen Fortschreiten menschlicher Bildung, die Freuden einer höheren Intelligenz. Um dies Höhere zu genießen, müssen freilich in dem mühsam durchforschten Felde specieller Naturformen uud Naturerscheinungen die Einzelheiten zurückgedrängt und von dem selbst, der ihre Wichtigkeit erkannt hat, und den sie zu größeren Ansichten geleitet, sorgfältig verhüllt werden. Mit wachsender Einsicht vermehrt sich aber das Gefühl von der Unermeßlichkeit des Naturlebens und mit diesem das unbeschreibliche Glück der Naturanschauung selbst. Gelingt uns daher unser großes Vorhaben!" — setzte Alexander von Humboldt begeistert hinzu — „so erweitern wir nicht nur unsere geistige Existenz, sondern auch die aller einzelner Menschen!"

„Wohl denn, meine Freunde!" — rief jetzt der Legationsrath, indem er sein Champagnerglas voll goß und es dann hoch aufhob. — „Folgen Sie meinem Beispiele und bringen wir ein freudiges „Hoch!" dem glücklichen Auslaufen der Expedition und dem segensreichen und glücklichen Wirken der daran Betheiligten!"

Und eben erhoben sich Alle in der heitersten Laune, ... als die Thüre rasch aufgerissen wurde und Gay-Lussac todtenbleich eintrat. — „Auf was wollen Sie anstoßen?" — rief er, mit weitgeöffneten Augen, als ob er einen Geist sehe.

Der Hausherr wiederholte seine Worte.

„Dann halten Sie ein!“ — rief Gay-Lussac zornig — „und zerschmettern Sie Ihre Gläser an der Erde!“

„Um Gottes Willen?“ — riefen Mehrere — „was ist geschehen?“

„Freund!?“ — sagte Alexander von Humboldt; aber die Stimme versagte ihm jedes weitere Wort.

„Was geschehen ist?“ — rief Gay-Lussac und warf sich erschöpft in einen Sessel: — „der unselige Krieg ist wieder erklärt und die ganze Südsee-Expedition, die der Wissenschaft eine so ungemeine Erweiterung, dem Staate und der Cultur so köstliche Früchte versprach ...... findet nicht statt!“ *)

Ein Schrei der Ueberraschung drängte sich über Aller Lippen; Alexander von Humboldt glich einer Alabasterstatue.

„Und warum denn nicht?“ — rief Bonpland, der so bleich wie Humboldt geworden war. — „Was hat der Krieg mit der Wissenschaft und unserer Expedition zu thun?“

„Sehr viel!“ — entgegnete Gay-Lussac finster. — „Die Regierung hat sofort den Befehl ertheilt, die dafür angewiesenen Fonds zurückzuhalten, da sie jetzt für den Krieg zu verwenden seien.“

„Und sind Sie Ihrer Sache gewiß?“ — frug nach

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent.“ I 43.

einer Pause allgemeinen Staunens und Schreckens Alexander von Humboldt ruhig aber wie mit Grabeston.

„Ich bin ihrer gewiß!“ — entgegnete Gay-Lüssac, — „denn ich komme soeben von dem Kriegsminister.“

Todtenstille trat ein.

Eine große schöne menschliche Hoffnung war neuerdings zu Grabe getragen.

Und wieder Täuschung.

Mit Schmerz hatte Alexander von Humboldt diesen neuen Schlag alle seine Aussichten vernichten sehen; — ein einziger Tag hatte dem Plane, den er für mehrere Lebensjahre entworfen, ein Ende gemacht.*) Aber Alexander war Mann genug, auch diese Widerwärtigkeit zu überwinden: er beschloß nur, sobald als möglich — auf welche Weise es auch immer sein möge — von Europa fortzukommen, ... irgend etwas zu unternehmen, das seinen Unmuth zerstreuen könne. Und siehe, abermals tauchte ein neuer Hoffnungsstrahl auf.

Alexander von Humboldt ward mit dem schwedischen

*) Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden. S. 6. Klenke: 40.

Consul Skiöldebrand, bekannt, der dem Dey von Algier Geschenke von Seiten seines Hofes zu überbringen hatte und durch Paris kam, um sich in Marseille einzuschiffen. Skiöldebrand war lange auf der afrikanischen Küste angestellt gewesen, und da er bei der algierischen Regierung gut angeschrieben war, konnte er für Humboldt leicht auswirken, daß dieser den Theil der Atlaskette bereisen dürfe, auf den sich die bedeutenden Untersuchungen Desfontaines nicht erstreckt hatten.

Alexander athmete frisch auf; jetzt endlich hatte sich doch wohl die Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Reise gefunden, und waren es auch nicht die so heiß ersehnten Inseln der Südsee, — nicht die gewaltigen Urwälder Amerika's, — so war es doch immer ein interessanter Küstenstrich Afrika's, den er durchforschen konnte; Bonpland war bereit ihn zu begleiten.

Jetzt also galt es einen neuen Plan zu entwerfen; und beide, von der alten Begeisterung getragen, durch das eben erlittene Mißgeschick nur noch fester verbunden, waren bald mit demselben im Reinen. Erst sollte es mit der schwedischen Fregatte des Consul Skiöldebrand nach Afrika gehen: hier waren die hohen Gebirgszüge Marokko's zu untersuchen, und wenn das geschehen, war ein Anschluß an die nach Mekka gehende Caravane beschlossen; der Weg führte alsdann geradezu über den persischen Meerbusen nach Ostindien.

So verließ denn Alexander von Humboldt, nachdem

er sich von seinem Bruder und dessen liebenswürdiger Familie losgerissen, gegen Ende October 1798 Paris, und begab sich, völlig ausgerüstet, mit seinem Freunde Bonpland nach Marseille, um hier das Eintreffen der schwedischen Fregatte abzuwarten.

Aber noch schien die Zahl der Täuschungen für ihn nicht voll. Es war, als wolle das Schicksal ihn an der europäischen Küste zurückhalten, oder ihn eine andere, bessere Bahn aufsuchen lassen.

Zwei Monate wartete er mit seinem Reisegefährten Bonpland in Marseille ...... die schwedische Fregatte, welche den Consul nach Algier bringen sollte, erschien nicht!*)

Herr von Skiöldebrand, der auch schon in Marseille harrte, ward so ungeduldig, seinen Bestimmungsort zu erreichen, als die beiden Naturforscher; .... aber die Fregatte kam nicht. Alle Drei bestiegen mehrmals den Berg Notre Dame de la Garde, von dem man weit in das Mittelmeer hinaus blicken konnte .... die Fregatte kam nicht. Jedes Segel, das am Horizonte sichtbar wurde, setzte sie in Aufregung .... umsonst .... zu der ersehnten Fregatte gehörte es nicht.

So kamen auch eines Tags die drei Herren wieder in Aufregung und stiller Verzweiflung von dem Berge herab und traten, im höchsten Grade mißstimmt, in ein

---

*) Klenke: S. 42.

Kaffeehaus. Die Zeitungen sollten sie zerstreuen, da sah Alexander seinen Freund Bonpland plötzlich erblassen.

„Was ist Ihnen!“ — frug Alexander rasch.

Bonpland aber zeigte schweigend auf eine Stelle der Zeitung: Skiöldebrand und Humboldt lasen. Da stand die unselige Nachricht: daß die schwedische Fregatte, die sie nach Algier bringen sollte, in einem Sturme an den Küsten von Portugal stark gelitten und in den Hafen von Cadix eingelaufen sei. An eine Weiterreise des „Jaramas,“ so hieß das Schiff, sei vorerst nicht zu denken.

Alexander war wie vernichtet. Er glaubte fast, das Herz müsse ihm brechen, und es bemächtigte sich seiner eine Stimmung, bei welcher sich ein Schmerzgefühl in alle seine Empfindungen mischte.

Welcher Mann von Geist und Charakter wäre Täuschungen nicht gewachsen? und welcher Sterbliche könnte von sich sagen, daß ihn das Leben nie Veranlassung gegeben habe, sich in der Ueberwindung von Täuschungen zu üben?

Wenn aber alle Hoffnungen und Erwartungen, die wir bei redlichem Streben auf die Erlangung des Zieles gesetzt, das wir als unseren Lebenszweck erkannt haben, vernichtet werden, so fühlt sich auch der Stärkste in der Wurzel seines Daseins verletzt und seine Seele wird umdüstert und verfinstert.

So ging es jetzt in der That Alexander von Humboldt. Nicht einen Augenblick verlor er sein Ziel aus den Augen; — nicht um ein Haar änderte er sein Vorhaben, Europa zu verlassen; im Gegentheile, alle diese Täuschungen und vernichteten Hoffnungen machten, daß sich sein Entschluß nur noch kühner aufbäumte; aber die bisherige Freudigkeit war ihm für den Augenblick benommen. Freilich trübte dies auch seinen Blick; während eine nicht zu tadelnde Ungeduld ihn und Bonpland antrieb, jede Gelegenheit zum Abreisen zu benutzen. Beide ahnten dabei freilich nicht, welchem Mißgeschick sie sich dadurch beinahe verkauften.

Im Hafen von Marseille lag zur Zeit ein kleines ragusanisches Fahrzeug, bereit nach Tunis unter Segel zu gehen. Dies schien den beiden Freunden eine günstige Gelegenheit, sich dem Banne zu entziehen, der in Europa in der That auf ihnen zu liegen schien; kamen sie doch auf diese Weise wenigstens in die Nähe von Aegypten und Syrien.

Nach kurzen Unterhandlungen wurden sie auch wirklich mit dem Capitän wegen des Ueberfahrtspreises einig; am folgenden Tage schon sollte es unter Segel gehen ..... da ..... verzögerte sich die Abreise abermals.

Aber welch' ein Glück lag diesmal in der Verzögerung! Noch am selben Tage traf in Marseille die Schreckenskunde ein, daß die tunesische Regierung eine

Verfolgung gegen sämmtliche in der Berberei wohnenden Franzosen verhängt habe und jeden Neuankommenden Tod oder Sklaverei erwarte!

Beide Freunde waren einer großen Gefahr entgangen; aber .... mit ihrem Reiseplan war es abermals nichts!

Was war nun zu machen?! — An eine Abreise vor dem kommenden Frühjahre war nun nicht mehr zu denken, und doch stand der Entschluß, sein großes Vorhaben auszuführen, gerade jetzt riesiger und fester denn je vor Alexander von Humboldt's Seele und Bonpland war ein Gedanke mit ihm.

Nach längerer Ueberlegung entschlossen sie sich endlich, den Winter in Spanien zuzubringen. Auch hier war ja für die Wissenschaft gar Manches zu thun und unter der Hand konnte man sich dabei nach einer passenden Schiffsgelegenheit für das kommende Frühjahr umsehen.

„Auf nach Madrid!“ — hieß es denn jetzt, und so machten sich beide Reisende mit Beginn des neuen Jahres auf den Weg.

Wie aber Alexander von Humboldt nie und nimmer die höheren Zwecke des Lebens auch nur für die kürzeste Zeit außer Augen ließ: so wurde auch dieser kleine Weg schon wissenschaftlichen Forschungen gewidmet. Alexander bestimmte, da er ja ohnehin mit den vortrefflichsten Instrumenten ausgerüstet war, die Höhe und astronomische Lage vieler wichtiger Punkte, bestieg die hohen

Zacken des Montserrat und ermittelte die wahre Höhe der Centralebene von Kastilien, während Bonpland die Pflanzenwelt durchsuchte und reiche Beute sammelte.

Endlich war Madrid erreicht. Aber damit schien es auch, als ob plötzlich ein günstigerer Stern für Alexander aufsteigen wolle.

Er fand hier den sächsischen Gesandten, Baron Forell, einen liebenswürdigen Mann, der mit ausgebreiteten mineralogischen Kenntnissen das regste Interesse für die Naturwissenschaften überhaupt verband. Der Gesandte nahm sich daher der Reisepläne Alexanders von Humboldt mit großer Bereitwilligkeit an, und führte seinen neuen Freund, — sowie dessen Begleiter, Bonpland, — sofort bei dem aufgeklärten spanischen Minister Don Mariano Luis de Urquijo ein. Hier aber durften sich die Reisenden nun eines wirklichen und seltenen Glückes erfreuen, denn auch Ritter Urquijo war — was nicht gerade jeder Minister ist — ein Mann der Wissenschaft, und so kamen Beide durch dessen freundliche Vermittlung und warme Empfehlung zu einer Vorstellung bei Hofe.

Es war dies zu Aranjuez und Alexander fand dabei Gelegenheit, dem Könige die wissenschaftlichen Gründe, so wie die Vortheile der beabsichtigten Entdeckungen für das praktische Leben auseinander zu setzen, und in der That! er war dabei so glücklich, den König auf das Huldvollste für sein Vorhaben zu stimmen.

So ward Alexander denn die seltene königliche Erlaubniß, ohne irgend eine Beschränkung oder hindernde Bedingung, alle spanischen Ländergebiete in Amerika besuchen und durchforschen zu dürfen und Don Mariano Luis de Urquijo versprach ihm dazu seine schützende und fördernde Vermittlung.

Wer aber vermöchte nun die Freude auszudrücken, die Humboldt und seinen jungen Freund Bonpland erfaßte! Alexander war seit einem Jahre so vielen Hindernissen begegnet, daß er jetzt kaum glauben konnte, daß sein sehnlichster Wunsch endlich in Erfüllung gehen sollte. Es überkam ihn daher hier — wie wohl jeden Sterblichen bei einer ähnlichen schnellen und günstigen Wendung des Geschickes — eine Art Beklommenheit, die ihn fast einen neuen Umschwung der Verhältnisse fürchten ließ und ihn, gespornt noch durch die jetzt mit doppelter Macht neu erwachte Reiselust, mit Sturmeseile aus Madrid und der Küste zutrieb.

Fort, fort! ging es daher jetzt, ohne sich lange bei neuen Vorbereitungen aufzuhalten; fort von Madrid, um einen Hafenplatz zu erreichen! — fort! — an den schönen Gebirgsketten und Felsen Galiziens, an den Granitspitzen bei Corunna, an den Durchbrüchen des Meeres vorüber, das einst diese, vor vielen Jahrtausenden zusammenhängend gewesenen Bergketten und schroffen Felswände zerrissen haben mußte.

Nach Corunna sollte es gehen, dorthin waren beide

Reisende von dem Minister und ersten spanischen Staats-secretär an den Kommandanten Don Raphael Clavigo empfohlen; — dort lag die Corvette Pizarro welche bestimmt war, nach Havanna und Mexiko zu segeln; mit ihr sollte endlich und endlich der Sehnsucht heiß erstrebtes Ziel erreicht werden! Rasch und rascher ging die Reise. Sie kamen an . . . . da hatten die Engländer den Hafen blokirt, und die Verbindung zwischen dem Mutterlande Spanien und den spanisch-amerikanischen Colonien abgeschnitten. —!*)

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent", par A. de Humboldt et A. Bonpland I. p. 51.

Humboldt's Reise in die Aequinoctial Gegenden des neuen Continents: S. 8 u. f. Klenke: S. 43 u. f.

Der Wachtthurm des Herkules.

Unweit der Hafenstadt Corunna erhebt sich am Meeresufer ein mächtiger steiler Felsen, auf dessen Spitze „der Wachtthurm des Herkules," auch „der eiserne Thurm" genannt, thront. Es ist ein schönes, stattliches Bauwerk, dieser zwei und neunzig Fuß hohe Leuchtthurm mit seinen vier und einem halben Fuß dicken Mauern, die durch ihre Bauart verrathen, daß er unzweifelhaft ein Werk der Römer sei. Gibt doch auch eine in der Nähe der Fundamente gefundene Inschrift den Thurm als ein Werk des Cajus Servius Lupus, Architekten der Stadt Aqua Flavia, an.

Die Römer hatten wohl hier schon die Trümmer eines griechischen, dem Hercules geweihten Bauwerkes gefunden; denn griechische Colonien waren es, die sich in den ältesten Zeiten hier niedergelassen; ja die Sage will

wissen, daß es die Gefährten des Herkules selbst gewesen seien, die hier gelandet.*)

Und wie vortrefflich ist der Hafen, den hier die Natur selbst errichtet; findet sich doch weit und breit kein Ankerplatz, der so tief in das Land hineinschneidet. Es ist ein enger, von steilen Granitfelsen gebildeter Canal, bei dessen Ansicht man auf den ersten Blick gewahrt, daß er von einer gewaltigen Fluth oder durch wiederholte Stöße ungemein heftiger Erdbeben entstanden sein müsse.

Tief unter dem Thurme, am Grunde des Felsens, brandet das Meer; und während der steinerne Riese mit seinem Flammenauge weit über die ewig bewegte unabsehbare Wasserfläche hinausschaut, zerschlagen die schäumenden Wogen ihre schaumgekrönten Häupter an den schwarzen Granit-Rippen des himmelanstrebenden Felsen. O! es ist ein großer, gewaltiger Anblick von da oben herab! Wie sie kommen und gehen, alle diese Tausende und Abertausende, diese Millionen Wogen, hoch und gewaltig oft, von Sturm und Wetter gepeitscht und dann wieder majestätisch ruhig unter dem blauen reinen Him-

---

*) Asclepiades von Myrläa in seiner Geographie von Spanien. Alexander von Humboldt: Reise u. s. w. S. 19. „Voyage aux régions équinoxiales.“ I 53.

Phönicier und Griechen besuchten diese Küste Spaniens wegen des Handels mit Zinn, das sie von hier, wie von den Cassiterischen Inseln, bezogen.

melsbogen. Die Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt dann wie spielend an. Wie eine Syrene lächelt sie; aber trauet ihr nicht, sie ist ja ein Theil des großen, treulosen und tückischen, die Welt umspannenden Ungeheuers. Und doch liegt in diesem Zuge nur der Charakter einer Naturkraft, die sich ihrer Stärke erfreut und in ihrer Größe und Unmittelbarkeit sich um Glück und Unglück der Erdenwürmer nichts kümmert, sondern schweigend und ernst nur den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie unterworfen ist.

Heute aber und bis jetzt war das Meer ruhig; ja, von dem Thurme herabgeschaut, lag es glänzend und still da, wie ein ungeheurer Spiegel, den tiefblauen Himmel und seine strahlende Königin in ihrer ganzen vollen Schöne wiedergebend. Aber steige nur herab, dann wird dein lauschendes Ohr das Murmeln und Schlagen der an den Felsenfuß heranrollenden Gewässer vernehmen und dein Auge entdecken: daß sich die ganze unermeßliche Fläche auch jetzt wie in leisen Athemzügen hebt und senkt. Das ist die „Grunddünung,“ wie es der Seemann nennt.

Und welche Schätze der Natur werfen die spielenden Wellen aus: Weichthiere und Muscheln, Tange und sonstige Meerespflanzen. Denn auch das Meer hat seine Wiesen und Wälder, so gut wie seine Berge, Thäler und Ströme, nur seltsamer, wunderbarer noch, als die Erde.

Die ganze submarine — unterseeische — Vegetation wird fast ausschließlich von einer einzigen großen Pflanzenklasse, „den Algen oder Tangarten," gebildet. Obwohl geschlechtslose Pflanzen und sehr einförmig in ihren Fortpflanzungsorganen, entwickeln dieselben doch einen so außerordentlichen Formenreichthum, daß eine Landschaft am Boden des Meeres kaum weniger interessant und mannigfaltig ist, als eine Gegend, welcher die wärmere Tropensonne den Charakter vegetativer Ueppigkeit verliehen hat: Die eigenthümliche bald gallertartig weiche, bald knorplig-derbe Beschaffenheit aller Theile, die seltsame Vereinigung runder, langgestreckter und wiederum flach ausgebreiteter Organe, welche gleichwohl die Anwendung der Ausdrücke „Stengel und Blatt" sogleich als völlig unpassend erkennen lassen, die prachtvollen intensiven Farben von Grün, Olive, Gelb, Rosa und Purpur, zuweilen regenbogenähnlich auf derselben blattähnlichen Fläche verbunden, geben dieser Vegetation durchaus den Charakter des Ungewöhnlichen, Mährchenhaften. Noch zu Linné's Zeiten war unsere Kenntniß dieser Pflanzen sehr geringe. Die 70 Arten, welche jener Vater der Botanik bei Aufstellung seines Systems kannte, haben sich gegenwärtig auf fast 2000 vermehrt, und zwar sind es gerade nicht nur die kleinen, leicht zu übersehenden Formen, sondern die größten Arten, die 100 bis 1500 Fuß langen Riesen der unterseeischen

Wälder, mit welchen uns erst neuere Forscher bekannt gemacht haben. Lamouroux, Bory St. Vincent und Greville haben sich auf diesem Felde die größten Verdienste um die Wissenschaft erworben. Vor Allem aber haben in neuester Zeit die Expeditionen des Capitän Roß nach den Südpolargegenden und die auf Kosten des Kaisers von Rußland und der Petersburger Akademie unternommenen Reisen von Martius, Postels, von Baer und Andern in die nördlichen Polarländer uns eine ganz neue Ansicht dieser Verhältnisse eröffnet.

An den Küsten der Insel Sitka zeigt sich dem Taucher diese eigenthümliche Vegetation in ihrer üppigsten Fülle. Einem Urwalde gleich drängt sich hier Pflanze an Pflanze. Die kleinen Conferven und Ectocarpeen überziehen den Boden mit einem grünen Sammetteppich, auf dem der Meersalat mit seinem breiten Laube die größern Kräuter vertritt; — dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mantelförmig gefalteten Irideen in prachtvollem Rosenroth oder Scharlach; — mannigfaltige Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwischen denen dann wieder die prachtvolle Meerrose mit ihrem zarten Farbenspiel hervorleuchtet; — gelb, grün und roth schillernd, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald als mehrere Fuß lange und breite Blätter im Strome schwankend, bilden die seltsam netzförmig durchbrochenen Thalassiophylen und Agaren, die größeren Büsche dieses Waldes; als dessen Bäume erscheinen dann

aber die oft 30 Fuß langen, breiten Bändern gleich wallenden Laminarien, wechselnd mit den buschig verzweigten Macrocystisarten mit ihren birnengroßen Blasen; dann zeigen sich die langgestielten Alarien, deren Stamm, sonderbar von einem manchettenähnlichen Blattbüschel umfaßt, sich nach oben in das riesenförmige, oft 50 Fuß lange Blatt ausbreitet. Aber alles überragend heben sich dazwischen die merkwürdigen Nereocysten hervor; aus korallenähnlicher Wurzel steigt der fadendünne Stiel bis zu einer Länge von 70 Fuß auf, allmälig keulenförmig bis zu einer mächtigen Blase anschwellend, auf dieser schwankt dann ein dichter Büschel schmaler, bis 30 Fuß langer Blätter. Man könnte sie die Palmen des Meeres nennen. Und diese ganze mächtige Pflanze ist das Product weniger Monate, denn alljährig stirbt sie ab und erzeugt sich auf's Neue durch ihren Samen. — Den Boden dieser unterseeischen Wälder aber beleben die Seesterne, an den Stämmen haften die Muscheln und Balanen, zwischen dem Laube jagen die gefräßigen Raubfische ihrer schwächeren Beute nach, und auf den schwimmenden Inseln, welche von den dichtgedrängten Blättern der Nereocysten gebildet werden, ruht die glänzende Meerotter, behaglich im Sonnenscheine sich wärmend, weßhalb die Pflanze vom Volke mit dem Namen „Otternkohl" (Bobrowaya Kapusta) bezeichnet wird. So vollendet sich das Gemälde einer Landschaft, welche in

ihrer Eigenthümlichkeit zu bewundern nur wenig Sterblichen vergönnt ist.

Und Tange und Weichthiere suchend und untersuchend bewegten sich eben jetzt, zur Zeit der Ebbe, zwei Männer am Fuße der Felswand hin und her, auf der sich der Wachtthurm des Hercules erhob.

„Nun?“ — sagte jetzt der Eine der Beiden, ein junger hübscher Mann, dessen Züge sofort seine französische Abkunft verriethen, zu dem Anderen, der mit deutscher Gründlichkeit eben einen Gegenstand unter dem Mikroskope betrachtete, welches er auf einem leichten tragbaren Gestelle, dessen Fuß im Sande ruhte, aufgestellt hatte. — „Nun? welchen wissenschaftlichen Schatz haben Sie denn da erwischt, lieber Humboldt!“

„Ein Thier aus der Ordnung der Walzenscheiden!“ — entgegnete der Angeredete ohne aufzuschauen. — „Prächtiges Exemplar: glashelle Durchsichtigkeit, — fast der ganze Körper ist von einem länglichen mit sonderbaren Spitzen versehenen Kiemensacke gebildet, der deutlich aus einer äußeren Mantelschichte und einer inneren Hautschichte besteht, in welcher Bündel oder kranzweise Bänder von Muskelfasern angebracht sind.“

„Sehen Sie auch die Eingeweide?“ — frug hier Bonpland mit Interesse, — denn er und niemand Anders war der junge Mann.

„Gewiß!“ — versetzte Alexander von Humboldt. —

„Die Eingeweide sind in einem kleinen, runden Knoten zusammengedrängt.“

„Dem Nucleus. Und welche Farbe hat dieser?“

„Er ist roth.“

„Das ist also wohl der Punkt, der bei Nacht mit so wunderbarem rothgelbem Lichte leuchtet?“

„Unstreitig!“ — sagte Humboldt noch immer über das Mikroskop gebeugt.

„Und erkennen Sie auch den Nervenknoten?“

„Er ist auf der Rückenfläche und zwar an der Anheftungsstelle des Kiemenbalkens zu sehen.“

„Und zeigen sich auch Flimmerhaare, als Bewegungsorgane, wie bei den Seescheiden?“

„Auf der Bauchfläche und am Maule. Aber sehen Sie jetzt einmal selbst!“ — sagte hier Humboldt, indem er Bonpland an das Mikroskop ließ. — „Es sind doch wunderbar merkwürdige Erzeugnisse der Natur, diese Weichthiere!“

Beide Männer besprachen sich jetzt noch einige Zeit über den vorliegenden kleinen Meerbewohner; dann sagte Humboldt:

„Nun, lieber Bonpland, zeigen Sie mir aber auch einmal Ihre Ernte.“

„O, die ist groß!“ — rief der junge Franzose freudig. — „Kommen Sie nur hierher, ich habe einen ganzen Haufen von Tangen aufgefischt.“

Und nun ging es an ein Untersuchen dieser Meeres-

Pflanzen, welches beide Männer so lange und so sehr in Anspruch nahm, daß sie gar nicht bemerkten, wie sich nach und nach der Himmel trübte und zugleich mit der wiederkehrenden Fluth das Meer anfing hoch zu gehen. Unheimlich pfeifend fuhr dabei der Wind durch die hie und da zerklüfteten Felsen; während die steigenden Wasser schon die Füße der beiden Forscher zu benetzen anfingen.

Jetzt erst bemerkten sie, daß es die höchste Zeit sei, sich zurückzuziehen. Sie rafften daher rasch ihre Ausbeute sammt den mitgebrachten Instrumenten zusammen, und stiegen alsdann einen schmalen, nach dem Wachtthurme des Hercules führenden Felsensteig hinauf.

Plötzlich blieb der junge Franzose stehen und einen finsteren Blick über das weite Becken des Meeres nach der Gegend der afrikanischen Küste hinübersendend, rief er zornig, indem er mit seiner Hand nach ein paar kleinen schwarzen Pünktchen am Horizonte hindeutete:

„Alle Wetter! dort kreuzen die verdammten Engländer, die uns hier im Hafen von Corunna wie zwei gefangene Vögel zurückhalten. Zum Teufel! hätte ich jetzt die Fregatte hier, mit der wir einst gegen sie auszogen, ich wollte . . . .“

„Nun, nun!“ — sagte Humboldt gelassen — „ich denke, sie sollen uns nicht mehr lange halten. Unsere Corvette Pizarro legt sich von morgen an segelfertig.“

„Schlechter Segler, dieser Pizarro!“ — rief Aimé Bonpland achselzuckend.

„Und doch ist er auf seiner langen Fahrt vom Rio de la Plata bis hieher den Engländern entgangen.“

„Reiner Zufall!“

„Er kann sich wiederholen.“

„Und Sie glauben also, daß wir gut thun, wenn wir dem Rathe Don Clavigo's folgen?“

„Ja, ich glaube es! Wir schiffen uns mit unseren Instrumenten und unserem Gepäck auf gutes Glück ein. Der Pizarro benutzt dann den ersten besten Augenblick, in welchem er den Engländern durch die Finger schlüpfen kann . . . . . und . . . . . wir sind frei. Einmal wird uns ja doch das Glück günstig sein!“

„Freund!“ — rief hier Bonpland — „ich weiß nicht, soll ich Ihre Ausdauer mehr bewundern oder die classische Ruhe, die Sie sich bei allen Unglücksfällen bewahren, die uns betreffen. Ich gestehe offen, daß mir die Geduld nun nachgerade ausgeht. Zehn Tage sitzen wir nun wieder hier wegen der verdammten Blokade fest!“

„Und haben wir diese zehn Tage nicht gut angewandt?“ — frug jetzt Alexander von Humboldt ruhig lächelnd. — „Benutzten wir nicht diese Zeit, die Pflanzen einzulegen, die wir in den schönen, noch von keinem Naturforscher betretenen Thälern Süd-Spaniens gesammelt? Untersuchten wir nicht hier am Strande eine Masse Pflanzen und Thiere, welche die Fluth auswarf, und bereiteten uns auf diese Weise praktisch für unser großes weiteres Unternehmen vor? Schrieben wir

nicht wichtige Briefe? Untersuchten wir nicht die Temperatur des Meeres und die Wärmeabnahme in den übereinanderliegenden Wasserschichten? Und fanden wir dabei nicht vor allen Dingen das für die Sicherheit der Seefahrer so höchst wichtige Resultat: daß die Nähe einer Sandbank schon lange vorher, ehe das Senkblei gebraucht werden kann, sich durch die schnelle Abnahme der Temperatur des Wassers an der Oberfläche verräth und der Schiffer also die Nähe der Gefahr durch das Thermometer weit früher als durch das Senkblei zu erkennen vermag? Ich glaube wahrlich, lieber Freund, schon dies einzige wissenschaftliche Ergebniß unserer Forschungen hier, ist des kleinen Aufenthaltes werth!"

„Allerdings!" — entgegnete Bonpland — „aber, beim Himmel! ich möchte doch auch nun endlich einmal die europäische Küste in den Rücken bekommen. Da schauen wir nun täglich dem Meere in das Antlitz! — da liegen uns, nachdem wir zahllose Schwierigkeiten überwunden, die Schiffe, zum Auslaufen bereit, vor der Nase! — da drüben wissen wir Afrika! — dort, dort! öffnet sich der atlantische Ocean, und es ist mir, als wehten mir die Blüthendüfte der Canarischen Inseln, die weichen süßen Lüfte Tahiti's entgegen!..... und ich soll ruhig bleiben und warten, bis es den vermaledeiten Herren Engländern gefällt uns durchwitschen zu lassen? Liebster,

bester Humboldt, da sträubt sich mein französisches Wesen dagegen; dazu gehört deutsche Geduld!"

„Und doch!" — sagte Humboldt mit mildem Lächeln und auf seine ruhige gemüthliche Art — „und doch, mein lieber französischer Hitzkopf, und doch werden auch Sie diese deutsche Geduld lernen müssen; denn was hilft uns alle Ungeduld? können wir das Geringste dadurch ändern?"

„Nein!" — rief Bonpland mit einem Seufzer. — „Aber können Sie mir verdenken, daß mir die Sehnsucht, nun endlich in See zu stechen, das Herz fast zersprengt?"

„Diese Sehnsucht erfüllt mich gewiß nicht minder!" — entgegnete Humboldt ernst. — „Aber als Mann verschließe ich sie in meiner Brust und warte ruhig, bis das Schicksal mir die Erfüllung meiner heißen Wünsche bringt!"

In diesem Augenblicke rollte ein Donner über ihre Häupter dahin und das Echo antwortete tausendfach aus den zerklüfteten Bergen; auch der Regen hub an.

„Lassen Sie uns in diese Höhle treten!" — sagte jetzt Humboldt; — „wir vermögen doch nicht mehr den Wachtthurm des Hercules vor dem Ausbruche des Gewitters zu erreichen. Hier haben wir einen herrlichen Blick auf die jetzt sturmbewegte See und wird das Wetter ärger, so sind wir dahinten prächtig geborgen."

Beide Freunde traten ein, legten ihre Bürden in dem dunklen Hintergrunde der Höhle nieder und traten dann

wieder an deren Ausgang. Der Blick, der sich von hier aus öffnete, war jetzt wirklich großartig. Der Himmel hatte sich schwarz überzogen, aber mitten durch diese dunkle Hülle zuckten in rascher Folge und unter heftigen, im Echo sich vervielfältigenden Donnerschlägen, gewaltige Blitze, die bald wie feurige Schlangen nach Land und Meer schossen, bald wie ein den ganzen Himmel einnehmendes Feuer aufleuchteten. Der Sturm pfiff und heulte dabei, und über der stumm erzitternden Erde und dem wellengepeitschten Meere lag eine sonderbare Beleuchtung, die die ganze ungeheuere Weite wie ein übermächtig großes Grabgewölbe erscheinen ließ.

Humboldt und Bonpland standen als schweigende Zuschauer dieses gewaltigen Naturschauspieles; aber wunderbar, auf Alexander von Humboldt's Zügen war kein Eindruck des Furchtbaren zu sehen, sie waren so ruhig, so mild und klar, wie immer. Er wußte nichts von dem Unwetter, welches jetzt über seinem Haupte dahinzog, ... er dachte über das Meer — dies vielgestaltige Ungeheuer nach, und es war jetzt in seinem Geiste nicht sturmbewegt noch ruhig . . . . es war nur die Naturerscheinung als solche und im Allgemeinen.

„So einfach die Bewegung des Meeres an und für sich scheint!“ — sagte er jetzt ruhig vor sich hin — „so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was Einen gerade daran fesselt; aber die Empfindung ist darum nicht weniger

wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanken des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der, ganze Welttheile auseinander haltenden Masse bei. Diese malt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe thut auch das Seine dazu, und nicht blos das der Tiefe, sondern auch das Geheimnißvolle dieser wilden und unermeßlichen Masse der Luft und des Wassers, deren Bewegungen und Ruhe der gewöhnliche Mensch weder in ihren Ursachen noch in ihren Zwecken einsieht, und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Grenzen überschreiten; denn ..... die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus!"

Ein neuer furchtbarer Donner rollte über ihre Häupter dahin, ein gewaltiger Blitz zuckte weit ab in zackigem Strahl; zugleich mit Beiden aber war es, als ob sich die Schleußen des Himmels öffneten und ein zweites Meer seine unerschöpflichen Fluthen auf die Erde herabgösse.

Humboldt und Bonpland zogen sich in den hinteren Theil der Höhle zurück. Hier streckten sie sich nieder, und da sie von dem weiten Wege, den sie heute schon zurückgelegt, dem Heraufsteigen auf dem schroffen Felsenwege müde und erschöpft waren, so schliefen Beide, von der Dunkelheit begünstigt und von dem gleichmäßigen Niederströmen des Regens eingewiegt, in kurzer Zeit ein.

Eine Stunde mochten sie so geruht haben, als Alexander von Humboldt durch ein Geräusch erwachte. Es waren zwei Stimmen, die sich deutlich aus dem Vordergrunde der Höhle vernehmen ließen, und als Alexander schärfer aufblickte, gewahrte er in der That auch zwei Gestalten, die, in der schwarzen Felseneinfassung der Höhle und auf dem schönen Hintergrunde des jetzt wieder blau gewordenen Himmels, ein reizendes Bild abgaben. Ein junger Asturier — die Tracht verrieth seine Abstammung — lehnte, wie in tiefem Schmerz verloren, an der Felsenwand, während ein hübsches Mädchen sich an ihn schmiegte, ihren prächtigen Arm um seinen Nacken schlang und ihm mit den dunklen, gluthvollen Augen voll inniger Liebe in das bleiche Antlitz sah.

„So schaue mich doch an, Ruiz!“ — sagte die kleine Spanierin jetzt in zärtlichem Tone; denn weder sie noch ihr Geliebter ahnten die Anwesenheit einer menschlichen Seele in der finsteren Tiefe der Höhle. — „Schaue mich doch an, ... oder liebst du mich nicht mehr?“

„Welche Frage!“ — entgegnete der junge Mann mit gepreßter Stimme. — „Ist es denn nicht gerade meine Liebe zu dir, die mich so trostlos, so namenlos unglücklich macht? Aber du — du kannst mich nicht lieben, sonst würdest du nicht mit meiner Mutter übereinstimmen, um mich fort zu treiben, ... fort .... über das Meer .... nach dem verwünschten Cuba!“

Die kleine Spanierin hatte bei diesen vorwurfsvollen Worten ihren Arm von dem Nacken des jungen Asturiers zurückgezogen. Ein Zug des Schmerzes lief über ihr hübsches Gesicht, dann sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme: „Und das, Ruiz, kannst du mir, deiner Alma, sagen? Mir, deren treue Liebe du nun seit Monaten kennst? — mir, die, dem Zorne ihres Vaters trotzend, so oft du es willst, vom Wachtthurme herabschleicht, um dich hier zu sprechen?"

„Aber warum gibst du alsdann meiner Mutter recht und nicht mir?" — frug der Asturier heftig.

„Weil ich einsehe, daß du dein — daß du unser aller Glück dadurch begründen kannst."

„Also um des Goldes wegen?"

„Pfui, Ruiz!" — rief die Kleine. — „Kannst du das wirklich von mir denken?"

„Würdest du mich sonst nach Cuba ziehen lassen?"

„Aber können wir uns denn heirathen, ohne daß du einiges Vermögen hast?"

„Habe ich nicht gesunde Arme, frischen Muth?"

„Und deine alte arme Mutter? . . . . und die Anforderungen meines Vaters?"

Der junge Asturier seufzte hier tief auf. Eine kurze Pause entstand; dann zog Alma, die sich an dem Eingange der Höhle auf einem Felsblocke niedergelassen hatte, den Geliebten sanft zu sich und sagte:

„Laß uns die Sache noch einmal vernünftig überlegen, Ruiz. Willst du?"

Und mit dem „Willst du?" drückte sie einen so heißen und zärtlichen Kuß auf des Jünglings bleiche Wangen, daß es diesen sichtlich wie mit Feuersgluthen durchzuckte. Seine Augen blitzten entzückt auf, sein Gesicht erglühte für einen Moment; dann aber sank sein Haupt, leise weinend, an des Mädchens Brust.

Abermals entstand eine Pause. Humboldt athmete leise: er fühlte Theilnahme für die Liebenden und um so mehr Interesse, als das Schicksal den jungen Asturier ja denselben Weg mit ihm führen zu wollen schien.

„Sieh, Alma!" — sagte jetzt der Jüngling, nachdem er sich gefaßt hatte — „du weißt, wie unendlich ich meine alte kranke Mutter ehre und liebe."

„Gewiß weiß ich das!" — entgegnete das Mädchen mit dem Tone innigster Ueberzeugung.

„Du weißt ferner," — fuhr der Jüngling fort — „daß ich bis heute meine gute Mutter durch den Ertrag meiner Arbeiten redlich unterstützt habe."

„Das hast du gethan."

„Ich habe auch noch mehr verdient, so daß ich auch dir ein bescheidenes Loos bieten könnte. Warum drängt nun die Mutter, daß ich um jeden Preis mit der Corvette Pizarro zu unseren reichen Verwandten nach Cuba abgehen soll?"

„Weil die gute Frau hofft, dein Glück dadurch begründet zu sehen.“

„O wie schlecht versteht sie sich alsdann auf mein Glück!“

„Ruiz, sie bringt ihre Liebe und ihren eigenen Vortheil dem Gedanken zum Opfer: daß ihr Sohn auf dem fernen Cuba bei den reichen Verwandten sich eine ehrenvolle und glückliche Existenz gründen könne. Das ist ein Opfer, das in ihrem Alter und ihren Verhältnissen nur eine Mutter und .... ein so treu und redlich liebendes Herz, wie das meine, bringen kann.“

Der junge Mann schwieg, in tiefe Gedanken verloren.

„Und können wir denn, unter den jetzigen Verhältnissen, jemals Mann und Frau werden?“

„Wenn du es wolltest!“

„Wie ungerecht! Als ob ich nicht mit Freuden deine Hütte und deine Armuth mit dir theilen würde. Aber hast du meinen Vater und seine Anforderungen vergessen? Denkst du nicht mehr an seinen Stolz und seine Härte?“

„Ich denke daran.....!“

„Nun denn, Ruiz, so laß uns vernünftig sein; laß uns den Schmerz der Trennung überwinden. Nach einem oder zwei Jahren kehrst du zurück in die Arme deiner guten Mutter, deiner treuen Braut und dann sind wir alle glücklich.“

„Ich weiß nicht!" — sagte hier der junge Mann mit trübem Blick und leiser beklommener Stimme — „ich weiß nicht, was mich an diese glückliche Rückkunft nicht glauben läßt. O Alma! Alma!" — rief er dann heftig und wie von einer räthselhaften Angst gefoltert — „es ist mir bei dem Gedanken an meine Abreise: als werde ich euch nie wiedersehen!"

Und er umarmte die Geliebte stürmisch und eine neue Fluth von Thränen überströmte seine gutmüthigen Züge. Auch Alma hielt ihn jetzt fest umklammert und schluchzte, dann sagte sie leise und mit zitternder Stimme:

„Gehe mit Gott und der heiligen Jungfrau; der Segen deiner guten Mutter und mein heißes Gebet begleiten dich."

„Gut denn!" — murmelte jetzt der junge Mann, — „aber wenn mir mein Herz vor Sehnsucht nach dir, nach der Mutter und nach der Heimath bricht, dann trage ich nicht die Schuld. Was ist mir Cuba mit seinen Schätzen und Reichthümern: No hay mas que Una España en el mundo!" *)

In diesem Augenblick schrillte ein gellender Pfiff durch die Lüfte.

„Das ist der Vater!" — sagte das Mädchen er-

*) Der Lieblingsausruf der Spanier: „Es gibt nur Ein Spanien in der Welt!"

schrocken aufspringend und nach einem Kruge greifend, der neben ihr stand.

„So lebe denn wohl!“ — rief der Jüngling mit einem Ton des Schmerzes, der selbst Humboldt in den tiefsten Tiefen seines Herzens erbeben machte. — „Lebe wohl! und Gott gebe uns ein glückliches Wiedersehen!“

„Lebe wohl, mein Ruiz!“ — rief auch sie unter strömenden Thränen — „lebe wohl, lebe wohl! .... vergiß deine Alma nicht ..... und kehre bald zurück .... deine Mutter ..... deine .....!“

Sie konnte nicht weiter sprechen. Noch eine stürmische Umarmung, — noch ein langer, langer, heißer Kuß, wie für die Ewigkeit gegeben, und beide rissen sich von einander los und verschwanden vor der Höhle.

Offenes Meer.

Als Humboldt und Bonpland von der Felsenhöhe auf welchem der Wachtthurm des Hercules stand, wieder herabkamen, fing der Abend bereits zu dämmern an. Beide hatten den Heimweg fast schweigend zurückgelegt, denn Humboldt war noch ergriffen von der in der Höhle erlebten Scene, die ihn unwillkürlich an den Abschied von seiner eigenen Familie und dem eigenen Vaterlande erinnert hatte, und Bonpland's Gedanken beschäftigten sich mit den vermaledeiten Engländern, die mit ihren zwei den Hafen von Corunna blokirenden Fregatten und ihrem Linienschiffe seine leicht erregbare Einbildung so sehr erhitzten, daß er ihnen im Geiste förmliche Seeschlachten lieferte, in welchen er natürlich Sieger blieb, um dann, wie ein Vogel, der die Thüre seines Käfiges offen findet, mit der vollen Lust der Freiheit in die offene See zu stechen.

Ach! es waren nur Spiele seiner Phantasie, und weil es nur solche waren, ward er jetzt, je mehr sie sich Corunna näherten, ganz gegen seine Gewohnheit, immer heiter zu sein, zornig und finster. Sie hatten indessen die Stadt noch nicht erreicht, als ihnen ein Diener Don Raphael Clavigo's entgegen gesprengt kam.

„Holla ho! Ihr Herren!" — rief er schon von weitem, indem er den Freunden Eile zuwinkte — „machen Sie, daß Sie so schnell als möglich nach der Stadt kommen, der Capitän des Pizarro hat Befehl erhalten, auszulaufen!"

„Victoria! Victoria!" — jauchzte Bonpland — „das ist himmlich, das ist göttlich!" — und es fehlte wenig, so hätte er erst den Freund umarmt und sich dann in Trab gesetzt und wäre mit dem Reiter um die Wette nach der Stadt gelaufen.

Auch Alexander von Humboldt fühlte sich durch diese lang ersehnte Nachricht unendlich freudig angeregt; aber er nahm sie, wie alles im Leben, mit der ihm eigenen Milde und Ruhe auf, während ihm Bonpland's Außersichgerathen ein gutmüthiges Lächeln abzwang.

„Und woher die schnelle Wendung?" — frug er jetzt, indem er, neben dem Reiter hergehend, seine Schritte verdoppelte.

„Der Wind hat sich geändert, wir haben Nordost und der ist in der guten Jahreszeit an unserer Küste von großer Beständigkeit."

„Aber die Engländer?“ — frug Humboldt weiter.

Der Reiter zuckte die Achseln. Dann sagte er: „Es ist immer noch leichter drei Schiffen zu entkommen, als einer ganzen Escadre!“

„Was sagt Ihr?“ — rief Bonpland überrascht.

„Ich sage,“ — fuhr der Reiter fort, — „daß vor wenigen Stunden die Nachricht angelangt ist, eine englische Escadre sei von dem Wachtposten Sisarga signalisirt worden.“

„Alle Wetter!“ — rief Bonpland, — „wenn die sich vor Corunna legt, dann ist's aus mit unserer Reise!“

„Darum soll der Pizarro versuchen sich durchzustehlen.“

„Und wird das gelingen?“ — frug Humboldt besorgt.

Der Reiter zuckte abermals die Achseln; dann sagte er mit dem Ton der Ungläubigkeit:

„In Corunna ist man allgemein der Meinung, ehe drei Tage vergingen, würde der Pizarro wohl aufgebracht und auf dem Wege nach England sein.“

„Das wäre eine saubere Geschichte!“ — rief Bonpland hitzig. — „Jetzt streben wir seit einem Jahre den Küsten von Afrika und Amerika zu, und nächstens bringen sie uns wieder nach London und Paris, daß die Gassenjungen mit Fingern auf uns zeigen und alle Welt uns auslacht.“

„Ruhig, mein Freund!“ — sagte Humboldt lächelnd. — „Noch haben uns die Engländer nicht. Frisch gewagt ist halb gewonnen! Machen wir, daß wir an Bord des

Pizarro kommen. Glücklicherweise sind unsere Haupt-Instrumente schon eingeschifft, so werden wir es binnen einer Stunde ebenfalls sein."

Der Reiter eilte jetzt voraus und die Freunde folgten so schnell sie es vermochten. Aber wie freudig wurden sie nun von der Nachricht überrascht, daß der Sturm, der im Laufe des Tages, wenn auch nur kurze Zeit, gewüthet, die englischen Wachtschiffe doch genöthigt habe, in offene See zu stechen; der Augenblick war daher dem Pizarro zum Auslaufen günstig. Und in der That waren alle Hände in Bewegung; Alles lebte und webte auf dem Schiffe und ehe die Nacht noch vollkommen eingebrochen war, lichtete die Corvette unter dem „Hurrah!" der Mannschaft und jenem der am Ufer Weilenden die Anker.

Bald schwanden, wie verlöschende Sterne, die Lichter der Stadt; ein frischer Wind trieb die Corvette pfeilschnell vorwärts! . . . . jetzt sah man nur noch einige Lichter . . . . — jetzt — jetzt — glimmte nur noch eines, es war das Licht einer Fischerhütte von Sisarga; — aber auch das eine ward kleiner und kleiner, bis sein Glanz wie der Seufzer eines Sterbenden in Nichts zerrann. Es war der letzte Gruß der Küste Europa's!

Humboldt und Bonpland standen auf dem Verdeck. Der junge Franzose jauchzte und eilte, in glücklicher Auf-

regung lustig perorirend, bald von dem Freunde zu dem Capitän, bald von diesem zu dem Freunde zurück.

Alexander von Humboldt dagegen verharrte in tiefem Schweigen, den erlöschenden Lichtern mit einem wunderbaren Gefühle nachschauend. Der Augenblick, in dem er von Europa schied, hatte für ihn etwas tief Ergreifendes. Wenn er sich auch noch so bestimmt vergegenwärtigte, wie stark der Verkehr zwischen beiden Welttheilen sei, wie leicht man, bei den großen Fortschritten der Schifffahrt, über den atlantischen Ocean hin und zurück gelangen könne . . . . . das Gefühl, mit dem er diese erste Seereise antrat, hatte doch immer etwas gewaltig Aufregendes. Es war ihm neu, es glich keiner der Empfindungen, die ihn von früher Jugend auf bewegt hatten.

Getrennt von all den Wesen, an welchen sein Herz so warm, so innig und treu hing, im Begriff, gleichsam den Schritt in ein neues Leben zu thun, zog er sich unwillkürlich in sich selbst zurück und es kam plötzlich ein Gefühl des Alleinseins über ihn, wie er es bis dahin nie empfunden.

Und wie er so hinblickte . . . . und der letzte leuchtende Punkt an der heimathlichen Küste in der finsteren Nacht von Zeit zu Zeit noch einmal aus den bewegten Wellen aufblitzte und endlich ganz verschwand, welche Erinnerungen wurden da in ihm wach, welche Bilder drängten sich vor seine Seele . . . . . . wie zitterte die

Frage durch sein Herz: „Werd' ich die theueren Zurückgelassenen jemals wiedersehen?"

Aber Alexander von Humboldt war Philosoph und Mann, und wenn auch die edleren Gefühle des Menschenherzen mit Jugendfrische ihre volle Tiefe und Kraft in ihm behaupteten, so trat doch jetzt mit einemmale wieder die hohe Lebensaufgabe, die er sich in wissenschaftlicher Beziehung gestellt, groß, gewaltig und leuchtend vor seine Seele, und diese Reise, die er so lange und so beharrlich angestrebt, war ja der erste Schritt dem großen verdienstvollen Ziele entgegen! Und bei diesem Gedanken jauchzte es auch in s e i n e r Brust auf! . . . . Noch einmal rief er den Zurückgebliebenen, dem heimathlichen Boden, ein „Lebewohl"! zu, ... dann wandte er sich entschieden nnd freudig nach der Gegend, welcher das Schiff munter entgegensteuerte, — nach der Gegend, in der d i e n e u e W e l t lag; die sich jetzt bald vor ihm aufthuen sollte! . . . . . Plötzlich kam es ihm vor, als höre er unweit von sich einen tiefen, schmerzlichen Seufzer . . . . . ein leises, halbunterdrücktes Schluchzen.

Humboldt schaute um sich und erblickte in der Finsterniß die Umrisse einer schlanken männlichen Gestalt. Die Züge zu erkennen war unmöglich, aber die Gestalt hatte er schon gesehen. Eben wollte er sich ihr theilnehmend nahen, da verschwand sie spurlos . . . .

Humboldt aber schlug sich leise vor die Stirne: wer konnte dies anders gewesen sein, als der junge Asturier?

Die Fahrt ging nun rasch von statten. Von Seekrankheit zeigte sich weder bei Humboldt noch bei Bonpland eine Spur. Desto mehr gab es für Beide zu thun.

Die Meerströmung — welche von den Azoren gegen die Meerenge von Gibraltar und die canarischen Inseln fließt, und überhaupt die Gewässer des atlantischen Meeres in einem beständigen Kreislaufe von 3800 Meilen herumtreibt — beschäftigte jetzt vor allen Dingen die Aufmerksamkeit der beiden reisefrohen Naturforscher, deren Freude aber den höchsten Grad erreichte, als der schlanke Pizarro nun endlich wie ein munterer Seevogel über die offene See strich.

„In offener See! in offener See!" — jauchzte Bonpland.

„In offener See!" — hallte das Echo der Freude in Humboldt's Seele wieder. — „Nach neun Jahren lang getragener und so oft getäuschter Hoffnung in offener See! und der neuen Welt entgegen!"

Welche Gefühle des Entzückens! und doch noch immer eine drohende Schicksalswolke über dem Haupte. Die Segel der englischen Kreuzerflotte zeigten sich .... noch einmal sollten die Würfel fallen .... aber der Himmel war günstig: der Capitän des Pizarro wich

während der Nacht aus seinem Cours und die Engländer hatten den nächsten Morgen die Spur der Corvette verloren.

Jetzt aber jubelte Bonpland noch lauter und entzückter: — „In offener See und frei!" — und Humboldt drückte ihm freudig die treue Freundeshand.

Und welche Masse neuer Eindrücke stürmten jetzt auf die Reisenden ein:

Seeschwalben und Delphine begleiteten sie; am 11. Juni hatten sie zum erstenmale den überraschenden Anblick, das ganze Meer von einer ungeheueren Zahl Medusen bedeckt zu sehen, die mit großer Schnelligkeit vorüberströmten. Welch' ein Anblick war das! das ganze Meer leuchtete in metallischem Glanze, und wunderbar entzückend hob sich die violet und purpur schillernde Färbung der Thiere von dem azurnen Blau des Meeres ab.*)

Die erste Seefahrt bringt für einen Geist, wie Humboldt, in jeder Viertelstunde neue Ereignisse, neue Ansichten und Lebensbereicherungen. Während der Nacht sah er Medusen, welche im Augenblicke, wo sie beim Auffangen leicht erschütterten, elektrisch aufleuchteten; — zwischen Madeira und der afrikanischen Küste gerieth er in einen wahren Sternschnuppenregen, der immer heftiger

*) Humboldt: Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. Lief. II. S. 27. Klenke: S. 47.

wurde, je mehr das Schiff gegen Süden fuhr; eine Erscheinung, die Humboldt später auch im Südmeere, in der Nähe von Vulkanen, wie in vielen Gegenden Europa's beobachtete und die ihn zu einer neuen Erklärung dieses, als periodisch wiederkehrend erkannten, Sternschnuppenregens führte.

Auch noch einen Gruß aus Europa sollten Humboldt und seine Begleiter erhalten — eine Küchenschwalbe setzte sich so ermüdet auf ein Segel, daß sie mit der Hand gefangen werden konnte — sie war ein letzter, verspäteter und um diese Zeit ungewöhnlicher Bote der Heimath, aber Humboldt eine liebe Erscheinung: trieb sie doch gleichfalls die Sehnsucht über das Meer dem schönen Süden zu!

Wie aber steigerten sich nun, bei Meeresruhe und dem heitersten Himmel, die neuen Eindrücke herrlicher Naturbilder in der Nähe der am Horizonte auftauchenden Inseln!

Hier die vulkanischen Spitzen der canarischen Insel Lancerote; — dort, in der Nacht, am dämmernden, unbestimmten, in weiter Ferne verschwimmenden Ufer hin- und her eilende Feuer, die wahrscheinlich Fischer, die sich zum Geschäfte rüsteten, an ihren Küsten umhertrugen. Erinnerten sie nicht wunderbar an die sagenhaften beweglichen Lichter, welche die alten Spanier und Gefährten des Columbus in der merkwürdigen Nacht, welche der

Entdeckung Amerika's voranging, auf der Insel Guanahani erblickt hatten?

Aber auch diesmal war das wandelnde Feuer eine gute Vorbedeutung für Humboldt, diesen wissenschaftlichen Columbus der neueren Zeit.

Fuhren doch die Reisenden jetzt bei dem heitersten Himmel an den kleinen Eilanden der canarischen Inselgruppe, deren Bild, mit ihren Küsten, stumpfkegelichen Felsen und vulkanischen Erhebungen ihren Sinn erfreute und deren Meer ihnen interessante Seegewächse darbot, vorüber, und der Irrthum ihres Capitänes, welcher einen Basaltfelsen für ein Fort ansah und einen Offizier dahin aussandte, um sich zu erkundigen: ob auch Teneriffa von den Engländern nicht blokirt sei? gab ihnen Gelegenheit, die kleine Insel La Graciosa zu betreten.

Es war der erste Boden, den Alexander von Humboldt außerhalb Europa's betrat!*)

Nichts aber kann das Gefühl ausdrücken, welches einen Naturforscher durchzuckt, wenn er zum erstenmale einen Boden berührt, der nicht europäisch ist. Seine Aufmerksamkeit heftet sich dann auf so viele Gegenstände; — alles, alles scheint ihm dann so neu, daß er Mühe hat, sich von den Eindrücken, die er erhält, Rechenschaft zu geben. Mit jedem Schritte glaubt er ein neues Produkt zu finden, und in dieser stürmischen Gemüths-

---

*) Klenke: „Alexander von Humboldt." S. 46–48.

bewegung erkennt er diejenigen oft nicht, welche die gewöhnlichsten in unseren botanischen Gärten und in unseren naturhistorischen Sammlungen sind. *)

Aber wie viel mehr sollten sich nun diese Gefühle steigern, als sich endlich der stolze Pik von Teneriffa zeigte und kurze Zeit darauf der Pizarro an dieser schönen Insel vor Anker ging.

O Teneriffa! herrliches Land! wer hat ein schöneres je gesehen? Schon der erste Anblick ist entzückend!

Der Boden der Insel steigt amphitheatralisch auf und zeigt, gleich Peru und Mexiko, wenn auch in kleinerem Maßstabe, alle Klimate, von afrikanischer Hitze bis zum Froste der Hochalpen. Santa Cruz, der Hafen von Orotava, die Stadt desselben Namens und Laguna sind vier Orte, deren mittlere Temperaturen eine abnehmende Reihe darstellen. Das südliche Europa bietet nicht dieselben Vortheile, weil der Wechsel der Jahreszeiten sich noch zu stark fühlbar macht. Teneriffa dagegen, gleichsam an der Pforte der Tropen und doch nur wenige Tagereisen von Spanien, hat schon ein gut Theil der Herrlichkeiten aufzuweisen, mit der die Natur die Länder zwischen den Wendekreisen ausgestattet.

---

*) Humboldt's eigene Worte bei dem Betreten der Insel La Graciosa.

Im Pflanzenreich treten bereits mehrere der schönsten und großartigsten Gestalten auf: die Bananen und die Palmen.

Wer Sinn für Naturschönheit hat, findet auf dieser köstlichen Insel, den reichsten, beseligendsten Genuß! Wessen Herz erkrankt, wessen Geist gebeugt ist, der flüchte sich hierher in die entzückende Einsamkeit! Kein Ort der Welt ist geeigneter, die Schwermuth zu bannen und einem schmerzlich ergriffenen Gemüthe den Frieden wieder zu geben, als Teneriffa und Madeira.

Heben sich dort nicht die herrlichsten Zimmet- und Brodfruchtbäume, diese köstlichen Gewächse der Südsee und Ostindiens? Wiegen sich, vom Winde sanft geschaukelte, am Meeresufer nicht die Dattel- und die Cocospalme? Und wie schön treten, weiter oben, die Bananengebüsche von den Drachenbäumen hervor, deren wunderbarer Stamm wie ein riesiger Schlangenleib aufsteigt. Die Abhänge sind dabei mit Reben bepflanzt, die sich, schlank und leicht, um hohe Spaliere ranken. Mit Blüthen bedeckte Orangenbäume, Myrthen und Cypressen umgeben Capellen, welche die Andacht auf freistehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agave und Cactus eingefriedigt. Unzählige kryptogamische *) Gewächse, zumal Farrn, bekleiden die

*) Kryptogamisch heißen in der Botanik die Gewächse mit verborgenen Geschlechtstheilen.

Mauern, die von kleinen klaren Wasserquellen feucht erhalten werden. Im Winter, während der Vulkan mit Eis und Schnee bedeckt ist, genießt man in diesem Landstriche eines ewigen Frühlings. Sommers, wenn der Tag sich neigt, bringt der Seewind angenehme Kühlung.

Und wächst nicht, mitten in diesem großen Garten, dort bei dem Dorfe San Juan de la Rambla, der köstliche Malvasier?

Aber nicht allein dieser Reichthum, nicht allein die milde Schönheit der Natur sind es, die uns hier so mächtig erfassen; auch die imposanten Massen des Berges ziehen den Schauenden wie mit geheimem Zauber an. Der Berg selbst beschäftigt ja lebhaft den Geist und läßt den ruhig sinnenden Menschen die geheimnißvollen Quellen der vulkanischen Kräfte ahnen, deren erderschütterndem Walten der stolze Pik sein Dasein verdankt.

Nachdem Humboldt und sein Begleiter in Santa Cruz auf Teneriffa angekommen waren und von dem Gouverneur, auf Empfehlung des Madrider Hofes, die Erlaubniß zu Excursionen auf der Insel erhalten hatten, benutzten sie dieselbe noch an dem gleichen Tage, nachdem sie im Hause des Obristen Armiage, Commandeurs eines Infanterieregimentes, die artigste und bereitwilligste Aufnahme gefunden hatten. Da, der englischen Blokade wegen, dem Schiffe worauf Humboldt reiste kein längerer Aufenthalt als von vier bis fünf Tagen gestatten werden konnte, so mußte sich Humboldt beeilen, um mit Bon-

pland nach dem Hafen von Orotava zu gelangen und von hier aus einen Wegweiser nach dem Pik zu nehmen. — Auf dem Wege dahin begegneten sie einer Menge weißer Kameele, die hier als Lastthiere gebraucht werden. Vor allem war es aber die Besteigung des berühmten Pik, worauf Humboldt seine nächste Hoffnung gesetzt hatte. Ein reizender Weg führte ihn von Laguna, einer 1620 Fuß hoch über dem Meere liegenden Stadt, nach dem Hafen Orotava. Eine Landschaft von unvergleichlichem Zauber nahm ihn hier auf.

Herrscht doch in diesen glücklichen Thälern ein beständiger Frühling! So von den Eindrücken einer paradiesischen Natur umgeben, kamen Humboldt und seine Gefährten nach Orotava und verfolgten von hier durch einen schönen Kastanienwald auf steinigem schmalem Wege die Richtung nach der Höhe des Vulkans.

In der That war Teneriffa wohl geeignet, als erstes tropisches Land, das Humboldt kennen lernte, die Reiselust zu steigern, das Gemüth zu erheben und heiter zu stimmen. Wenn der Naturforscher Anderson, welcher den Capitän Cook auf seiner dritten Reise um die Welt begleitete, alle Aerzte Europa's aufforderte, ihre Kranken nach Teneriffa zu schicken, um dort in der Schönheit des Naturlebens und im immergrünen Bilde der Vegetation dem ergriffenen Gemüthe Frieden und frohe Kräftigung wieder zu geben, so hatte er nicht zu viel gesagt, denn auch

Humboldt schildert diese Insel als einen bezaubernden Garten und er selbst fühlte die Wirkung dieses herrlichen Naturgemäldes mit offenem Sinn für Schönheit, obgleich in den Augen des Geologen die Insel nur als ein Berg interessanter vulkanischer Bildung aus verschiedenen Epochen erscheint.

Humboldt bestieg also mit seinem Reisegefährten den Pik und stellte höchst interessante Beobachtungen über dessen Bildung, seine geologische Geschichte und über die auf einander folgenden Kreise der ihn umgürtenden Vegetation an. — Zu einer wichtigen Anschauung im Allgemeinen gelangte er aber schon hier auf der canarischen Inselgruppe — nämlich: daß die unorganischen Formen der Natur (Gebirge und Felsmassen) sich selbst in den entlegendsten Ländern der Erde ähnlich bleiben, daß aber die organischen Formen (Pflanzen und Thiere) von einander verschieden sind. Als Humboldt z. B. an den Küsten dieser canarischen Inselkruppe vorüberfuhr, glaubte er oft früher schon gesehene Bergbildungen zu erblicken, während die Formen der Pflanzen- und Thierwelt mit dem Klima wechselten und die Höhe oder Tiefe des Standortes noch mannichfaltiger wurden. — Die Felsen, älter vielleicht, als die Ursachen des Klima's, erscheinen dieselben auf beiden Erdhälften. Diese Verschiedenheit der Pflanzen und Thiere aber, welche vom Klima und der Höhe des Bodens über der Meeresfläche abhängt, weckte in Humboldt das hohe Interesse an

weiteren Nachforschungen über die geographische Verbreitung der Pflanzen und Thiere — worin er sich durch seine ferneren Untersuchungen in Amerika als den ersten wissenschaftlichen Begründer dieser Erkenntniß verdient machte. Und wie bedeutend die Einflüsse der Höhenpunkte auf diese Anordnung der Pflanzenverbreitung sind, das zeigte ihm schon die Besteigung des berühmten Pik von Teneriffa. Wanderte er hier doch zunächst durch die Region der baumartigen Haidekräuter, dann empfing ihn höher ein Gürtel von Farrn, noch höher ein Gehölz von Wachholderbäumen und Tannen, und darüber eine Ebene mit Pfriemenkräutern von dritthalb Stunden Breite, durch welche er endlich auf den Bimssteinboden des vulkanischen Kraters gelangte, wo der schöne Retamastrauch mit seinen duftenden Blüthen und die wilde hier lebende Ziege des Pik's ihn willkommen hießen. —

Es war zu erwarten, daß Humboldt oben am Krater eines Vulkans seine geologischen Forschungen besonders weiter verfolgen würde und er that es mit großem Erfolge, denn er sammelte hier neue Materialien für seine spätern Anschauungen und Deutungen der vulkanischen Mitwirkung zu der Erdform und den Erscheinungen des Erdbebens. —

Ein Blick über das Meer und die Küsten ließen Humboldt und Bonpland jetzt mit Schrecken erkennen,

daß ihr Schiff, Pizarro, bereits unter Segel sei. Man kann sich denken, wie sie dies beunruhigte, da sie fürchten mußten, das Schiff werde sich am Ende ohne sie zur Abfahrt anschicken. Sie eilten daher so rasch als möglich dem Hafen zu erreichen. Glücklicherweise hatte sie der „Pizarro“ lavirend erwartet.

Humboldt hatte indessen auf dieser kurzen Excursion wichtige Anschauungen für seine fernere Naturforschung gewonnen. Die canarische Inselgruppe war ihm ein lehrreiches Buch von unendlich reichem Inhalte geworden, dessen Mannichfaltigkeit auf engem Raume für einen Humboldt'schen Geist zu weiterem, allgemeinerem Verständniß führen mußte. Er erkannte die wahre Aufgabe des Naturforschers und die Wichtigkeit specieller Beobachtungen. Der Boden, worauf wir Menschen in Lust und Leid wandeln, ist der wechselvollste und in Zerstörung und Wiederaufblühen ununterbrochen thätigste — es waltet in ihm eine Kraft, welche das Formlose ordnet und gestaltet, den Planeten an seine Sonne kettet, der kalten Masse den lebendigen Hauch der Wärme gibt, das scheinbar fertige, was der Mensch im engsten Gesichtskreise als ein Großes bezeichnen muß, gewaltsam zusammenstürzt und neue Gestalten an die Stelle der alten setzt. — Was ist diese Kraft? Wie schafft, wie zerstört sie? — Das waren die nächsten großen Fragen, welche sich Humboldt aufdrängten und an deren wissenschaftliche Beantwortung er sein Leben setzen wollte. —

„Was ist ein Schöpfungstag?" — rief er aus — „genügt ihm eine Umdrehung der Erde um ihre Axe, oder ist er das Resultat einer Reihe von Jahrtausenden? — Erhob sich das feste Land aus dem Wasser oder sank das Wasser in die Erdtiefen nieder? — Was sind die Vulkane und wie entstanden, wie wirkten sie? —"

Und Teneriffa gab ihm eine erste Antwort darauf — er lernte die Wahrheit seines schon früher verfolgten Prinzips der Forschung kennen, alle Einzelnheiten nur als Theile einer innig verschlungenen, durch die ganze Werkstätte der Natur sich hinziehenden Verkettung allgemeiner großer Ursachen und Wirkungen aufzufassen, hierin den Erkenntnißfaden im scheinbaren Labyrinthe der unendlichen Mannichfaltigkeit zu finden, und deshalb auch das Einzelne, scheinbar Kleinliche, nicht mit Gleichgültigkeit zu übersehen, sondern vielmehr das Große im Kleinen, das Ganze im Theile erblicken zu lernen.

In diesem Geiste wurde der Vulkan auf Teneriffa für Humboldt ein Schlüssel zu großen Geheimnissen des Gesammtlebens; er erkannte die verschiedenen Mittel, welche die Natur anwendet, um zu gestalten und zu zerstören, und lernte so die Geschichte des Einzelnen zum Maßstabe der Geschichte des Allgemeinen verstehen. Das Feuer der Vulkane, die er auf Teneriffa bestieg, war längst erloschen, aber seine Spuren wurden für Humboldt großartige Lettern zum Verständniß des gewaltigen

Elementes, welches einst unsere Erde durchglühte, die Erdrinde durchbrach, Menschen, Thiere, Pflanzen und Städte durch Erdbeben begrub und jetzt noch in der Tiefe seine Adern fortpflanzt, um hier und dort den Boden zu erschüttern oder durch seine Sicherheitsventile, die Feuerkrater, in die Luft mit Flammen und glühender Lava zu explodiren.

Das war das große Wort, welches Teneriffa zu Humboldt sprach; das ist das große Wort, das er uns, durch diese Anschauung geleitet, verstehen lehrte!

Eine Wundernacht.

Die Nacht war längst angebrochen; — — — das Schiff hatte Teneriffa weit, weit im Rücken. Wochen einer vielbewegten, an Forschungen und Erfahrungen reichen Seefahrt waren verschwunden; noch immer sah das Auge nichts, — nichts als Himmel und Wasser; aber näher gerückt war der Continent Amerika's.

Alexander von Humboldt stand allein auf dem hinteren Theile des Pizarro und schaute schweigend in die unermeßliche Weite, in die feierliche Stille. Er war ernster gestimmt als bisher, denn ein böser Gast hatte sich auf dem Schiffe eingestellt: ein bösartiges Fieber war ausgebrochen. Schon lagen mehrere Passagiere erkrankt darnieder und selbst Bonpland hatte sich heute nicht ganz wohl gefühlt und war zur Ruhe gegangen.

Ein eigenthümliches Gefühl der Einsamkeit, der Ver-

lassenheit, der Niedergedrücktheit lastete wie ein Alp auf Humboldt's Innerem, und die imponirende Größe des endlosen Oceans, der, in den Armen der Nacht ruhenden Welt, trat mit einem leisen Schauer vor seine Seele.

Ruhig zog das Schiff seinen Weg; .... gleichmäßig bewegten sich die ewig gehenden und kommenden Wogen; .... wie Gespenster zogen einzelne Wolken an dem bleichen Monde vorüber — — — aber alles das fühlte nicht — — — nur in der Brust des einsam Wachenden rührte es sich .... wie ein großes Weh!

Und Humboldt blickte zum Himmel. Da ging es ihm wie immer: die unermeßliche Ferne mit ihren ewigen Lichtern regte seine Seele tiefer und lebendiger an, als jeder andere irdische Reiz. Es war als ob ihm dabei eine Art Sehnsucht vom Himmel und seinen Welten herabkomme, und was vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Vielleicht war es auch das beengende Einerlei, das jede große Seereise an sich hat, das ihm jetzt die Brust zuschnürte und den Blick mit doppeltem Interesse nach Oben zog. Denn um ihn her machte sich ja seit lange der unendlich gleichmäßige Gang des Lebens und der Erscheinungen geltend: Fliegende Fische, die sich — verfolgt von einem Feinde — über das Wasser erhoben. Humboldt hatte deren Anatomie und Flugeigenschaft bereits untersucht; — große, schwimmende Meergräser, tief wurzelnd auf dem Grunde des Oceans, in Stämmen von 500 bis 1800 Fuß Länge heraufreichend

und ganze Bänke bildend; — auch ihrer Untersuchung hatten die Reisenden einen großen Theil ihrer bisherigen Zeit gewidmet. Und Hunderte dergleichen Gegenstände .... aber immer dieselben .... und immer Wasser und Himmel und Wolken und Mond, und der Gedanke an die daheimgebliebenen Lieben, und die Größe der Natur und die Kleinheit des Ich's — — und über das alles hinwehend jetzt auch noch ein Hauch des Todes, der, lauernd, durch die unteren Schiffsräume schlich.

Schwer, schwer lastend senkt sich die Einförmigkeit eines solchen Daseins oft selbst auf alte geprüfte Seefahrer. Auch das Schiffsvolk sucht nach Wochen der Reise den Anblick eines fremden Menschen; es sehnt sich nach einem Tone aus fremdem Munde, nach Gegenständen anderer Gegenden. Immer ist es deshalb dann ein freudiges Ereigniß, wenn ein anderes Schiff vorübersegelt: man stürmt auf das Verdeck, man winkt, man ruft sich zu, man fragt nach Namen und Ort, wohin? woher? grüßt sich .... und sieht sich gegenseitig am Horizonte wieder verschwinden.

Humboldt und Bonpland waren während der ganzen Reise unendlich thätig gewesen; aber ihre wissenschaftlichen Arbeiten konnten — trotz des reichen Materiales, welches jeder Tag ihrem Forschungseifer darbot — nicht die Regungen des Gemüthes, namentlich in dem Ersteren, zurückdrängen. Wie freudig sprang daher jetzt auch Alexander von Humboldt auf: sein scharfes Auge glaubte

im Mondschein, fern am Horizonte ein Segel entdeckt zu haben.

Unverwandt, klopfenden Herzens, blickte er hin! — — — näher und näher kam der Punkt, — — größer und größer ward er . . . . es war ein Schiff . . . . aber . . . . es war auch der erste Schmerz, den der fühlende Seefahrer empfand, als allmälig der ferne Mast größer wurde, ... und nun . . . . . mit den Trümmern eines verunglückten, ganz von schwimmendem Seegrase überzogenen Schiffes, vorüberschwamm.

Es war ein ernster, ergreifender Moment: wie ein mit Rasen überzogenes Grab trieb das Wrack still und schweigend dahin! . . . . Wo mochten diejenigen jetzt sein, die es vor Kurzem noch geführt und belebt, die im zerstörenden Sturme ihr Leben mit den letzten Kämpfen um das Leben ausgehaucht?*)

So geht die Natur ihren ewigen Gang fort und kümmert sich nicht um den vergänglichen Menschen! Mag uns der Schmerz in den Staub drücken, mag uns die Marmorfaust eines plötzlichen Schicksals erfassen und zerknirschen, mögen wir selbst den Folgen gewöhnlicher Natur-Umwandlungen oder auch Natur-Revolutionen und gewaltigen Ausbrüchen erliegen, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit der ganzen Strenge einer höheren Nothwendigkeit.

---

*) Humboldt: Reise u. s. w. I. 180. Klenke S. 52.

Und wem hätte diese Erfahrung nicht schon tief un schneidend in das Herz gegriffen? wen hätte sie nicht schon entsetzt, mit innerer Trauer erfüllt und vor dem unvermeidlichen Gange des Fatums schaudern und erstarren machen?! Aber so wie der Blick sich erhebt, der Geist sich sammelt und von einem höheren Standpunkte ausschaut, dann ist gerade dieser unerschütterlich feste, an ewige und unwandelbare Gesetze geknüpfte Gang der Natur dasjenige, was uns im stürmisch bewegten Leben den besten Trost, die größte Beruhigung bietet. Klar, fest und überzeugend tritt ja alsdann die Gewißheit an uns heran, daß es doch einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen gibt!

So dachte jetzt auch Alexander von Humboldt, und leise vor sich hinsprechend sagte er:

„Ja! der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einem mächtigen und schönen Accorde vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Und dann — auch Licht und Liebe, auch Heiterkeit, Freude und Glanz hat ja die Natur; und wie sie ernst und erschütternd vor unsere Seele tritt, so weiß

sie auch denjenigen der in Kummer und Gram versenkt ist, zu trösten und zu erheben."

Und Alexander blickte auf; aber da war es ihm, als ob ihm der Ewige selbst antwortete: der Mond war am fernen Horizonte unter die Wasser hinabgesunken, ein leichter Wind hatte die Wolken vertrieben und groß, funkelnd und prachtvoll sah er zum erstenmale das strahlende Sternbild des südlichen Kreuzes aufgehen!

Ein Ruf des Entzückens drängte sich aus seiner Brust und fand ein Echo in dem Munde der Matrosen, die auf die Nachricht hin: das Sternbild des Kreuzes sei aufgegangen, voll Freude auf das Verdeck eilten. In der Meereseinsamkeit grüßt man einen bekannten Stern, wie einen alten Freund, und das flammende Kreuz des Himmels erschien namentlich jetzt bei dem Ausbruche des Fiebers auf dem Schiffe, der ganzen Mannschaft wie ein von Gott gesandtes Zeichen des Heils. O, es war ja auch dasselbe Gestirn, welches die ersten Seefahrer des 15. Jahrhunderts, als ihnen die Sterne des heimathlichen Himmels im Norden niedersanken, als bedeutungsvolles Zeichen zum freudigen Fortschritt, begrüßte.

Die Mannschaft verschwand nach kurzem Gebete bald wieder. Alexander von Humboldt war auf's Neue allein.

Die Nacht war ungemein heiter und lieblich geworden; die Luft so weich, so mild und warm, und doch wieder so behaglich durch einen leisen Luftzug bewegt

daß sie Alexander mit Entzücken athmete. Es schien dabei, als ob das Leuchten des Meeres eine Art Lichtmasse in der Luft verbreitete.

Humboldt hatte sich wieder auf eine kleine Tonne niedergesetzt und ward nicht müde, die Schönheit des südlichen Himmels zu bewundern, an dem — da er mehrere Nächte bedeckt gewesen — jetzt immer neue Sternbilder vor seinen Blicken aufstiegen.

Ein sonderbares Gefühl ward in ihm rege; die Sterne, die er von Kindheit gekannt, waren ja, je mehr er sich dem Süden genähert, immer tiefer herabgesunken und endlich ganz verschwunden, und jetzt — brannte und blitzte und funkelte ein ganz neuer, doppelt herrlicher Himmel über ihm.

Hatte ihn doch nichts bisher so sehr an die ungeheure Entfernung von seiner Heimath gemahnt.

Die Gruppirung der großen Sterne, — einige zerstreute Nebelflecken, die an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, — Strecken, die sich durch ihr tiefes Schwarz auszeichnen, — alles dies gibt dem südlichen Sternhimmel eine ganz eignthümliche Physiognomie. Regt doch dieses Schauspiel selbst die Einbildungskraft der Menschen auf, die den Wissenschaften sehr ferne stehen und zum Himmelsgewölbe aufblicken, wie man eine schöne Landschaft oder eine großartige Aussicht bewundert. Man braucht kein Botaniker zu sein, um schon am Anblick der Pflanzenwelt den heißen Erdstrich zu erkennen, und auch wer

keine astronomischen Kenntnisse hat, und von Flamsteads und Lacailles Himmelskarten nichts weiß, fühlt, daß er nicht mehr in Europa ist, wenn er das ungeheure Sternbild des Schiffes oder die leuchtenden Magellan'schen Wolken am Horizonte aufsteigen sieht. Erde und Himmel, — Allem in den Aequinoctialländern drückt sich der Stempel des Fremdartigen auf. *)

O! wie schlugen da wieder ferne Klänge an das Ohr des still Betrachtenden! Wie dämmerte in seiner Seele die Jugendzeit herauf, in der er sich so manchmal nach dem herrlichen Sternbilde des südlichen Kreuzes gesehnt. Jetzt stand es nun in der That funkelnd und leuchtend, wie aus unermeßlichen Diamanten gebildet, vor seinen Blicken, und mit stillem Entzücken klangen wie in der Jugend Tagen Dante's Verse in seiner Seele wieder:

Io mi volsi a man destra e posi mente
All' altro polo, e vidi quattro stelle,
Non viste mai fuor ch'alla prima gente.

Goder parea lo ciel di lor fiammelle,
O settentrional vedovo sito,
Poi che privato se di miar quelle!

Dann rechts, dem andern Pole zugekehrt,
Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
Deß Anschau'n nur dem ersten Paar gewährt.

---

*) Humboldt's Reise in die Aequinoctialgegenden. I. S. 182. „Voyage aux régions équinoxtiales." I. 209.

Der Himmel schien entzückt durch sein Geflimmer.
O du verwais'tes Land, du öder Nord —
Du siehst den Glanz des schönen Lichtes nimmer.

Aber mit diesen Versen des unsterblichen Dante war auch die ganze Jugend in Alexander's Seele aufgetaucht. Bild reihte sich an Bild: Vater, Mutter, Bruder zogen an ihm vorüber; — die schöne Kindheit, auf Schloß Tegel verlebt, — die akademischen Jahre, mit ihren Jugendfreundschaften und . . . . . ihrer Jugendliebe.

„Cecily!" — flüsterte Alexander leise — „was mag aus dir geworden sein?!"

Und er fiel in ein stilles Sinnen . . . . und Stunden zogen an ihm vorüber.

Es dämmerte bereits, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Alexander blickte überrascht auf: es war Bonpland, den ein erquickender Schlaf gestärkt und der nun wieder frisch und wohl an seiner Seite stand.

Humboldt begrüßte ihn herzlich, vernahm aber ungern, daß es schlecht im Schiffsraume stehe. Der Morgen hatte dabei einen kühleren Luftzug gebracht, der Alexander schauern machte. Einzelne Seevögel zogen schreiend über das Schiff und hie und da hob ein gefräßiger Haifisch seinen Kopf aus den Wassern.

Da plötzlich erschallte in langsamen Schlägen ein dumpfer Ton:

„Was ist das?" — frug Humboldt überrascht einen Matrosen, der, finsteren Gesichtes, an ihm vorüberging.

„Die Todtenglocke!“ — antwortete der Mann kurz und ernst.

„Und wer ist gestorben?“ — frug Alexander beklommen weiter.

„Der jüngste Passagier auf dem Schiffe!“ — entgegnete Jener. — „Der junge neunzehnjährige Asturier.“

Alexander war es, als griffe eine unsichtbare eiskalte Hand an sein Herz, während ihn zugleich ein tiefer, aufrichtiger Schmerz durchzuckte. So also hatten sich die Hoffnungen der armen Mutter, der fernen, in Liebe und Sehnsucht harrenden Alma erfüllt? Das war also die Frucht eines so schönen, hoffnungsvollen, jungen Lebens?

„Armer Jüngling!“ — dachte Humboldt — „du hast dein Schicksal geahnt; nur mit Widerstreben gingst du an Bord . . . . . und nun? Schon grüßen uns die Lüfte der neuen Welt! . . . . . Cuba, das Ziel deiner Reise, die Sehnsucht deiner Mutter, das Land deines vermeintlichen Glück's ist fast erreicht . . . . . . da wirft dich ein böses Fieber nieder . . . . . und . . . . während jetzt vielleicht Mutter und Braut daheim für dich und dein Glück in heißem Gebete ringen, senken dich fremde Hände in ein nasses Grab!“

Und die Todtenglocke läutete fort und fort — die Matrosen sanken zu einem kurzen Gebete auf die Kniee; — dann glitt eine, auf ein Brett gebundene Leiche langsam in das Meer. Jetzt berührt sie das Wasser, ...

jetzt ist sie verschwunden. Zehn Haifische schießen herbei! . . . . . dann lautlose Stille, während am fernen Horizonte die Sonne groß und feierlich über dem unabsehbaren Ocean aufsteigt! — — —

Die neue Welt.

Es ist wunderbar, wie sich in unserem Leben gar oft eine höhere Führung kund gibt, eine Führung und eine Fügung der Verhältnisse, die uns allerdings meist erst spät, oft erst an unserem Lebensabende klar wird.

Es ist freilich wahr: der Mensch ist, vermöge seines freien Willens, sein eigener Herr, Schöpfer seines Schicksals und seiner Bestimmung. Er kann durch sein Wirken den Gang der moralischen Welt befördern und stören, und das ganze Menschengeschlecht, von dem Bettler bis zu dem Könige, ist also, jeder nach seiner Kraft, zusammengenommen, Werkmeister der moralischen Welt. Der Mensch entwickelt nur das einmal in ihn gelegte Streben, wie jedes Ding der sichtbaren Welt; doch mit dem Unterschiede, daß nur ihn sein freier Wille, und sein, das Böse und Gute begreifender Sinn, der Strafe und der Belohnung fähig machen.

Das gilt von der moralischen Welt; in dem Gang der Weltgeschichte aber muß er sich, ob er will oder nicht, den äußeren Verhältnissen unterordnen, und diese wirken dann bestimmend, oft wunderbar genug, auf sein Geschick ein.

War es nicht bis hieher schon Alexander von Humboldt mit seinem großen Reise-Unternehmen eigenthümlich genug gegangen? Auch die auf dem Schiffe ausgebrochene Krankheit führte jetzt eine folgenschwere Abänderung in seinem Reiseplane herbei. Die noch nicht der Ansteckung verfallenen Passagiere, durch die Bösartigkeit des Schiffsfiebers beängstigt, faßten den Entschluß: am ersten besten Landungsplatze auszusteigen und das ursprüngliche Reiseziel, Cuba und Mexiko, mit einer anderen Schiffsgelegenheit zu erreichen. Man überredete daher den Capitän bei Cumana, einem an der nordöstlichen Küste Venezuela's gelegenen Hafenplatze, einzulaufen und die Passagiere dort an das Land zu setzen. Dieses bestimmte denn auch Humboldt und Bonpland ihre Pläne zu ändern und die noch wenig bekannten Küsten von Venezuela und Paria zunächst zu besuchen. So wurde die zufällige Krankheit auf dem Schiffe die Ursache der großen Entdeckungen Humboldt's in diesen Gegenden und am Orinoco bis zu den Grenzen der portugiesischen Besitzungen am Rio Negro!

Aber welche neue Welt öffnete sich nun den Blicken der Reisenden! — Himmel! es war ja diejenige Welt, nach der sich Alexander seit seiner zartesten Jugend gesehnt, — die Welt, für die er schon mit Forster geschwärmt; — die zu sehen, auf der zu wandeln, zu forschen, zu entdecken, seines ganzen bisherigen Lebens Sehnsucht und Ziel gewesen.

Wie hingen schon — als das Schiff nach einundvierzigtägiger Fahrt bei Cumana vor Anker ging — seine Blicke voll stillem Entzücken an den Gruppen von Cocosbäumen, die das Ufer säumten, und deren über sechzig Fuß hohe Stämme der Landschaft sogleich den südlichen Charakter aufdrückten. Die Ebene war bedeckt mit Büschen von Cassien, Capparis und baumartigen Mimosen, die, gleich den Pinien Italiens, ihre Zweige schirmartig ausbreiteten. Die zart gefiederten Blätter der Palmen hoben sich von einem Himmelblau ab, das keine Spur von Dunst trübte. Rasch stieg die Sonne zum Zenith empor; ein blendendes Licht war in der Luft verbreitet und strahlte magisch von den weißen, mit wunderbaren und herrlichen Cactusarten bedeckten Hügeln zurück; an den Meeresgestaden aber wimmelte es von Reihern, Flamingos und Alcatras, bräunlichen Pelikanen, von der Größe eines Schwanes, die, den Hals schön gebogen, den mächtigen Schnabel stolz vor sich gereckt, die Flügel gehoben, hin und her schwammen oder sich plump und schwerfällig wackelnd auf dem Ufer bewegten.

Das glänzende Tageslicht, die Kraft der Pflanzenfarben, die wunderbaren Gestalten der Gewächse, das bunte Gefieder und die Masse der Vögel, alles, alles trug den großartigen Stempel der tropischen Natur!

„O! welche Fülle neuen Wissens, welch' unermeßlich reiches Studium öffnet sich uns hier!" — rief bei diesem Anblicke Humboldt entzückt und begeistert aus. Und hatte nicht auch die Seereise schon dies Wissen unendlich bereichert? Knüpften sich nicht an Humboldt's zoologische Forschungen und die Untersuchung der Tange, die wichtigsten physikalischen Beobachtungen?

Hatte doch Alexander, mit Benutzung der ihm bereits von der Wissenschaft dargebotenen Materialien, wichtige Untersuchungen über die Temperatur der Luft angestellt, da ihm, abgesehen von dem Jahreszeitenwechsel und dem jedesmaligen Orte auf der Erde, der wesentliche Unterschied zwischen der Lufttemperatur auf dem Meere und dem Festlande bemerkenswerth geworden war, indem er den Ocean durchschnittlich etwas wärmer als die Atmosphäre fand, und die Herstellung des Gleichgewichtes zwischen beiden Elementen durch die Winde und die Absorbtion des Wärmestoffes während der Wasserverdunstung, wobei bekanntlich immer Wärme gebunden wird, verhindert ist.

Eine andere interessante Untersuchunng stellte Humboldt über die Bläue des Himmels an. Sein Auge

ergötzte sich nicht allein an dem herrlichen Farbenübergange vom sanften Grün des Meeres zum prachtvollen Gelb und Roth des Himmels; er ließ nicht nur, wie ein gewöhnlicher Naturfreund, den augenblicklichen Eindruck beim Anblicke der Azurfarbe des hohen Gewölbes auf sich einwirken, sondern er dachte tiefer über Wirkung und Ursache der Erscheinung nach, und wurde so der erste Naturforscher, welcher auf dem Meere der Aequinoctialgegenden der Erde, wo Tag- und Nachtzeit einander gleich sind, wissenschaftliche Beobachtungen über die Farben des Himmels anstellte. — Nachdem schon 1765 Deluc auf die blaue Himmelsfarbe aufmerksam gemacht und nach den Ursachen und Bedingungen derselben gefragt hatte, erfand 1791 Saussure ein Instrument, das er „Cyanometer," Himmelsblaumesser, nannte, um durch die daran befindlichen Farbentafeln in steigender Scala vom tiefsten bis hellsten Blau, den jedesmaligen Grad der Himmelsbläue anzugeben. Humboldt gab auf dieser Seefahrt dem Instrumente eine große Anwendung, indem er durch die Farbe den Grad der Bläue, die Anhäufung und Natur der undurchsichtigen Dünste in der Luft ermittelte. Zu diesem Zwecke beobachtete er Farbe und Figur der auf- und untergehenden Sonnenscheibe, und erkannte daran die Dauer des schönen Wetters und Ruhe oder Stärke des Windes, und als untrügliches Zeichen eines nahen Sturmes lernte er die Blässe und ungewöhnliche

Verschiebung der untergehenden Sonnenscheibe kennen. Er bediente sich des Instrumentes auch zur Messung der Meerfarbe, die meistens grün ist, und er fand auch hier Wechsel, welche bei heiterem Himmel oft das Meer aus dem tiefsten Indigoblau in das dunkelste Grün und Schiefergrau überführten ohne irgend eine atmosphärische Einwirkung — überhaupt stellte sich heraus, daß der Ausdruck: „der Ocean spiegele den Himmel wieder" — ein rein poetischer, aber kein naturrichtiger sei, indem das Meer oft blau ist, während der Himmel fast ganz mit lichten, weißen Wolken bedeckt erscheint. — Außer diesen Beobachtungen hatte Humboldt aber auch noch manche neue Erfahrungen über die Feuchtigkeit der Luft, so wie über die Elektricität und Neigung der Magnetnadel gesammelt.

Und welches neue Wissen sollte ihm nun erst die neue Welt selbst entgegenbringen? — — —

„Nun, meine Herren!" — sagte am Abend des zweiten Tages, den sie in Cumana zubrachten, der Capitän des Pizarro zu Humboldt und Bonpland — „gestern habe ich Sie, und ich denke zu Ihrer Zufriedenheit, bei Don Vicente Emparan, dem Gouverneur der Provinz Portobelo und Cumana, eingeführt, und jetzt komme ich, Sie zu einer Abendgesellschaft bei demselben einzuladen."

„Wir wissen Ihnen kaum zu danken, Herr Capitän!"

— entgegnete Humboldt freundlich. — „Schon Ihr vor Anker gehen in Cumana war eine große Gefäll eit für sämmtliche Passagiere und hier ...."

„Nun!" — fiel der Capitän ein — „warum soll es mir nicht eine Freude machen, Männern der Wissenschaft zu dienen? Ich selbst verstehe mich zwar schlecht auf das gelehrte Zeug, da ich nur ein einfacher Seemann bin und genug mit meinem Pizarro, seinen Wasserratten und seinem Lauf zu thun habe; indeß, man hat doch auch Respekt vor den Männern, die da immer Neues erfinden und der Welt gar viel durch ihr Wissen nützen. Aber machen Sie sich fertig, die Gesellschaft erwartet uns."

Humboldt und Bonpland gehorchten, und bald waren sie, in Gesellschaft des Capitänes, auf dem Wege.

„Werden wir uns in die Wohnung des Gouverneurs begeben?" — frug jetzt der junge Franzose.

„Pah!" — entgegnete der Capitän, der, seine Havanna-Cigarre rauchend, breitspurig, wie alle Seemänner, zwischen den beiden Reisenden herging — Humboldt mußte im Stillen seinen Gang immer mit dem der Pelicane vergleichen. — „Keine Seele ist in diesem Götterlande Abends und Nachts in seiner Wohnung. Werden sich aber doch wundern, die Herren, über die Kajüte, in die ich sie führe!" — setzte er dann hinzu und ein pfiffiges Lächeln schwebte über sein kupferiges Gesicht, daß es wie Abendroth glänzte.

„Und wird man von unserem edlen Capitän nichts Näheres über diese Kajüte erfahren?“ — frug Bonpland, in der ihm angeborenen, für einen Reisenden so glücklichen Heiterkeit.

Aber der Capitän schüttelte lachend den Kopf. — „Nicht für einen Eimer des köstlichsten Grogg's!“ — sagte er dann. — „Ihr Landratten seid zwar verteufelt neugierig; aber uns Wasserratten lehrt das Monate lange Fahren auf schweigender See selbst schweigen. Also gewartet, bis wir vor Anker gehen!“

Die Reisenden fügten sich lachend.

Sie kamen jetzt durch eine der Vorstädte, die ganz von Chaymas-Indianern bewohnt war. Es läßt sich kaum beschreiben, wie wunderbar ein solcher Anblick jeden Europäer zum erstenmale berührt. Die dunkelbraunen, fast nackten, nur mit einem kurzen Hemde von Baumwollenzeug bedeckten Gestalten der Männer und Weiber — gedrungen und untersetzt, die Glieder rund und fleischig, die von dichten Wimpern beschatteten Augen schwarz und tiefliegend, die Backenknochen hervorspringend, das Haar straff und glatt, die Züge ernst und finster — tauchen fast gespensterartig vor ihm auf; während die ganz nackten Kinder seinem Auge halb wie Affen, halb wie kleine Teufelchen erscheinen. Und wie erregt dieser Anblick alle Phantasiegebilde der Jugend von Campe's Erzählungen Robinsonischer Irrfahrten an bis auf die Schilderungen eines Cooper.

Das fremdartige, überraschende, dem Europäer so Neue der Erscheinung, hat einen unaussprechlichen Zauber für ihn.

Auch Humboldt und Bonpland entgingen diesem Eindrucke nicht, nur daß sich demselben bei ihnen das wissenschaftliche Interesse beigesellte. Sie vermochten kaum sich zurückzuhalten, schon jetzt bei den Indianern Anknüpfungspunkte für ihre Forschungen zu suchen. Aber die Einladung des Gouverneurs konnte nicht umgangen werden.

Der Weg zog sich jetzt, an einem Cactusgebüsch vorüber, den Ufern des Manzanares entlang: Tamarinden, Brasilholzbäume, Bombax und andere durch ihr Laub und ihre Blüthen ausgezeichneten Gewächse beschatteten ihn. Der ganze Fluß aber lebte von Kindern der Indianer, die in seinen Fluthen zu Hause schienen, während andere mit ihren nackten Körpern flach auf dem Boden der Ufer lagen und emsig nach achtzehn Zoll langen und sieben Linien breiten Scolopender oder Tausendfüßen gruben, die sie dann jauchzend aus dem Boden zogen und mit Begierde verzehrten.

Selbst Humboldt und Bonpland überlief bei diesem Anblicke ein leises Grausen; während der Capitän des Pizarro vor Behagen einen lauten Seemannsfluch ausstieß.

„Wahre Teufel, diese kleinen Indianer!“ — rief er dabei heiter. — „Würden am Ende noch Menschenfleisch fressen, wenn sie die Regierung nicht so scharf im Zaume

hielt. Aber Don Vincente Emparan ist der Mann dafür. A propos! von dem Gouverneur zu reden: wie nahm er Sie denn gestern auf, als Sie ihm ihre vom königlich spanischen Staatssecretariat ausgestellten Pässe überreichten?"

„Sehr freundlich!" — entgegnete Herr von Humboldt. — „Er empfing uns mit der Offenheit und edlen Einfachheit, die von jeher Züge des baskischen Volkscharakters waren."

„Ist auch ein prächtiger Haudegen!" — versetzte der Capitän. — „Ehe er zum Statthalter von Portobelo und Cumana ernannt wurde, zeichnete er sich als Schiffscapitän in der königlichen Marine aus."

„Mir ist," — rief hier Bonpland, mit der Hand wie sinnend an die Stirne fahrend — „als ob ich den Namen Emparan schon gelesen oder von ihm gehört hätte."

„Wird wohl auch so sein!" — meinte der Capitän. — „Der Name Emparan erinnert an ein paar Seemänner von ächtem Schrot und Korn."

„Verwandte des Gouverneurs?"

„Brüder desselben?"

„Und ihre Thaten?"

„Die Geschichte ist so merkwürdig, als traurig."

„Erzählen Sie."

„Nach dem letzten Bruch zwischen Spanien und England schlugen sich beide Brüder bei Nacht vor dem Hafen

von Cadix mit ihren Schiffen, weil jeder das andere Schiff für ein feindliches hielt. Der Kampf war so furchtbar und erbittert, daß die Schiffe fast zugleich sanken. Nur ein sehr kleiner Theil der gegenseitigen Mannschaft wurde gerettet, und die Brüder hatten das Unglück, sich und ihren Irrthum erst dann zu erkennen, als sie, beide sterbend, mit ihren Schiffen untergingen."

„Welch' tragisches Schicksal!" — rief Humboldt.

„Und wie äußerte sich Don Vincente über Ihr Vorhaben?" — frug jetzt der Capitän.

„Sehr freundlich und zufrieden!" — versetzte Humboldt. — „Er meinte dabei mit Recht: Neuandalusien sei ja ohnehin kaum dem Namen nach in Europa bekannt; der Vortheil neuer Entdeckungen und sein Bekanntwerden könne daher auch nur für beide Theile von Vortheil sein."

„Nicht unwahr."

„Auch bestätigte er, daß in den Gebirgen dieser Provinz und an den Ufern ihrer zahlreichen Ströme der Naturforschung das reichste Feld der Beobachtung gegeben sei."

„Und bot er Ihnen nicht seine Unterstützung an?"

„Mit einer wirklich liebenswürdigen Bereitwilligkeit."

„Dafür kenne ich ihn. Uebrigens sind Sie auch von der spanischen Regierung empfohlen, wie kein Anderer."

„Dank der Freundschaft des edlen Don Mariano

Luis de Urquijo!" — sagte Alexander von Humboldt warm.

Die Wanderer hatten jetzt einen Hügel erstiegen, auf welchem ein befestigtes, die Stadt beherrschendes Gebäude lag. Es war das Schloß St. Antonio. Hell und malerisch hob es sich von der dunkelen Wand der Gebirge ab, deren Gipfel bis zu den ewigen Schneeregionen aufstiegen.

Herrlicher aber noch als hier, war der Punkt, den sie einige Schritte weiter bei den Trümmern des alten Schlosses Santa Maria fanden. Der kühlende Seewind grüßte sie bei der tropischen Hitze unendlich labend und vor ihnen dehnte sich eine entzückende Aussicht auf Stadt und Hafen.

Aber auch hier sollten Humboldt und Bonpland, sogleich wieder erfahren in welch' einem Wunderlande sie sich befänden.

Fern, über der Felsenküste der Landenge von Araya, erschienen die hohen Berggipfel der Insel Margarita. Gegen Westen mahnten die kleinen Inseln Caracas, Picuito und Boracha an die erderschütternde Katastrophe, durch welche einst die Küste von Terra Firma zerrissen wurde.

Wie Festungswerke stiegen diese kleinen Eilande auf, und da die Sonne die unteren Luftschichten, die See und das Erdreich ungleich erwärmte, so erschienen ihre Spitzen, in Folge einer Luftspiegelung, wie durch

Zauber hinaufgezogen; ebenso die Enden der großen Vorgebirge der Küste.

Da trat plötzlich und ohne Dämmerung — wie es jenen Gegenden eigen ist — die Nacht ein, und so senkte sich, wie durch ein Wunder, das Bild der in der Luft schwebenden Gesteinmassen wieder auf seine Grundlage. Das Gestirn, das der organischen Natur Leben verleiht, schien durch die veränderte Beugung seiner Strahlen den starren Fels vom Fleck zu rücken und dürre Sandebene wellenförmig zu bewegen. *)

Mit Staunen und hohem Interesse beobachteten die beiden Freunde dies großartige Phänomen, als endlich der Capitän ihr Schweigen mit den Worten unterbrach.

„Aber jetzt ist es die höchste Zeit, meine Herren, daß wir der Einladung des Gouverneurs genügen. Der Mond erhebt sich aus dem Meere und das ist das Signal des Zusammenkommens. Ich führte Sie nur hierher, um Ihnen die Aussicht und die Luftspiegelung zu zeigen. Wir sind übrigens in zehn Minuten wieder an den Ufern des Manzanares!"

„Also gehen wir nach dem Flusse?" — entgegnete Bonpland.

„Nach dem Wohlthäter dieser Gegend!" — versetzte der Capitän. — „Ein Fluß, dessen Temperatur zur Zeit des Hochwassers auf 22° Wärme fällt, während der

---

*) Humboldt's „Reise in die Aequinoctial-Gegenden": II. 216.

Thermometer auf 30 bis 33° Hitze steht, ist wahrlich eine unschätzbare Wohlthat in einem Lande, wo das ganze Jahr eine furchtbare Hitze herrscht und man den ganzen Tag im Wasser stecken möchte."

„Bei Gott!" — rief hier Bonpland — „ich glaube jetzt bald an alle Mährchen einer Zauberwelt, und es soll mich gar nicht wundern, wenn wir hier erleben, daß die Fische auf dem Lande spazieren gehen und die Menschen im Wasser leben."

„Nun, mein Herr Naturforscher!" — rief der Capitän heiter, indem er einen Augenblick stehen blieb. — „Um die letztere Erfahrung zu machen, brauchen Sie nicht weit zu gehen: Die Kinder z. B. bringen hier in der That den größten Theil ihres Jugendlebens, wie Sie vorhin selbst gesehen haben, im Wasser zu.*) Doch stille! hier sind wir an dem Garten des Gouverneurs, nun machen Sie sich gleich wieder auf eines Ihrer Wundermährchen gefaßt."

Und wahrlich! schon der Punkt, an dem sie angelangt waren, schien der Sitz einer Fee zu sein.

Der Manzanares, von den hohen Savannen kommend, und auf dem südlichen Abhange des Cerro St. Antonio hinabsteigend, zog hier mit seinen hellen und klaren Wassern — von Mimosen, Ceiba und riesenhaften Erythrina

---

*) Thatsache: Humboldt's „Reise in die Aequinoctial Gegenden" II. 225.

beschattet — so sanft und schmeichelnd an den herrlichen, mit blühenden Büschen prangenden Ufern hin, daß es schon eine Lust war, seinem Laufe mit den Blicken zu folgen.

Die ganze Landschaft, jetzt vom prächtigsten Mondscheine überglänzt, war belebt und heiter, und contrastirte seltsam mit der hohen dunkelgrünen Mauer der im Hintergrunde majestätisch aufsteigenden Cordilleren. Vögel mit glänzendem, prachtvollem Gefieder, himmelanstrebende schlanke Palmen, vom leisen Abendwinde leicht bewegt, Stämme einer Art Lorbeerbäume, die in dichten Gruppen standen und mit ihren Wipfeln hundert Fuß hoch emporragten, während aus ihrem Laubdache der zauberische Gesang verschiedener Singvögel erschallte . . . . . alles dies gab der Natur ein Ansehen von origineller Großartigkeit und unerwarteter, wunderbarer Harmonie.

Der Eindruck war in der That so mächtig, daß Humboldt und selbst der sonst so lebhafte Bonpland schweigend dem Capitän folgten.

Sie schritten jetzt durch einen schön angelegten, sich nach den Ufern des Manzanares leise absenkenden Garten. Blumen die Fülle begrüßten sie, so üppig in Wuchs und Farbe, Form und Duft, wie sie die Reisenden nie gesehen, und doch nahm jetzt etwas so Seltsames ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß sie selbst von den Kindern Floras abgelenkt wurden.

Es war dies ein nicht allzugroßes, in gefälligem Style aufgeführtes Gebäude, lediglich aus zwei kleinen Salons bestehend, durch deren offene Thüren Humboldt und Bonpland jetzt hineinschauen konnten.

Aber wie überraschte sie schon der Blick in den ersten Salon! . . . . Auf den, rings um die Wände laufenden Divans lagen wenigstens zwanzig vollständige Damenanzüge ziemlich unordentlich hingestreut, als ob sie eben von ihren schönen Besitzerinnen in Eile abgestreift worden wären. Einige halbnackte Dienerinnen aus dem Stamme der Chaymas-Indianer standen träge und regungslos an die Säulen gelehnt, die das Gemach trugen.

„Aber was zum Teufel soll das?" — frug jetzt lebhaft Bonpland.

„Werden es gleich sehen!" — entgegnete der Capitän ebenso lakonisch als mysteriöse.

„Bester!" — sagte Humboldt stehen bleibend — „sie werden doch nicht . . . . ?"

Der Capitän wollte sich todtlachen.

„So folgen Sie mir doch nur!" — rief er endlich, als er wieder zu Athem gekommen war. — „Wir sind ja in dem Garten des Herrn Gouverneur."

Zwei kupferfarbige ebenfalls halbnackte Diener öffneten jetzt die Thüre des zweiten Salons und ließen die Herren eintreten.

Aber mit Staunen gewahrten die Freunde hier eine ähnliche Kleiderniederlage, nur daß die hier auf den

Divans liegenden Anzüge Herren angehörten. Ehe sie aber ihre Verwunderung aussprechen konnten, waren sie selbst halb entkleidet, während einer der Diener einem jeden von ihnen ein kurzes baumwollenes Hemde und ein paar weiße baumwollene Beinkleider darbot, die oben durch einen Gürtel gehalten wurden.

Humboldt und Bonpland, die in der That nicht wußten, was sie zu alledem sagen sollten, zögerten noch, als der Capitän schon in seiner Metamorphose vor ihnen stand. Er sah in dem überaus leichten Anzuge — der für europäische Augen und Sitten allerdings eigentlich gar kein Anzug war — gar nicht übel aus. Sein Beispiel ermuthigte sie übrigens und in wenigen Minuten lagen auch die Kleider, in welchen sie gekommen waren, auf den Divans, während sie in dem neuen, ihnen gebotenen Habitus dastanden. Ein Diener reichte jetzt auf silbernem Teller köstliche Havana-Cigarren, ein anderer bot Feuer.

Als die Cigarren brannten, sagte der Capitän: — „Und nun vorwärts, meine Herren, in die Gesellschaft!"

Aber Bonpland hielt an: — „Sind sie des Teufels, Herr? wir sollen doch wohl nicht so . . . . und die Damen deren Kleider daneben liegen? . . . ."

„Nun bei Stern und Compaß! —" rief der Capitän lachend — „einen Franzosen von ihrem Schlage habe ich noch nicht kennen gelernt. Fürchten Sie sich etwa vor Damen?

„Bei Gott, nein!“ — rief der junge Mann mit leuchtenden Augen — „aber“ . . . .

„Aber so kommen Sie doch und sehen Sie erst!“ — fuhr der Capitän jetzt fast ärgerlich fort. — „Wir sind freilich hier nicht in Paris .... Landesart, Landessitte! .... In einem Lande, wo der Mensch dem Naturzustande noch so nahe ist, wie hier, findet man es nicht anstößig, sich das Leben auf alle erlaubte Weise so erträglich zu machen, als möglich.“

Und mit diesen Worten schritt der Capitän voraus, während die beiden Freunde, fast wie in einem Zauberrausche, folgten. Gespräch und Lachen vieler Menschen tönte ihnen entgegen.

Aber welcher Anblick bot sich ihnen nach wenigen Schritten!

Vor ihnen lag, vom Monde fast mit Tageshelle überglänzt und zwischen Tulpenbäumen, die mit zahllosen pokalförmigen Blüthen überdeckt waren, hervortretend, der Manzanares. Mitten in dem Flusse aber, in einem weiten Kreise, saß auf Stühlen, die man hineingetragen, eine große Gesellschaft, wohl aus zwanzig Damen und ebensoviel Herren bestehend. Es waren sämmtlich Glieder der ersten und reichsten Familien Cumanas, die hier rauchend, plaudernd, scherzend und lachend mitten in dem Fluß sitzend die wundervolle Nacht genossen. Der Gouverneur und seine Gattin machten

dabei die Honneurs. Junge Mädchen, aus dem Stamme der Chaymas-Indianer oder Zambos*), nur bedeckt mit einem ärmellosen, kaum bis in die Mitte der Schenkel reichenden weißen baumwollenen Hemde, reichten dabei Limonade, Confituren und Cigarren herum. Denn auch die Damen, die ebenfalls nur ein ganz leichtes weißes Gewand anhatten, das sich, von Wasser durchdrungen, eng an ihre Körperformen anschloß, rauchten.**)

Die Scene war für Humboldt und Bonpland so überraschend, ja in dem ersten Augenblicke so verwirrend, daß beide Mühe hatten, dem Gouverneur und der Gesellschaft gegenüber, ihre ruhige Fassung zu behaupten. Nach kurzer Zeit freilich mußten sie sich beide im Geheimen gestehen: daß eine solche wundervolle Mondnacht, in so angenehmer heiterer und in vielfacher Beziehung reizender Gesellschaft, bei einer tropischen Hitze in den labenden und erquickenden Fluthen des Manzanares zugebracht, in der That ein Genuß sei, von dem man sonst in der ganzen weiten Welt auch nicht einmal einen Begriff habe.

Bonpland, als lebhafter Franzose, war ganz exaltirt; hätte der Mond nicht gar zu hell geschienen, er würde in seinem Entzücken den neben ihm sitzenden Capitän,

*) Mischlinge von Negern und Indianern.

**) Thatsachen. „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ par A de Humboldt et A. Bonpland I. 290.

der sich vor Behaglichkeit gar nicht rührte, ein über das andermal umarmt haben.

Aber wie munter waren auch alle diese jungen schönen Damen in ihren unschuldsvollen Naturkostümen! Wie eifrig unterhielten sie sich nach Landessitte von der ungemeinen Trockenheit der Jahreszeit, vom starken Regenfall in den benachbarten Distrikten, besonders aber von dem Luxus, den die Damen von Cumana den Damen in Caracas und Havana zum Vorwurf machten. Nicht einmal durch die „Bavas", kleine vier Fuß lange Krokodile, ließen sie sich in ihrem eifrigen Gespräche stören; sie wußten ja, daß diese Thiere dem Menschen nie etwas zu Leide thun. Nur hie und da fuhr wohl eine von ihnen, wenn eines der kleinen Krokodile ganz unerwartet an ihre Füße kam, mit einem halblauten komischen Schrei auf, etwa wie europäische Damen bei Ansicht einer Maus. Allgemeine Heiterkeit aber entstand, wenn oft plötzlich ein Schwarm Delphine den Fluß heraufkam, und die Thiere nun die reizenden Cumaneserinnen durch die Wasserstrahlen erschreckten, die sie durch ihre Luftlöcher emporspritzten.

Köstlich war dann das Schreien, Lachen und Durcheinanderdrängen; während sich beim Aufspringen, durch das leichte, von Wasser durchdrungene, dicht anschließende Gewand die Formen des ganzen Körpers einer jeden Dame mit unübertrefflicher Plastik zeigten.

Bonpland schwamm in Entzücken und war ganz

Auge und Ohr, obgleich eine der Dienerinnen, eine kaum vierzehnjährige Zambos, den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Es war übrigens in der That auch ein reizendes Wesen. Ihre runden vollen Glieder von noch dunklerer Färbung als die der Chaymas-Indianerinnen, hob der Mondschein prächtig von der leichten weißen Umhüllung ab; ihr Wesen war dabei noch ganz Kind; ihr, von langen Wimpern umschleiertes schwarzes Auge blickte sanft, fast wehmüthig auf: es lag etwas Melancholisches und doch auch wieder etwas von verborgener Leidenschaftlichkeit in diesem Blick. Die Hände waren dabei klein und schmal, und der junge Franzose hätte lieber, so oft ihm die Liebliche auf silbernem Teller Confitüren anbot, nach diesen Händchen gegriffen, als nach den Süßigkeiten, die sie zu vergeben hatte.

Ein Glück für ihn, daß sich Freund Humboldt in der Nähe befand. Die sich immer gleichbleibende freundliche und würdevolle Ruhe desselben, gab auch ihm — dem leicht bewegten, leicht hingerissenen Franzosen — seinen Halt wieder.

Humboldt aber unterhielt sich zumeist mit Don Vicente Emparan, der sich sehr für ihn und alle physischen Wissenschaften zu interessiren schien. Alexander hatte ohnedem vom ersten Augenblicke an einen Mann von Geist und Bildung in dem Gouverneur erkannt. In ein eifriges Gespräch verloren, frug dieser jetzt: ob Humboldt glaube, daß die Luft unter dem schönen tropischen Himmel weniger Stickstoff enthalte als in Spanien? oder ob, wenn

sich das Eisen hier zu Lande rascher oxydire, dies allein von der größeren Feuchtigkeit herrühre, die der Haarhygrometer anzeige?

Dem Reisenden kann der Name des Vaterlandes, wenn er ihn auf einer fremden Küste nach jahrelanger Entfernung von der Heimath aussprechen hört, nicht lieblicher in die Ohren klingen, als Alexander von Humboldt hier die Worte: Stickstoff, Eisenoxyd und Hygrometer. Wußte er doch, daß er, trotz der Befehle des spanischen Hofes und der Empfehlung eines mächtigen Ministers, bei seinem Aufenthalte in den spanischen Colonieen mit zahllosen Unannehmlichkeiten zu kämpfen haben würde, wenn es ihm nicht gelang, bei den Gouverneuren, den eigentlichen Regenten, dieser ungeheueren Landstriche, besondere Theilnahme für sich zu wecken. Und — er sah es jetzt mit Freude — diese Theilnahme fand er bei Don Emparan. Der Gouverneur war zu gebildet und ein zu warmer Freund der Wissenschaften, um es — wie so viele andere Machthaber der Colonieen anderen Reisenden gegenüber — seltsam und verdächtig zu finden: daß Humboldt und Bonpland so weit hergekommen seien, lediglich um Pflanzen zu sammeln und die Höhen der Berge, die Lage einzelner Oertlichkeiten astronomisch zu bestimmen.*)

*) Humboldt: Reise u. s. w.

Ohne allen Argwohn überhäufte er daher auch heute Humboldt und Bonpland mit Freundlichkeiten und versprach ihnen für alle Fälle seine kräftigste Unterstützung. So ward es Mitternacht ehe man es sich versah und jetzt auch schied die ganze Gesellschaft auf's höchste befriedigt.

Verschwiegene Liebe.

Die ersten Wochen ihres Aufenthaltes in der neuen Welt waren Humboldt und Bonpland rasch vergangen. Sie hatten ein geräumiges, namentlich für astronomische Beobachtungen sehr geeignetes Haus gemiethet, in dem sie sich über aus wohl befanden. Man genoß darin, wenn der Seewind wehte, einer angenehmen Kühle, zumal die Fenster nach Landessitte ohne Scheiben waren, während Magnolien mit ihren wogenden Fächern und Kelchblumen den Zimmern Schatten und einen angenehmen Ausblick gaben.

Arbeit fand sich dabei genug. Die erste Zeit verfloß mit Berichtigung der Instrumente, sowie mit geologischen und botanischen Ausflügen in die Umgegend. Ja die

Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche die beiden Reisenden zugleich in Anspruch nahmen, war so groß, daß sie Humboldt und Bonpland nur schwer den Weg zu geordneten Studien und Beobachtungen finden ließ.

Aber auch ihre Geduld sollte dabei großen Prüfungen unterworfen werden. Wenn die ganze Umgebung den lebhaftesten Reiz für sie hatte, so machten dagegen ihre Instrumente die Neugierde der Einwohnerschaft von Cumana — wenigstens denjenigen Theil derselben, mit dem sie durch Don Vicente Emparan in Berührung kamen — rege. Sie wurden daher fast täglich durch Besuche von ihren Arbeiten abgezogen, und da der milde und menschenfreundliche Humboldt nicht fähig war, die Leute auch nur durch ein hartes Wort zu verletzen, die so seelenvergnügt durch einen Dollond die Sonnenflecken betrachteten, oder zwei Gase in der Röhre des Eudiometers *) sich verzehren, oder, auf galvanische Berührung hin, einen todten Frosch sich bewegen sahen, — so mußte sich Humbold wohl herbeilassen, gar oft auf verworrene Fragen Auskunft zu geben, und die ihm so kostbare Zeit zu wiederholten Versuchen zu opfern.

Aber in Humboldt vermochte ja nie der Naturforscher und Gelehrte, den Menschen zu verleugnen.

Wie glücklich aber war dann Humboldt, wenn er, *still* zurückgezogen, die göttlich schönen Nächte auf dem

*) Luftgütemesser.

platten Dache seines Hauses in astronomischen Beobachtungen und Berechnungen zubringen konnte. Und welchen Stoff dazu fand er hier!

So machte jetzt eben eine Lichtkrone um den Mond den Einwohnern von Cumana viel zu schaffen, während sie Humboldt — obgleich er ähnliche Erscheinungen kannte — die schönste Gelegenheit zu interessanten Forschungen gab.

Das Volk aber betrachtete diese Mondhöfe als den Vorboten eines starken Erdbebens — die Stadt war erst vor zehn Jahren durch Erdstöße fast gänzlich zerstört worden —; denn nach der Volksphysik stehen alle ungewöhnlichen Erscheinungen in unmittelbarem Zusammenhange.

Das Phänomen war übrigens prächtig genug, um selbst Alexander von Humboldt's Aufmerksamkeit zu fesseln. Farbige Kreise standen rings um den Mond: Purpur, Orange und Violett. Oft verschwanden sie in wenigen Minuten mehrere Male; dann aber traten die prismatischen Farben wieder um so kräftiger hervor. Selbst die Venus zeigte Humboldt öfter solche Höfe. Es waren Lichtbrechungen in den oberen feinen Dunstschichten.

Aber auch Bonpland — indem sich das französische Element der Lebendigkeit und der glücklichsten Heiterkeit jetzt erst recht geltend machte, da er fortwährend in der Freude der Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche schwamm — war unermüdlich thätig. Humboldt's Beobachtungen viel-

fach theilend, brachte er indessen doch die meiste Zeit auf botanischen Ausflügen zu, und das Glück wollte, daß hier der junge Franzose — der eben doch neben viel Geist und Wißbegierde auch noch ein Herz besaß, das gerade nicht von Stein war — eine wunderliebliche Blüthe finden sollte.

Bonpland hatte, schon bald nach jener Gesellschaft im Manzanares (beide Freunde nahmen von da an öfter an diesen Cirkeln Theil) die kleine Zambo, die ihm dort schon so sehr gefallen, wiedergefunden. Es war dies auf folgende Weise geschehen:

Eine der auffallendsten und für den jungen Botaniker interessantesten Vorkommnisse im Reiche der Cumanesischen Flora, waren nämlich die in der Nähe der Stadt und der Befestigungswerke vielfach vorkommenden Wäldchen von Fackeldisteln.

Wer kennt, selbst bei uns, diese wunderlichsten der Pflanzen nicht, die, gleich Mißgeburten, von der gewöhnlichen Bildung so scharf abweichen, aus saftigen, bald walzenförmigen, kantigen, kuglichen oder lappigen, einfachen oder verzweigten Stengeln bestehen und an welchen zahlreiche, oft gefährliche Stacheln die Stelle der Blätter vertreten? Wer kennt sie nicht die Hunderte von Cactus-Arten, deren prachtvolle Blüthen die verkrüppelte Gestalt des Stammes so gerne vergessen läßt, und die gerade durch diesen Gegensatz nur an Reiz und Wunderbarkeit gewinnen?

Aber was sind diese Treibhauspflanzen bei uns gegen die Kinder desselben Geschlechtes, die in den tropischen Gegenden in der Freiheit aufwachsen? Ein großer Theil davon wird dort 30 bis 40 Fuß hoch, und ihr mit Flechten bedeckter, in mehrere Aeste kronleuchterartig getheilter, oft über 4 Fuß im Umfang haltender Stamm ragt dann seltsam baumartig empor. Ein Europäer, der nur die Fackeldisteln, die Cactus unserer Gewächshäuser kennt, wundert sich in jenen südlichen Ländern, wenn er sieht, daß das Holz dieses Gewächses dort mit dem Alter so hart wird, daß es Jahrhunderte lang der Luft und der Feuchtigkeit widersteht.

Aber nicht nur in dieser Riesengröße kommen die Cactusarten dort vor: wie staunten Humboldt und Bonpland, als ihnen bei Cumana ganze Wälder von Fackeldisteln entgegen traten. Solche kleine Wälder aber — Tunales genannt — sind, der furchtbaren und zahllosen Stacheln wegen, so undurchdringlich, daß man sie als militärische Vertheidigungsmittel anlegt, wie man dort auch in den Wassergräben der befestigten Plätze Krokodile hegt. Der Mensch ist ein raffinirtes Wesen! In einem Klima, in welchem die organische Natur eine so gewaltige Triebkraft hat, zieht er selbst fleischfressende Reptilien und mit furchtbaren Stacheln bewehrte Gewächse zu seiner Vertheidigung herbei.*)

*) „Voyage aux régions équinoxiales“ etc. I. 296. Humboldt's „Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continentes“ II. 214 u. f.

Aber durch welche Schwierigkeiten läßt sich ein leidenschaftlicher Naturforscher, wie Bonpland, abschrecken? Trotz aller Gefahren — und diese waren nicht klein, da die Klapperschlange, der Coral und andere giftige Schlangen diese heißen und trockenen Orte gerne aufsuchen, um dort ihre Eier in den Sand zu legen — trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten drang Bonpland doch verschiedene Male in einen dieser an der Spitze des Schloßberges gelegenen Tunal ein, um den Bau dieser Wunderpflanzen, die Zahl der Gräten, die Stellung der Stacheln und den Zauberkelch der Blüthen zu untersuchen und zu beobachten.

Es war schon Abend geworden, als er sich mühselig aus seiner gefährlichen vegetabilischen Umgebung herausarbeitete. Aber der junge Mann hatte dadurch auch den Weg verloren und sah mit Staunen, daß er an einem ganz anderen Platze herausgekommen, als er beabsichtigt. Während sich Bonpland indessen noch umschaute, um die Richtung zu finden, die er einschlagen mußte, um nach Cumana zurückzukommen, erblickte er plötzlich, hinter der, einen kleinen Gemüsegarten umzäunenden Cactushecke stehend, ein allerliebstes Indianer-Mädchen. Erfreut trat er näher.... siehe da war es die kleine vierzehnjährige Zambo, die ihn schon öfter bei den Manzanaresabenden bedient, und deren melancholisch-sanften und doch wieder mit geheimer Gluth auflodernden Blicke ihn schon das erstemal so sehr angezogen und gefesselt hatten.

Auch jetzt stand sie, wie damals, vor ihm, nur von einem kurzen, ärmellosen, bis an die obere Hälfte der Schenkel reichenden Baumwollenhemde bekleidet, so daß der ganze prächtige Bau ihres schönen vollen Körpers seinen Blicken offen lag. Aber auch jetzt war es namentlich die bestrickende, sanfte Traurigkeit der Züge und der Blicke, die Bonpland zu dem Kinde hinzog.

Natürlich entspann sich, da die kleine Zambo als Dienerin im Hause des Gouverneurs spanisch verstand, sofort ein Gespräch zwischen den Beiden, aus welchem der junge Franzose erfuhr, daß die kleine Nunu hier den Garten ihres Vaters bestelle, was an jedem Tage geschehe, an dem sie vom Dienste der Herrschaft frei sei.

Aber wunderbar! — hatte sich Bonpland bisher für die seltsamen Formen und Arten der Fackeldisteln interessirt, so schien bei ihm dieses Interesse von jenem Abende an noch merklich gewachsen zu sein, und zwar so sehr, daß Humboldt oft schon lange seinen astronomischen Arbeiten oblag, während Bonpland immer noch dem botanischen Studium in den Tunales nachhing.

Es ist wahr, er pflegte dann gewöhnlich in dem kleinen Gemüsegarten der lieblichen Nunu von den Mühen und Anstrengungen des Tages ein wenig auszuruhen, und diese Ruhestunden, in kindlichem Geplauder mit der niedlichen Zambo zugebracht, wurden ihm bald über alles lieb.

Was kümmerten ihn jetzt noch die Stacheln der Cactus, die zu fürchtenden tödtlichen Bisse der Schlangen? – Selbst das genirte den jungen Franzosen nicht, daß er öfter auf seinem einsamen Wege einem jungen Zambo begegnete, der — wie alle seines Stammes — bis zum Gürtel nackt, mit einem mächtigen Stocke bewaffnet war und ihm jedesmal mit finsterer Miene den Weg vertrat. Bis jetzt freilich hatte immer noch einer der feurigen, festen und durchbohrenden Blicke des jungen Franzosen genügt, den Zambo wie einen knurrenden Löwen scheu bei Seite treten zu machen. Dennoch war es Bonpland nicht entgangen, wie ihm der Farbige dann mit dem Ausdrucke des tiefsten Hasses nachsah.

Nunu bestätigte auch seine Vermuthung: er war ein Nebenbuhler, den die Kleine aber, als einen zornigen und bösartigen Menschen, nicht leiden konnte, und dessen Heirathsantrag sie daher abgewiesen hatte.*)

Der junge Franzose kümmerte sich darum nichts. Er fühlte in der That in seinem leicht entzündlichen Herzen eine Leidenschaft für Nunu aufkeimen und wachsen, die ihn nachgerade in den Momenten ruhiger Ueberlegung peinigte und beängstigte, dagegen wenn er bei ihr war, desto höher beglückte. Und doch hatten Beide bis jetzt fast nur kindlich mit einander geplaudert, obgleich jedes

---

*) Die Mädchen der dortigen Indianerstämme heirathen zumeist schon mit dem zwölften Jahre.

wußte: daß es liebe und instinctive ahnte, daß es von dem Anderen wieder geliebt werde.

Auch heute hatte Bonpland den Gemüsegarten Nunu's richtig wiedergefunden. Jetzt eben — die Nacht war nicht mondhell, aber die Sterne flitzerten mit einer fast blendenden Pracht am Himmel — saß er auf einer kleinen Bank neben dem Mädchen. Sanft schlang sich der Arm des jungen Mannes um ihren Körper, den er leise an sich gezogen und leiser noch flüsterte er der Lieblichen schmeichelnde Worte zu. Er sprach von Liebe, — sprach mit der Leidenschaftlichkeit seines Wesens, seiner Nation. Sein Hauch selbst war Gluth . . . . . . aber Nunu schwieg. Sie zitterte in seinem Arm und doch schien sie gerade heute trauriger, melancholischer denn je.

Plötzlich raschelte etwas hinter ihnen. Beide fuhren empor und sahen sich um. Es war wieder still . . . . und doch glaubte Bonpland eine dunkle Gestalt gesehen zu haben, die aber plötzlich wie in die Erde gesunken und verschwunden war. Er sprang auf, zog ein Terzerol aus seiner Tasche, das er, der Sicherheit wegen, auf allen seinen Ausflügen mit sich führte und durchsuchte den Garten. Es war nichts, keine Spur eines lebenden Wesens!

Der junge Mann setzte sich abermals zu der Kleinen. „Nunu!" — sagte er jetzt, indem sein Arm sie wieder leise umschloß — „Nunu! ich fühle dein Herz an dem

meinen schlagen; ich fühle, wie du zitterst. Was ist es, daß dich so beben macht?"

„Nunu bebt!" — sagte das Mädchen nach kurzem Zaudern leise — „wie die Feuerblume, wenn sie der erste Sonnenstrahl trifft. Weiß sie warum? . . . . Sie weiß es nicht; aber der Strahl thut ihr so wohl, daß sie vor Seligkeit zittert und den Flammenkelch weit öffnet."

„Nun, Nunu!" — fuhr der junge Mann zärtlich fort — „so will ich dir verrathen, warum die Feuerblume beim ersten Sonnenstrahle zittert. Du weißt ja, ich mache mir viel mit den Blumen zu schaffen, und kenne daher ihr Leben und Weben, ihre Sprache und ihr Wesen!"

Das Mädchen erhob hier langsam seine dichten schwarzen Augenwimpern und sah den jungen Mann mit einem so wunderbaren, halb scheuen, halb innigen Blicke an, daß sich Aimé wie von einem Zauber umstrickt fühlte. Dann sagte sie kaum hörbar und mit einem Ausdruck scheuer Achtung: — „So ist der weiße Mann ein Piache?" *)

„Ja!" — versetzte Aimé mit einem leisen Kusse auf Nunu's glühende Wange — „und er will sein braunes Mädchen lehren, was er den Blumen abgelauscht."

„Er mag sprechen!" — sagte die Kleine. — „Nunu hört ihm gerne zu."

---

*) In der Sprache der Chaymas: Zauberer, Arzt.

„Thust du das, Engel?“ — rief Aimé, und zog sie fester an sich. Aber Nunu machte sich sanft los und frug. — „Und warum zittert die Feuerblume beim Aufgang der Sonne?“

Der junge Mann neigte seinen Mund an Nunu's Ohr, dann flüsterte er: — „weil sie die Sonne liebt, und die Sonne ihr mit ihrem ersten Morgenstrahl einen heißen Kuß der Liebe aufdrückt.“

Aimé fühlte, wie sein süßes Reh ein seliger Schauer durchzuckte. Leise, leise! zog er sie abermals an sich. Sie ließ es geschehen. Zärtlich drückte er einen Kuß auf ihre Lippen; . . . . . sie schrack zusammen, bog sich zurück und sagte: — „Bin ich des weißen Mannes Weib?“

„Nun!“ — rief Aimé — „liebst du mich nicht?“

Das Mädchen schwieg.

„Fühlt Nunu keine Liebe?“ — frug der junge Franzose wiederholt. — „Fühlt sie nicht einmal, was doch selbst die Feuerblume zittern macht?“

„Piache!“ — sagte die Kleine sanft und mit der so wunderbaren ergreifenden Melancholie, die ihr und allen ihres Stammes auch im Ton der Stimme eigen — „Piache kennt die Blumen und ihre Sprache . . . . . aber das Herz der Zambo kennt er nicht.“

„Warum?“ — frug Aimé überrascht.

Nunu schwieg lange. Dann hub sie leise an: — „Ich will dem weißen Freunde etwas erzählen; dann soll er sagen, ob Nunu weiß, was Liebe ist.“

„Sprich, mein süßes Reh!“ — rief Aimé entzückt; — „ich lausche deinen Worten!“

Nunu entzog sich abermals sanft den stürmischen Liebkosungen des jungen Mannes. Dann hub sie nach einer kleinen Pause also an:

„Nunu's Mutter ist schwarz gewesen, eine Niger, ... Nunu's Vater aber war ein Dakota, weit, weit her, wo der See Minesota im tiefen Walde ruht. Dort nun, lange bevor des weißen Mannes Fuß die Wälder betreten, die der große Geist den Dakotas gegeben, und der See nur den tättowirten Mann und das dunkelfarbige Mädchen in seinem Spiegel wiedergab, lebte unter den jungen Kriegern des Stammes der Dakota einer, dessen Hand sicherer im Kampfe, als die seiner Stammgenossen, und dessen Fuß bei der Verfolgung des Feindes flüchtiger war, wie der des Hirsches. Darum ward er denn auch „der fliegende Pfeil“ genannt und groß war sein Ruf bei Freund und Feind. War er doch schon als Knabe in seinem aus Birkenrinde gefertigten Kanoe auf dem „Vater der Flüsse“ bis zu dem Gebiete der feindlichen Natchez, im fernen Süden gefahren. Als er ein Jüngling war, da hingen an der Thüre seiner Hütte mehr Skalpe, als an irgend einer der Tapfern des Stammes. Er war schön dabei, wie die Sonne, groß und kräftig gebaut, und aus seinen Augen leuchtete Muth und Entschlossenheit.“

Nunu begleitete diese Worte mit einem freudig-stolzen Aufblick nach ihres Freundes Augen, als wolle sie sagen: und künden nicht auch deine Blicke Muth und Entschlossenheit!"

Aber Blick und Gedanke waren eines. Ruhig und in fast elegischem Tone fuhr sie fort:

„So kam wieder ein Frühling und die jungen Krieger des Stammes zogen tief in die Nacht des Waldes, da wo der schwarze Bohnenbaum steht und der Lequidamba, da wo der Jaguar streift und der flüchtige Hirsch. Der „fliegende Pfeil" aber hatte einen prächtigen Hirsch aufgetrieben. Oft schon war der Dakota ihm so nahe gekommen, daß er den Bogen zum Schuß spannte; aber jedesmal merkte das schlaue Thier den Feind und entfloh."

Da ward der „fliegende Pfeil" immer glühender vor Begierde und er gelobte sich, nicht abzustehen von der Spur des Wildes, bis er es erlegt, und sollte es fliehen bis in das Gebiet der Ojibway, die die Todtfeinde seines Stammes."

„So verstrich der Tag und der Dakota folgte dem Wild weit, weit in die Wälder, und als der Abend kam, da stand er an den Ufern des großen Stromes, des „Vaters der Flüsse", und sah den Hirsch sich auf das schwimmende Eis des Flusses stürzen und, furchtlos von Scholle zu Scholle springend, dem anderen Ufer zueilen."

„Aber auch der „fliegende Pfeil“ wußte nicht was Furcht ist. Ohne der Gefahr zu denken, der er sich auf dem Strome aussetzte, und der noch größeren, die ihm am anderen Ufer, im Lande der Ojibway drohte, sprang der junge Krieger dem Hirsche nach und folgte ihm über den Strom. Doch „der große Geist“ war mit ihm. Gerade als die Sonne hinter den Hügeln versank, erreichte der „fliegende Pfeil“ das jenseitige Ufer, und sah das Thier hinter den Büschen verschwinden.“

„Aber der Dakota stand nun auf dem Gebiete der Feinde seines Stammes. Konnte er wissen, ob nicht das Auge eines Ojibway ihn sehe? das Messer einer Rothhaut auf ihn laure?“

„Aber es war still ringsum,“ — fuhr Nunu fast beglommen fort; — „still und friedlich, wie jetzt hier, und kein anderer Ton schlug an sein Ohr, als ein leises Murmeln. Der „fliegende Pfeil“ lauschte, ... er war ungewiß, ob es von einer menschlichen Stimme herrühre, oder ob es das Rauschen eines kleinen Baches sei, der aus den Felsen entspringe, die ihm gegenüberlagen, und der zu seinen Füßen vorüberfloß. Leise und vorsichtig, wie der Jaguar, der seine Beute beschleicht, schlich auch er die Schlucht aufwärts und konnte sehr bald deutlich die Töne einer Stimme erkennen, die ein Lied in der Mundart der Ojibway sang. Und als er jetzt plötzlich um die Ecke eines Felsens trat, gewahrte er die dunkle Oeffnung einer Höhle vor sich, aus der der

Bach hervorquoll, und nahe dabei ein Mädchen aus dem Stamme der Ojibway stehen, das, sinnend und fast traurig an der steilen Felswand lehnend, kleine Steinchen mit den Zehen ihres Fußes in das Wasser stieß und dazu jenes Lied sang. Ihre Gestalt war schön, wie die eines jungen Rehes, und ihre Stimme lieblich, wie die Stimme des Aucrivane, wenn er aus dem Dunkel der Magnolien seinem Weibchen ruft. Und sie gefiel den Augen des „fliegenden Pfeiles," der sie staunend betrachtete, und sein Herz ward voll Liebe für sie."

„Da stieß sein Fuß unvorsichtig an einen Stein, der in das Wasser rollte. Die Tochter der Ojibways blickte auf; aber kaum sah ihr Auge den Dakota-Krieger, als sie einen halblauten Schrei ausstieß und davon sprang."

„Der „fliegende Pfeil" aber kannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn sie die Männer ihres Stammes erreichte und ihnen seine Gegenwart anzeigte. Rasch, wie der Wind durch die Cocospalme rauscht, eilte er ihr daher nach, holte sie ein und trug sie auf seinen kräftigen Armen zurück."

„Geduldig und schweigend unterwarf sie sich der Gewalt; als aber beide wieder in der Höhle waren, ließ der Krieger sie frei und sagte: die Tochter der Ojibway hat nichts zu fürchten. Der „fliegende Pfeil" führt nicht Krieg gegen Weiber, sondern kämpft nur mit den Tapferen. Das Wild, das vor dem Jäger flieht, hat ihn hieher geführt. Er ist allein. Wird die Tochter der

Ojibway den Männern ihres Stammes sagen, daß der „fliegende Pfeil" allein und schutzlos hier ist?"

„Das „Auge des Morgens" — entgegnete das Mädchen — hat kein fliehendes Wild gesehen. Warum kommt der Dakota-Krieger in das Gebiet der Ojibway? Kommt er als Feind?"

„Der „fliegende Pfeil" kennt nicht das Wort der Lüge! — erwiderte der Dakota. — Er hat gesprochen."

„Da senkte das Mädchen furchtsam den Kopf und sagte zitternd mit einem langen Blicke auf den schönen Jüngling — das „Auge des Morgens" glaubt es. Sie wird ihrem Volke nichts sagen. Der Dakota-Krieger mag in Frieden gehen."

„Die Hütte des „fliegenden Pfeils" liegt eine lange Tagereise im Westen! — sagte jetzt wieder der Jüngling — „und seine Füße sind müde. Darf er hier ruhen, bis die Sonne kommt?"

„Das Mädchen bejahte es: die Männer der Ojibway gehen nicht bei Nacht in die Höhle, — sagte sie — der Dakota-Krieger kann ruhig hier schlafen."

„Und das „Auge des Morgens" wird ihrem Volke nichts verrathen? — frug er."

„Auch die Tochter des Häuptlings der Ojibway kennt nicht das Wort der Lüge! — war ihre stolze Antwort."

„Der Dakota trat zurück und sie wandte sich, um zu gehen, als er sie noch einmal zaudernd frug:

„Steht die Tochter der Ojibway oft an diesem Orte?"

„Sie kehrte wieder um und ließ ihre Blicke lange Zeit prüfend auf seinem Gesichte ruhen. Dann sagte sie mit leise zitternder Stimme: Wenn der Dakota-Krieger wahr und aufrichtig ist, so mag er wissen, daß sie oft an diesen Ort kommt, wenn die Sonne niedergegangen."

„Nach diesen Worten verschwand sie hinter den Büschen."

Nunu hielt hier einen Augenblick inne, fast als dächte sie sich selbst an die Stelle der Tochter der Ojibway. Bemerkte sie dabei, daß der weiße Mann neben ihr sie wieder umschlungen hatte und sanft an sein Herz zog? Kaum wohl! denn unbewußt, in die eigene Erzählung versunken oder überwältigt auch von den eigenen Gefühlen, schmiegte sie sich, wie eine Taube, die sich vor dem Falken flüchtet und duckt, an den jungen neben ihr sitzenden Mann und ließ es selbst zu, daß dieser leise Küsse auf ihre jetzt noch höher glühende Wange drückte.

Ein leiser Wind spielte dabei flüsternd in den jungen Zweigen des riesigen Curucay, unter dem sie saßen, während das weißliche Harz, das reichhaltig aus der Rinde des Baumes floß — die indischen Völkerschaften der Cumanagotas und Tagires räucherten einst damit ihren Götzen — einen starken kostbaren, fast betäubenden Geruch aushauchte.

Plötzlich schrack Nunu auf, als habe sie ein Geräusch gehört oder ein finsteres Gespenst gesehen. Aber Aimé gewahrte nichts. Alles war und blieb ruhig, wie bisher, nur der indische Pipra ließ seine süß-melancholisch lockenden Töne hören.

„Und ließ der „fliegende Pfeil“ das „Auge des Morgens“ vergeblich warten?“ — frug endlich nach langer Pause Aimé die kleine Zambo.

„Der „fliegende Pfeil“, — hub Nunu jetzt wieder an — „saß von jener Zeit oft einsam an der Thüre seiner Hütte und dachte an die Höhle im Lande der Ojibway. Als aber das Eis, das der Frühling vom kalten Norden brachte, an der Gluth der Sonne geschmolzen war, nahm der junge Dakota-Krieger sein Birkenkanoe und setzte über den „Vater der Flüsse,“ um längs des jenseitigen Ufers im Schatten der Hügel und der tausendjährigen Wälder bis zu der Stelle hinabzufahren, wo das „Auge des Morgens“ sehnsüchtig seiner harrte. Zweimal in jedem Monate trafen die Beiden sich dort. Das erstemal, wenn die schwache Sichel des Mondes — wie ein kleines Kind, das nur das Anzünden der Sterne erwartet, um dann in den Schlaf zu sinken — am Himmel sich zeigte, und das zweitemal, wenn er in voller Größe und vollem Glanze am Himmel emporstieg.“

„Manchmal schon hatte der „fliegende Pfeil“ das Mädchen angefleht, ihm zu den Hütten seines Volkes zu

folgen; aber das „Auge des Morgens" ward dann trübe. Wohl liebte sie den jungen Dakota-Krieger; aber ihr Vater war Häuptling der Ojibway, die den Stamm der Dakota bis in den Tod haßten; sollte .... konnte sie den Vater verlassen? ihn so furchtbar kränken und beschimpfen?"

„Auch bewachte sie ein anderer junger Häuptling ihres Volkes, der „Kriegsfalke," mit dem Auge der Eifersucht; denn er liebte sie, und hätte sie gern in seinen Wigwam geführt. Das „Auge des Morgens" aber mochte ihn nicht, denn er hatte die Seele eines Jaguars und in seinem Herzen das Gift der Cascabel.*)"

„Einst, an einem stillen Abende, wandelte auch wieder das „Auge des Morgens" langsam der Höhle zu, und trat in den dunklen Schatten der Bäume, die an dem Ufer des Flusses standen. Der Wind, der über die Wasser strich, war kühl und erquickend, und die ersten Sterne fingen zu klitzern an. Der Mond aber stand wieder wie ein Kindlein bleich und schmal am Himmel und Nebel verhüllten ihn halb. Kein Laut war hörbar, als das Murmeln des Baches und das Rascheln der kleinen Schlangen am Boden. Die Tochter der Ojibway aber dachte voll Sehnsucht an den Geliebten und sann, welcher Art wohl seine ferne Hütte sein möchte, und ob

---

*) Der Klapperschlange.

sie sich wohl, wenn sie einmal dort sei, noch nach den Wigwam's ihres eigenen Volkes zurücksehnen werde."

„Da unterbrach der ferne Schlag einer Drossel ihre Träume. Entzückt blickte sie auf, denn sie kannte ja nur zu gut diesen Ruf."

„Und das „Auge des Morgens" hatte sich nicht getäuscht, heller leuchtete es auf, stärker klopfte es in ihrer Brust .... denn .... dort schwamm das Birken-kanoe des geliebten Freundes still und schweigsam den großen Fluß herab."

„Geräuschlos trat der „fliegende Pfeil" an das Ufer, und bald saßen beide in der verschwiegenen Höhle."

„Ach! sie bemerkten nicht die finstere Gestalt, die bei ihrem Eintritt in die Höhle sich im Dunkel verborgen und nun ihre funkelnden Augen voll Haß und Wuth auf sie richtete."

Nunu schwieg einen Moment und athmete lang; dann fuhr sie in jenem wunderbar elegischen Tone fort, der den meisten Indianer-Stämmen in ihrer Sprach- und Singweise, namentlich aber bei dem Vortrage von Sagen und Liedern, so eigen ist, und der hier so ganz zu Zeit Ort und Erzählung paßte, daß er selbst Aimé Bonpland ergriff.

„Eine Stunde ging schnell vorüber. Der Mond war untergegangen und der Wind hob sich. Der Nebel stieg auf und ward dichter und dichter, und die Sterne ver-loren ihr Licht und schlüpften in sich selbst, wie die Tutu-

Schildkröte in ihr Haus. Da traten der Dakota und das Mädchen mit verschlungenen Armen an den Ausgang der Höhle.

„Der „fliegende Pfeil" ist dem „Auge des Morgens" treu geblieben, — sagte jetzt der junge Dakota. — Er liebt sie und sehnt sich nach ihr, wie das Gras nach dem Regen des Sommers. Will sie nicht mit ihm zu seiner Hütte gehen?"

„Das Mädchen schwieg; aber es war tief bewegt."

„Die Krieger der Dakota, — fuhr der „fliegende Pfeil" fort — kämpfen nicht gegen die Weiber der Ojibway. Ihre Hütten stehen offen für sie. Der „fliegende Pfeil" ist hier mit seinem Kanoe. Will die Tochter der Ojibway ihm folgen?"

„Das Mädchen schwieg noch immer, während sie gedankenvoll ihre Finger mit dem Wampum-Gürtel des Kriegers spielen ließ."

„Das Land der Dakota ist groß und schön, — hub der junge Mann noch einmal an, — und seine Krieger sind zahlreich und tapfer. Die Tochter der Ojibway wird dort in Frieden und Ehren wohnen. Der „fliegende Pfeil" weiß, daß es todtbringend für ihn ist, wenn er hier gefunden wird; aber er weiß auch, daß das „Auge des Morgens" ihn liebt und verlacht deshalb den Tod. Wird sie ihm folgen?"

„Ein Ton, dem Heulen des Windes ähnlich, wurde

in diesem Augenblicke hörbar, die Wipfel der Bäume über ihnen schwankten und ein Regen welker Blätter fiel auf sie herab; dann ward alles wieder still."

„Das „Auge des Morgens" liebt die Hütten ihres Volkes und ihren Vater, den alten Häuptling. Aber der Dakota-Krieger weiß, daß er ihr Herz besitzt; sie liebt den „fliegenden Pfeil" und ist bereit . . . . . . ihm zu folgen."

„Kaum aber hatte sie diese Worte gesprochen, als eine dunkele Gestalt aus der Finsterniß der Höhle hervorsprang."

„Mit einem einzigen Blick erkannte das Mädchen die funkelnden Augen des „Kriegsfalken", sah sein blitzendes Messer nach der Brust des Dakota gezückt, und, sich rasch wie der Blitz in dessen Arme werfend, empfing sie den tödtlichen Stoß. Mit einem leisen Klageton sank sie aus seinen Armen todt nieder."

„Jetzt entspann sich ein furchtbarer Kampf. Wie zwei Tiger, die sich um ihre Beute reißen, stürzten sich die beiden Krieger aufeinander, und obgleich der Arm des „fliegenden Pfeils" wie ein Rohr im Falle brach, suchte und fand sein Messer doch das Herz des „Kriegsfalken!"

„Athemlos und durch den verzweifelten Kampf fast der Besinnung beraubt, stand der Dakota endlich auf und blickte um sich. Der Wind hatte sich gelegt, der dichte Nebel hatte sich verzogen, die Sterne funkelten wieder licht und klar. Vor ihm aber lag die Leiche des

geliebten Mädchens. Das „Auge des Morgens" war erblichen. Er kniete nieder, er rief sie beim Namen ..... keine Antwort erfolgte. Er legte seine Hand auf ihren Busen .... ihr Herz schlug nicht mehr. Ihr Blut färbte das Wasser des vorüberfließenden Baches. Er versuchte sie aufzunehmen und nach seinem Kanoe zu tragen ...... umsonst! ..... sein Arm war zerschmettert, seine Kräfte waren erschöpft."

„Mit tiefem Stöhnen, das nur der furchtbarste Schmerz seinem Herzen auspressen konnte, sank er neben der Leiche nieder. Er achtete es nicht, daß seine Füße im Wasser des Baches lagen, daß die Wolken sich sammelten und Ströme kalten Regens durch die langen Stunden der Nacht auf ihn herabgossen! ..... Der erste Schimmer des Tages fand ihn noch über dem leblosen Körper der Geliebten hingestreckt, der, auch im Tode, noch so schön war."

„Plötzlich weckte ihn aus Schmerz und Betäubung ein wildes Geschrei. Mühsam erhob er sich und blickte um sich. Ein Haufe Ojibway-Krieger, geführt von einem alten Häuptlinge, stand vor ihm. Wuth funkelte in ihren Augen."

„Was führt den Dakota in das Land der Ojibway? — frug jetzt finster und mit dem Blick der Schlange der Häuptling."

„Der junge Krieger blickte noch einmal auf die kalten Züge des geliebten Mädchens; dann deutete er auf den

unfern liegenden Leichnam des Gegners und sagte furchtlos und ruhig: — „Der „fliegende Pfeil" fürchtet den Tod nicht!"

„Im nächsten Augenblick erschallte aus zwanzig Kehlen ein wilder Kriegsruf . . . . . und . . . . von den Pfeilen der Ojibway durchbohrt . . . . . stürzte der Dakota leblos nieder . . . . ."

Nunu schwieg lange; Aimé hielt sie schweigend und tief bewegt an sich gedrückt. Plötzlich pfiff etwas zwischen ihren beiden Köpfen hindurch und streifte des jungen Mannes krauses Haar.

„Ein Pfeil!" — rief Nunu entsetzt aufspringend.

Aber jetzt war auch schon Aimé auf und stürzte mit gespanntem Terzerol nach der Gegend, aus welcher das mörderische Geschoß gekommen war.

Vergebens! — Er durchsuchte jeden Strauch, jede Hecke . . . . . es war keine menschliche Seele zu finden. Als er aber zu der Bank, auf der er mit der kleinen Zambo gesessen, zurückkam, war das Mädchen verschwunden . . . . . . nur eine Feuerblume lag auf derselben.

Aimé nahm sie auf und küßte sie, denn . . . . die Blume sagte ihm ja deutlich: „Sie liebt dich!" — — —

Die Indianerhütte

im

Fackeldistelwalde und der Schuster von Araya.

„Was ist das wieder für eine köstliche Nacht!" — sagte Humboldt zu Bonpland gewandt, während das Boot, auf welchem sich beide zu einem Ausfluge, der der Halbinsel Araya galt, eingeschifft hatten, sanft und schweigend, auf dem Manzanares dahinglitt. — „O! diese Nächte in Central-Amerika sind wirklich göttlich! Sehen Sie nur, Bonpland, diese zahllosen Schwärme leuchtender Insekten — es ist Elater noctilucus — die die Luft wie Millionen kleiner Sternchen erfüllen und in Myriaden auf dem mit Sesuvium bedeckten Boden und in den Mimosenbüschen glänzen und leuchten. Was

sind da unsere europäischen Leuchtkäfer dagegen! Der Eindruck, den sie machen, ist gar nicht mit dieser Zauberpracht hier zu vergleichen. Sehen Sie nur, sehen Sie! ist es denn nicht, als ob das Schauspiel, welches das Himmelsgewölbe bietet, sich jetzt auf der Erde, über den Wassern des Flusses, in allen Büschen und auf der ungeheuren Ebene der Grasfluren wiederhole?"

„So ist es!" — sagte Bonpland eintönig; aber er hatte kaum gehört, was Humboldt gesagt, noch weniger schenkte er der allerdings herrlichen Erscheinung seine Aufmerksamkeit.

Auch Humboldt schwieg jetzt, vertieft in die Betrachtung der entzückenden Nacht; denn so groß auch die Masse des Wissens und der Gelehrsamkeit war, die er in seinem Geiste schon damals aufgespeichert, mit so ernstem und tiefem Forschergeiste er auch jede, selbst die anscheinend unbedeutendste Erscheinung der Natur erfaßte, — er erhielt sich doch immer ein frisches und reges Gefühl für alle Naturschönheiten; — ja er war weit davon entfernt, der Ueberzahl, namentlich deutscher, Gelehrten zu gleichen, die — steif und pedantisch, eingebildet und wissensstolz — glauben: Wissen und Forschen in den Naturreichen schlössen unbedingt jeden Naturgenuß aus.

Aber Alexander von Humboldt's Geist überragte auch wie ein Riese das verdorrte und vertrocknete Pigmäengeschlecht jener wissens-aristokratischen Pedanten. Er war eine gesunde und frische Natur, die den Men-

schen nie in dem Gelehrten aufgehen ließ, sondern Gelehrsamkeit und Wissen nur als eine schöne Mitgabe und Zierde des Menschen — als eine herrliche Blüthe und Frucht seines Geistes ansah.

Der Anblick der Natur gewährte ihm, selbst unabhängig von der Einsicht in das Wirken ihrer Kräfte, einen wirklichen und hohen Genuß. Schon in diesen äußeren Anregungen ruhte für ihn — den dadurch innerlich so Glücklichen — eine geheimnißvolle Kraft: sie wirkten ja erheiternd und lindernd, stärkend und erfrischend auf seinen Geist, wenn er unter der Last des Wirkens ermüden wollte; — sie besänftigten sein Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert war; — sie beruhigten seine Seele, wenn manchmal im wilden Getriebe des Lebens auch ihn, den sonst so ruhigen und philosophischen Geist, Leidenschaften erfaßten und bewegten. Aber er war sich auch des Urgrundes dieses reinen und einfachen Naturgenusses mit philosophischer Klarheit bewußt: als dem instinktiven Gefühl höherer Ordnung und Gesetzmäßigkeit in allem Bestehenden; — dem Bewußtsein, daß in dem Besondersten des Organismus sich immer das Allgemeine spiegle, und der herrlichen, siegreichen Gewißheit, daß ein gemeinsames, gesetzliches und darum ewiges Band die ganze lebende Natur umschlinge! *)

*) Kosmos: I. 6 u. f.

Auch jetzt also hatte sich Alexander von Humboldt in einen solchen stillen Genuß der Natur versenkt, und wahrlich, das Land seiner Träume, seiner Sehnsucht und heißesten Wünsche, das er nun erreicht und durchzog, gab ihm Stoff genug zu solchen Genüssen!

Wenn ein Reisender zum erstenmale die Wälder des südlichen Amerika betritt, so zeigt sich ihm die Natur in einer überraschenden Gestaltung. Seine Umgebungen sind nur wenig geeignet, ihn an die Schilderungen zu erinnern, welche berühmte Reisende von den Gestaden des Mississippi, von Florida und andern gemäßigten Gegenden der neuen Welt entworfen haben. Hier aber fühlt es der Reisende auf jedem Schritte, daß er sich nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkte des heißen Erdstriches befindet. Er weiß nicht, was ihn mehr anzieht und seine Verwunderung am Meisten rege macht, ob die stille Ruhe der Einsamkeit oder die Schönheit der einzelnen, von einander abstechenden Formen oder jene Kraft und Frische des Pflanzenlebens, wodurch sich das Klima der Tropenländer auszeichnet. Man möchte sagen, der mit Pflanzen überladene Boden liefert nicht Raum genug für ihre Entwicklung. Ueberall sind die Baumstämme von einem dichten, grünen Teppich umhüllt. Wer mit Sorgfalt die Orchis-, Pfeffer- oder Pothospflanzen, welche ein einziger Heuschreckenbaum oder amerikanischer Feigenbaum nährt, verpflanzen wollte, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Die

nämlichen Schlingpflanzen, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und dehnen ihre Ranken, bis hundert Fuß hoch, von einem zum andern hinüber.

War dies nicht Stoff genug für Humboldt in stilles wonniges Genießen und Nachdenken zu versinken?

Aber immer neue Scenen wechselten. Jetzt, als die Piroque sanft den Fluß abwärts trieb, an den Pflanzungen vorüber, zeigten sich plötzlich eine Menge Feuer. Humboldt machte Bonpland — der noch immer in sich gekehrt, schweigend und theilnahmlos im hinteren Theile des Fahrzeuges saß — auf dieselben aufmerksam.

Auf Alexander's Frage an die Schiffer — sie gehörten dem Stamme der Chaymas-Indianer an — ergab es sich, daß diese Feuer Freudenfeuer waren, die die Negersclaven der anliegenden Pflanzungen angezündet hatten.

Leichter gekräuselter Rauch stieg zu den Gipfeln der Palmen auf und gab der Mondscheibe einen röthlichen Schein.

Es war Sonntag Nacht und die Sclaven tanzten in wilder Lust zu rauschender eintöniger Musik.

Der Grundzug im Charakter der afrikanischen Völker von schwarzer Race ist ein unerschöpfliches Maß von Beweglichkeit und Frohsinn. Nachdem der arme Sclave die Woche über Tag für Tag, von Sonnenauf- bis

Sonnenuntergang hart gearbeitet hat, tanzt er am Sonntage dennoch lieber, als daß er ruht oder ausschläft.

Humboldt's Stirne ward bei diesem Anblicke trübe; eine so große edle Seele, wie die seine, konnte den gemeinen Eigennutz nicht fassen, auf dem der empörende Handel mit Menschen, die Sclavenzüchterei beruht; jenen gemeinen Eigennutz, der mit Menschenpflicht, Nationalehre und den Gesetzen der Humanität in so directem Widerspruche liegt, und der sich doch nicht — ja selbst nicht trotz dem Fluch und der Verachtung der halben Welt — in seinen verächtlichen Spekulationen stören läßt.

Und doch! mußte er nicht wieder im Stillen der ewigen Natur danken? ihr, die gerade diesen Völkern solche Sorglosigkeit, solchen unerschöpflichen Hang zu wilder Freude, solchen glücklichen Leichtsinn gegeben hat? Wird ja doch dadurch so manches Leben voll Entbehrung und Schmerz versüßt.

Humboldt sprach sich jetzt darüber gegen Bonpland aus; aber auch jetzt gab der sonst so heitere, theilnahmvolle und gesprächige Freund kaum eine Antwort. Er hatte sich auf die großen Jaguarfelle hingestreckt, die man in der Barke ausgebreitet, damit die Reisenden bei Nacht ruhen könnten und schien hier über irgend einem Schmerz zu brüten.

Humboldt nahte sich ihm jetzt, setzte sich an seine Seite und frug ihn, mit der ihm eigenen Milde und

Güte, nach dem Grunde des finsteren Schweigens, das nun schon seit einigen Tagen auf ihm laste.

Bonpland wollte seine Verstimmung anfangs einem körperlichen Uebelbefinden zuschreiben; Alexander aber sah zu tief, um sich täuschen zu lassen.

Liebevoll bat er den Freund um Mittheilung dessen, was seine Seele drücke. Wer hätte da widerstehen können?

Die Nacht war so still, die Fahrt so verschwiegen, das Freundesherz, das an seines pochte — nicht aus Neugierde, sondern um mitzutragen, was eben mitzutragen, um zu erleichtern, was zu erleichtern sei — war ja, Bonpland wußte es, so groß, so edel, so wahr! Und er öffnete auch sein Herz und erzählte Humboldt sein ganzes Verhältniß mit Nunu: wie er mit ihr in nähere Berührung gekommen, — seine Besuche in ihrem kleinen Garten, — seine Liebe, — sein letztes Zusammentreffen mit ihr, als sie ihm die Indianer-Sage vom „fliegenden Pfeil" und dem „Auge des Morgens" erzählt . . . . . und daß sie von jenem Abende verschwunden sei.

Es ist wahr, Humboldt billigte anfangs diese Liebe nicht. Wohin auch sollte sie führen? Aber er fühlte doch Theilnahme für den Freund, in dessen Adern junges heißes Blut pulsirte.

Aber wo war Nunu hingekommen?

Auch der Gouverneur wußte es nicht; seine Gattin war außer sich, denn Nunu war ihr Liebling gewesen,

der ihr manche Nacht durch seine Erzählungen verkürzt hatte. Die kleine Zambo war ja durch dies Talent bei Allen, die sie kannten, berühmt.

Nur so viel hatte Don Vicente Emparan bis jetzt in Erfahrung zu bringen vermocht, daß sich ein älterer und ein jüngerer Zambo in der Nähe seiner Wohnung hätten sehen lassen: wahrscheinlich Nunu's Vater und Bewerber. Uebrigens waren alle Vorkehrungen getroffen, die Verschwundene, die Eigenthum des Gouverneurs war, wieder aufzufinden.

Humboldt's Theilnahme stieg bei allen diesen Berichten merklich, da er nicht verkennen konnte, daß Bonpland's Liebe zu Nunu doch mehr als sinnliches Aufflammen sei. Er hatte dies im Anfange von seinem sonst so tüchtigen Freunde und Reisegefährten, als einem in Herzens angelegenheiten ziemlich leichten Franzosen geglaubt. Aimé aber zeigte hier so viel Gefühl und einen so aufrichtigen Schmerz, daß Humboldt bald anderer Meinung wurde. Vielleicht war das alles, dem Nationalcharakter entsprechend excentrisch, wie des jungen Mannes Versicherung: daß er die vierzehnjährige Nunu habe ankaufen und für sich heranbilden lassen wollen . . . . . gleichviel! Bonpland litt jetzt, sein Herz war tief betrübt, das Glück seiner Liebe schien unwiederbringlich verloren. War das nicht genug für Humboldt's edle Seele, um alles aufzubieten, den Freund zu trösten und zu heben?

Und was ist ein milderer Balsam für solche Wunden,

als die Erfahrung, daß ein treues, uns nahestehendes Herz ähnliche Schicksalsschläge erlitten? Die Wunden verharrschen dadurch allerdings nicht, aber das, was getragen werden muß, läßt sich gemeinsam doch leichter tragen. Und die stille schweigsame Nacht, und das lautlose ruhige Hingleiten des Bootes auf den kaum bewegten Wassern des Flusses, und das Vertrauen erweckende Flimmern der Sterne, und das engverbindende Gefühl: mit dem Freunde so ganz, ganz allein in einem fremden, fernen Welttheile zu sein .... sollte das alles nicht die Herzen erschließen und verketten?

Ach! eine mitfühlende Brust muß ja doch der Mensch haben, um in Schmerz und Freude sein Haupt daran zu legen, wenn er, mitten in der jubelnden Schöpfung, nicht in der qualvollsten Einsamkeit des Sein's untergehen will!

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das des Schicksals Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Alexander von Humboldt erfaßte des Freundes Hand, drückte sie leise und sagte:

„Der schnellere und langsamere Umlauf des Blutes übt allerdings Einfluß auf das Gemüth und darf bei Beurtheilung Anderer nicht außer Acht gelassen werden. Indeß ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen und ein, ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen

Erdengeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken, durch die Kraft des Willens und durch festen Entschluß jeden Einfluß von Außen, wie stark er auch sein möge, hemmen und beherrschen kann. Glauben Sie mir, lieber Freund, was Sie jetzt erleben, ging auch an mir vorüber, nur im erhöhten Maße. Auch ich habe gelitten, was Sie jetzt leiden . . . . und mich doch wieder zu innerer Ruhe, zu geistiger Freudigkeit und der vollständigen Unabhängigkeit und Festigkeit eines freien Mannes erhoben."

Und Alexander von Humboldt erzählte jetzt — in der Stille der Nacht, in der Einsamkeit die sie umgab, unter dem Himmel einer fremden Welt — dem Theilnehmer seiner Mühen und Freuden, dem treuen Gefährten, dem bewährten Freunde, was er in der Heimath Niemanden bekannt haben würde: seine Liebe zu Cecily.

Bonpland folgte ihm jetzt mit Theilnahme, und es war augenscheinlich, wie er sich selbst an des Freundes männlicher Entsagung erhob. Was war gegen diese Liebe die seine? Er schämte sich fast, und die Scham und die Erhebung und die geheime Hoffnung: Nunu vielleicht gerade auf diesem Ausfluge irgend wo zu entdecken, gaben ihm die alte Festigkeit wieder.

Mit dem anbrechenden Tage schien Bonpland wie sonst. Mehr aber noch als alles Andere überwand bald der, durch die Masse neuer interessanter Vorkommnisse wieder aufgestachelte Wissensdurst und Forscherdrang, alle

trüben Erinnerungen. Der lebhafte Franzose erfaßte auch alles lebhaft, und seinem Schmerz war es eine Wohlthat, sich in der geistigen Arbeit des Forschens vergessen zu können.

Die Salzwerke von Araya und ihre Umgebung, die Masse neuer Pflanzen, die hier vorkamen, und die geodätischen Arbeiten *), die er mit Humboldt vornahm, zerstreuten ihn hinlänglich. Und wenn auch Nunu's Bild nicht in seinem Herzen erblaßte, der Schmerz über ihren Verlust nicht schwieg, so mäßigte ihn doch die Arbeit und ließ die Hoffnung, sie wiederzufinden, von Tag zu Tag lebendiger werden.

Diese Hoffnung begleitete denn auch Bonpland von jetzt an auf Schritt und Tritt, namentlich da sie nun ihren Weg nach den Niederlassungen der Indianer nahmen. Die freien Zambo's wohnten zerstreut unter diesen, wie leicht konnte Aimé hier die Spur der Verlorenen wieder auffinden.

Der Schwierigkeiten waren indessen viele zu überwinden, und darin lag ein neues Glück für Bonpland: hielten sie doch so gut sein ganzes Wesen in Spannung, als dasjenige Humboldt's; auch sie zogen somit seine Aufmerksamkeit von dem Gegenstande des Schmerzes ab, und gaben seiner Seelenthätigkeit eine neue Richtung.

Der Weg über Hügelketten und auf schmalen Pfaden

---

*) Geodäsie, Feldmeßkunst.

am Meeresufer hin war beschwerlich genug. Tiefer in das Land drohten Klapperschlangen und Jaguars, amerikanische Tiger — Felis onça — oft so groß als der Königstiger. Erst wenige Tage zuvor hatte man ein riesiges Thier dieser Art beim Eingange des Indianerdorfes Maniquarez erlegt. Es hatte in der Nacht ein Brett von einem Viehstalle hinweggebrochen, und schlug, da es die enggestellten Balken hinderten hineinzukommen, mit einem einzigen Schlage der Tatze einer Kuh den Rücken entzwei. Auf das Angstgeschrei dieses Thieres eilte man herbei, ein Indianer lud seine Büchse mit drei Kugeln und erlegte durch einen glücklichen Schuß den Jaguar. Er maß von der Schwanzspitze bis zur Schnauze zehn Fuß.

Vorsicht war also nach allen Seiten hin nöthig und Geduld nnd männliche Ausdauer dazu; denn die Sonne brannte mit solcher Gluth und der Boden strahlte diese mit solcher Heftigkeit zurück, daß sich die Reisenden nur mühsam fortschleppten. Dazu verirrten sie sich, trotz ihres braunen Führers, so, daß sie sogar einen Theil des Weges doppelt zurücklegen mußten.

Humboldt und Bonpland waren der Erschöpfung nahe und schon brach die Nacht ein. Da glaubten sie endlich in der Entfernung ein Indianerdorf zu sehen. Noch einmal setzten sie alle Kräfte ein . . . . näher und näher kamen sie den dunklen Massen . . . . jetzt waren sie ganz nahe . . . . da entfuhr Beiden ein Ruf schmerzlicher

Enttäuschung .... sie standen vor derjenigen Erscheinung, die ihnen von allen die unangenehmste und trostloseste sein mußte .... vor einem gewaltigen Fackeldistelwald.

Sollte man ihn umgehen? Die Kräfte der Reisenden reichten nicht mehr aus; zu durchdringen war er keinenfalls, und selbst der Führer — der wohl das Geld genommen, aber die Gegend nicht kannte — blieb rathlos. Dumpf tönte dabei durch die Nacht das Brüllen der Jaguars herüber; seltsam raschelten von Ferne die hornartigen Schwanzringe der Klapperschlange. Auch der Hunger und der Durst stellten sich jetzt ein, denn Humboldt und Bonpland hatten seit dem Morgen nichts genossen — sie konnten es ohnedem am Tage vor Hitze und Erschöpfung nicht — und der zweite Diener, den sie mitgenommen und der ihre Mundvorräthe trug, war nach dem Orte vorausgeschickt worden, den man am Abend hatte erreichen wollen.

Eine peinliche Nacht, von Gefahren erfüllt, erwartete sie also .... als sie plötzlich wunderbare Töne vernahmen. Beide Freunde lauschten auf das Höchste überrascht ... es war ein kirchliches Lied, das in spanischer Sprache von einer dünnen fistelnden Männerstimme gesungen wurde und ganz deutlich aus dem Inneren des Fackeldistelwaldes erschallte.

Humboldt und Bonpland sahen sich staunend an ... Das Lied ging fort .....

„Heil'ge Mutter, Gottgeweihte,
„Du, der Frau'n Gebenedeite,
„Die in ihrem keuschen Schooße
„Trug des neuen Sarems Rose;
„Die mit tausend tiefen Schmerzen
„Im durchbohrten Mutterherzen
„Aufgeblickt zum Kreuzesstamme,
„Zu dem heil'gen Opferlamme,
„Selbst zum Opfer sich gebracht:
„Schütze uns in dieser Nacht!"

Ein wunderbares Tremulando endigte diese Strophe.

Auf Bonpland's Lippen stahl sich, trotz seiner Erschöpfung und innersten Mißstimmung, ein leichtes Lächeln.

„Beim Himmel!" — rief er zugleich — „das ist wunderbar. Wie kommt Saul unter die Propheten, wie verirrt sich diese fromme Seele unter Jaguars und Klapperschlangen in diesen Cactuswald?"

Eine neue Strophe des frommen Liedes hub an...

„Es wird ein Missionär sein!" — sagte Humboldt. — „Jedenfalls wollen wir suchen, zu ihm zu kommen oder uns ihm bemerkbar zu machen."

„Ich werde meine Taschenpistole abfeuern!" — rief Aimé mit Lebhaftigkeit, und hatte auch schon die Waffe in der Hand, deren Hahn er spannte.

Humboldt hielt ihn zurück.

„Lassen Sie das, Lieber!" — sagte er gelassen.

„Warum?" — frug stürmisch der junge Franzose.

„Weil uns das mehr schaden als nützen könnte!“

„Ich begreife nicht .....“

„Mir scheint der versteckte Sänger“ — sagte Humboldt ruhig — „viel eher ein stiller und heiliger Mann zu sein, als ein Held. Wie leicht kann ihn der Schuß erschrecken und zur Flucht antreiben, ehe wir ihn zu finden im Stande sind.“

Wieder das Tremulando beim Schlusse des zweiten Verses .....

„In der That!“ — sagte Aimé, seine Waffe wieder in Ruhe setzend — „ich glaube, Sie haben Recht; die Stimme scheint nicht die eines Helden. Aber wie kommen wir der frommen Seele bei?“

Ein dritter Vers begann .....

„Lassen Sie uns den Tunale näher untersuchen. Wenn sich ein Mensch in seinem inneren Raume aufhalten kann, so muß es doch wohl auch einen Zugang zu diesem inneren Raume geben.“

„Der aber auf einer ganz anderen Seite liegen kann.“

„Möglich! aber einer Untersuchung ist die Sache doch werth.“

Beide Reisenden gingen jetzt an das Werk; auch der Führer half nach einem möglichen Eingange suchen.

Innen tönte es:

„Herr, du selbst, du Fürst der Leiden,
„Sohn der Hochgebenedeiten,
„Frommer Träger unserer Sünden,
„Heiliger laß dich gnädig finden ....“

„Victoria!" — rief hier Bonpland — „da ist ein Eingang; schmal zwar und gefährlich genug .... aber doch zum Durchschlüpfen!"

Das Lied war verstummt .... Humboldt, Bonpland und der Führer aber machten keine Umstände, und — sich auf den Bauch werfend — krochen alle Dreie hintereinander durch die schmale Lücke.

Es gab manchen Riß an den Kleidern, manchen empfindlichen Stich der langen und spitzen Cactusstacheln in das Fleisch; aber was kümmerte das die Eindringlinge, die, außer der zwingenden Noth, jetzt auch noch von der Abenteuerlichkeit des Vorkommnisses gestachelt wurden.

Plötzlich erweiterte sich der Weg und sie sahen sich mit Erstaunen auf einem großen, fast runden freien Platze, den, so viel sie in der Nacht erkennen konnten, ringsum die wunderlichen Gestalten der riesigen Cactus einschlossen, die den Wald von Fackeldisteln bildeten, der sie bis dahin geschreckt und aufgehalten. In der Mitte des Raumes aber stand eine schlichte Indianerhütte. Alles war still, ... von dem frommen Sänger war nichts zu schauen.

Hunger, Durst und Ermüdung sind nicht geeignet, den Menschen nach Abenteuern suchen zu lassen. Ein bescheidenes Mahl, frisches Wasser und ein ruhiges Nachtlager war daher alles, was die Reisenden ersehnten

und das Geschick war so freundlich, es ihnen zu gewähren.

Sie fanden in der Hütte eine indianische Familie, von der sie mit der herzlichsten Gastfreundschaft aufgenommen wurden, die man in jenen Ländern bei den Menschen aller Klassen findet. Gern und freundlich bot man ihnen Fische, Bananen und dergleichen an, und, was in den Tropen über die ausgesuchtesten Speisen geht: vortreffliches Wasser. Auf Jaguarfelle ausgestreckt, entschliefen sie alsdann bald.

Ein prächtiger Sonnenaufgang begrüßte den kommenden Tag, als sich Humboldt und Bonpland gestärkt erhoben. Aber wie wunderten sie sich, als sie jetzt gewahrten, daß die Hütte, in der sie die Nacht zugebracht, zu einem Haufen kleiner Wohnungen gehörte, die an einem Salzsee lagen. Es waren dies die schwachen Ueberbleibsel eines ansehnlichen Dorfes, das sich einst um das jetzt in Trümmer zerfallene Schloß Araya gereiht. Der Fackeldistelwald bildete ein altes ausgedehntes, das Dorf in einem weiten Halbkreise umschließendes Schutzwerk.

Aber welch' melancholischer Blick über das Ganze, so wunderbar contrastirend mit der stillen Friedlichkeit der sie noch bergenden, mitten in dem Fackeldistelwalde gelegenen Indianerhütte, bei deren Besitzern, trotz ihrer völligsten Armuth, die glücklichste Behaglichkeit und Zufriedenheit wohnte.

Dort ragten über die stachliche Pflanzung hinaus die

Ruinen des längst zerfallenen Schlosses; nicht weit davon ab lagen die Trümmer einer kleinen Kirche, halb im Sande begraben, halb mit Strauchwerk überwachsen. Die kümmerlichen Reste des Dorfes waren kaum zu zählen. Und doch machte sie ein rührender Zug der Treue und Anhänglichkeit Humboldt lieb und werth.

Nachdem nämlich im Jahre 1762 das Schloß von Araya zerstört worden war, zogen sich die in der Umgegend desselben angesiedelten Indianer und Farbigen — Bonpland hörte mit Begierde, daß es auch hier einzelne Zambo-Familien gebe — allmälig nach Maniquarez, Cariaco und in die indische Vorstadt von Cumana. Nur Wenige blieben aus Anhänglichkeit an den liebgewordenen Heimathboden, so wild und unwirthlich er war, zurück. Zu diesen gehörte auch die Indianer-Familie, die sie so gastfreundlich aufgenommen und die wenigen weiteren Ueberbleibsel des Ortes. Arm über alle Begriffe, lebten diese Leute einzig vom Fischfang, der an den Küsten sehr ergiebig sein mußte und von wenigen Ziegen. Aber sie waren so zufrieden, daß sie die Frage seltsam fanden: warum sie keine Gärten hätten und keine nutzbaren Gewächse bauten?

„Unsere Gärten“, — sagten sie — „sind drüben über der Meerenge; wir bringen Fische nach Cumana und verschaffen uns dafür was wir brauchen: Bananen, Cocosnüsse und Manioc!“

„Glückliche, beneidenswerthe Einfachheit!“ — rief hier

Humboldt zu Bonpland gewandt aus. — „Was würde man in unserer Heimath zu dieser Bescheidenheit sagen!“

Aber Aimé hörte nur halb: er war im Begriff, die wenigen Ueberreste des Dorfes zu durchstreichen und nach einer Spur von Nunu zu forschen. Humboldt ließ ihn gewähren und frug nach dem Sänger von gestern Abend. Sein indianischer Gastfreund wies ihn mit einer Miene, die hohe Achtung für den Erwähnten verrieth, nach einer anderen, ganz nahe gelegenen Hütte. Humboldt war zu begierig, den Mann zu sehen, um den kleinen Gang zu scheuen.

Als er sich der angedeuteten Wohnung näherte, die kaum aus einigen in die Erde gerammelten und mit Palmblättern bedeckten Pfählen bestand, bot sich seinen Augen ein überaus seltsames Schauspiel dar.

Vor der Wohnung, die sich durch nichts von einer Indianerhütte unterschied, saß, auf dem Wurzelreste eines Magnolienstammes, ein alter, hagerer Mann von weißer Farbe und vertrocknetem, fast mumienhaftem Aeußern.

Nur wenige ganz kurze aber borstig aufstrebende graue Haare deckten den Schädel, der Blick der stark hervortretenden Augen hatte etwas Bornirtes, und doch auch wieder etwas, was Jedem zu sagen schien: schaut mich nur recht an, denn in mir sieht die Welt die Fleisch gewordene Weisheit. Vortrefflich harmonierte damit der Ausdruck ernster Selbstgefälligkeit, der sich in allen Mienen aussprach, und ein gewisses gravitätisches — auf den ersten

Moment den castilianischen Ursprung verrathendes — Wesen, das sich in allen Bewegungen kund gab. Freilich lag dann wieder ein fast komischer Contrast in dieser unvertilgbaren Grandezza und den eingefallenen Wangen, den von einem sorgenvollen Leben redenden Zügen und dem jämmerlichen Anzuge, der, bei nackten Beinen, nur aus einem alten groben Hemde und ein Paar noch älteren kurzen Hosen bestand.

Und doch war der gute Mann seinem Gewerbe nach ein Schuster, der freilich die sonderbare Laune gehabt hatte, sich zur Ausübung seiner Profession eine Gegend zu wählen, in der kein sterbliches Wesen Schuhe oder Stiefel trug.

Jetzt, bei Humboldt's Annäherung, war der Schuster von Araya mit einer sehr kriegerisch aussehenden Arbeit beschäftigt. Mit dem Ernste eines deutschen Philosophen und der Grandezza eines Königs von Spanien, saß er da, im Begriffe die Sehne eines Bogens zu spannen und Pfeile zu spitzen. Ja der Mann war so vertieft in dies Geschäft, daß er den herantretenden Fremden gar nicht gewahrte.

„Guten Morgen, Alter!“ — redete ihn Humboldt an.

Das gelehrte Orakel des Dorfes, denn dies war der Alte in der That — er wußte ja, wie sich das Salz durch den Einfluß der Sonne und des Vollmondes bildet, kannte die Vorzeigen der Erdbeben, die Merkmale, wo sich Gold und Silber in dem Boden finden sollte,

und die Arzneipflanzen, die er in heiße und kalte eintheilte *) — das gelehrte Orakel des Dorfes also blickte bei diesen, in der spanischen Sprache gesprochenen Worten hoch auf, aber doch so ruhig und würdevoll, als wollte es damit darthun, daß ihn, den Vielerfahrenen, nichts überraschen könne.

Nach einem langen prüfenden Blicke — er hätte einem Großinquisitor Ehre gemacht — grüßte dann auch er und hieß den Fremden willkommen.

„Nun, mein würdiger Alter," — fuhr Humboldt, den die komische Erscheinung ungemein interessirte, fort — „schon so frühe fleißig?"

„Fleißige Hand wird herrschen!" — entgegnete bedeutsam der Schuster, obgleich weder seine Gestalt noch seine Umgebung darauf hindeutete, als solle sich dies Wort der Schrift sobald an ihm erfüllen.

„O!" — meinte Humboldt — „Ihr werdet doch so keine ehrgeizigen Absichten haben; oder wollt Ihr mit Pfeil und Bogen ausziehen, die Welt zu erobern?"

„Nur Vögel will ich schießen!" — entgegnete der Mann gelassen.

„Aber warum nehmt Ihr alsdann nicht lieber Pulver und Blei und eine Büchse zur Hand?" — frug Alexander.

---

*) Reizende und schwächende, sthenische oder asthenische nach Brown's System. „Voyage aux régions équinoctiales du nouveau continent" par A. de Humboldt et A. Bonpland I. 339: „Humboldt's Reise" u. s. w. II. Heft, S. 266.

„Warum?“ — wiederholte der Schuster und ein stolzer und doch grämlicher Zug machte sich in dem Ausdrucke seines abgemagerten Gesichtes gelten. — „Es ist freilich eine Schande, daß das europäische Pulver hier so theuer ist, daß ein Mann, wie ich, zu denselben Waffen greifen muß, wie die Indianer.“

„Aber was treibt Euch zur Jagd?“ — frug Humboldt weiter — „seid Ihr nicht Schuhmacher?“

„Von Gewerbe, ja, von Geburt Castilianer!“ — sagte der Alte ernst und stolz. — „Uebrigens bin ich so ziemlich für die Umgegend Alles in Allem“ — fuhr er dann fort, und seine Augen traten, im Selbstgefühle seines Werthes, noch weiter aus ihren Höhlen. — „Ich bin hier so gut als Richter, Pfarrer und Arzt; auch geschieht nichts Wichtiges auf zehn Stunden in der Runde, bei dessen Beginn man nicht mich, den Schuster von Araya, zu Rathe zieht.“

„Da freut es mich doppelt“, — sagte Humboldt — „daß ich gleich bei meiner Ankunft in der neuen Welt einen so gelehrten Mann aufgefunden habe, der auch mir mit Rath und That an die Hand gehen kann.“

„Nun“ — sagte der Schuster von Araya mit der Miene eines Salomo, — „ich darf wohl mit der Schrift sagen: „der Herr hat mir eine gelehrte Zunge gegeben.“ Ihr seid wohl auch ein Arzt oder ein Bergmann? dann freilich kann ich Euch in Manchem unterweisen; denn ich

kenne alle heißen und kalten Pflanzen und weiß, wo in der Erde Gold und Silber liegt."

„Aber, mein würdiger Freund," — frug hier Alexander von Humboldt fort — „wenn Ihr doch wißt, wo Gold und Silber im Schooße der Erde verborgen ruht, warum habt Ihr nicht schon lange selbst nachgegraben und Euch solche unterirdischen Schätze angeeignet?

„Ihr sollt Euch nicht Schätze sammeln auf Erden, die Rost und Motten fressen!" — antwortete mit Bedeutung der Schuster.

„Ich sehe mit Staunen!" — rief hier Humboldt — „daß Ihr auch Philosophe seid!"

„Weisheit ist eine Gabe Gottes!"

„Aber es ist doch auch nicht übel, wenn man sich das Leben etwas angenehm machen kann. Es fehlt Euch in Eurem Alter doch wohl gar Manches, was ...."

„Herr!" — rief der Schuster hier — „was brauche ich mehr, als ich besitze. Mein Bogen sorgt mir für Vögel — mit Pulver und Blei ging es freilich besser und wäre eines Mannes, wie ich, würdiger — aber nun .... es geht eben auch so. Fische liefert das Meer in Menge, Bananen und Cocosnüsse hole ich mir im Tausche in Cumana, gutes Wasser haben wir hier genug, und die Hütte da gibt mir Schatten am Tage und Schutz für die Nacht."

„Glücklicher Mann!" — rief jetzt Humboldt, obgleich er recht gut erkannte, daß sich hinter dieser Einfachheit

und kindlichen Zufriedenheit doch auch ein gutes Stück Trägheit barg.

„Und habt Ihr gar keinen Wunsch?“ — frug er jetzt weiter.

Der Schuster dachte einen Augenblick nach; dann erhob er gravitätisch sein mumienhaftes Haupt und sagte mit Würde: — „Einen doch!“

„Und der wäre?“

„Ich wünschte, ich hätte einen recht derben und kräftigen Esel, der eine tüchtige Ladung nach und von dem Landungsplatze schleppen könnte.“ *)

Ueber Humboldt's Züge lief ein leichtes Lächeln: das also war dieses Mannes höchstes Ziel und höchster Wunsch. O wie seltsam laufen doch die Wege der Menschen auseinander! Wie verschieden ist doch der Begriff, den sie sich von Glück und Glückseligkeit machen. Wie leicht befriedigt ist doch manche Seele!

„Und wer seid denn Ihr?“ — frug jetzt der Schuster von Araya Humboldt, mit demselben Blicke und in demselben Tone, mit welchem wohl ein Universitäts-Professor einen armen, neu angekommenen Studenten anredet, der ihn um ein Freicollegium bittet.

„Ich“ — sagte Humboldt mit jenem, ihm eigenen,

---

*) Thatsache. — „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ par A. de Humboldt I. 340. — „Reise in die Aequinoctial-Gegenden“ II. 267.

unvergleichlich milden und doch jetzt auch sarkastischen Lächeln — „ich bin nur ein Reisender, der hier die tausend Wunder der Natur zu erforschen strebt, mit welchen Gott dies herrliche Land gesegnet hat."

„So, so!" — meinte der Castilianer würdevoll — „da seid Ihr allerdings bei mir an den rechten Mann gekommen. Weiß schon .... man wird Euch in Cumana an den Schuster von Araya gewiesen haben, den sie nur „den Philosophen am Berge" nennen. Nun .... ich kenne das .... ist meistens Neid, weil ich die Goldlager weiß und sie ihnen nicht verrathen will; Euch aber werd' ich sie nicht nur nennen, sondern selbst zeigen; denn, Herr, Ihr gefällt mir .... Ihr seid freundlich und bescheiden und wißt das Verdienst zu schätzen."

Humboldt verbeugte sich lächelnd.

„Aber, Herr, wißt Ihr denn auch, was der eigentliche Reichthum dieser Gegend ist?" — frug jetzt der Schuster im Kathedertone.

„Wenn ich nicht irre," — sagte Humboldt immer mit der gleichen Freundlichkeit — „so war diese Küste sammt den Inseln Margarita, Cubagua, Coche, Punta-Araya und die Mündung des Rio la Hacha seit dem sechzehnten Jahrhundert durch ihre Perlenmuscheln berühmt, wie im Alterthume, nach Strabo und Plinius, der persische Meerbusen und die Insel Taprobane."

Es war wirklich komisch, wie bei diesen Worten des einfachen Reisenden der gelehrte Schuster von Araya er-

staunt aufblickte. Aber er verlor darum seine Ruhe und Würde nicht.

„Es freut mich" — sagte er gelassen und ohne auch nur das Geringste von seinem Selbstgefühle zu verlieren — „daß Ihr etwas von diesen Dingen gehört habt."

„Ach ja!" — meinte Humboldt — „ich habe mich schon vor meiner Reise so etwas weniges mit den Ländern beschäftigt, die ich zu besuchen gedachte. So weiß ich, daß die Perlen dieser Küste schon in den frühesten Zeiten den Eingeborenen hier als Luxusartikel dienten. Die Spanier, die zuerst an Terra Firma landeten, sahen bei den Wilden Hals- und Armbänder davon. Las Casas und Benzoni erzählten, wie grausam man mit den Indianern umging, die man zur Perlenfischerei gebrauchte."

Der Schuster horchte hoch auf.

„Wenn das ein Freund von Euch war, dieser Las Casas, der Euch das Alles gesagt hat" — versetzte er dann im höchsten Ernste — „so muß ich ihn auch kennen; denn er war gewiß einmal bei mir, und hat das Alles von mir gehört. Ich kann nicht die Namen von Allen behalten, die zu mir kommen."

„Diesmal, lieber Freund, seid Ihr im Irrthum!" — sagte Humboldt lächelnd.

Der Schuster schüttelte mit der Würde eines römischen Senators das Haupt, indem er zugleich die Arme über der Brust ineinanderschlug und eines seiner nackten Beine mit Gravität über das andere legte. Dann sagte er:

„Ich erinnere mir jetzt den Namen Las Casas."

„Doch wohl kaum," — meinte Humboldt. — „Er lebte im 16. Jahrhundert und war Bischof von Chiapa."

„Richtig . . . . ein Spanier!" — sagte der Schuster, und das stolze Gefühl selbst ein Spanier zu sein, ließ ihn seine kleine Niederlage leicht vergessen.

Aber auch Humboldt wollte den alten Mann, der in seinem vermeintlichen Wissen so glücklich war, nicht weiter auf das Eis führen. Nur wie es jetzt mit dem Vorkommen der alt-berühmten Perlen und der Perlenfischerei von Araya stand, wünschte er noch zu wissen.

„Die Perlenfischerei war sonst hier bedeutend genug!" — sagte er daher jetzt. — „In der ersten Zeit der Eroberung lieferte die Insel Coche allein 1500 Mark Perlen und der „Quint," den die königlichen Beamten vom Ertrag an Perlen erhoben, belief sich auf 15,000 Dukaten. Der Jahresdurchschnitt des Werthes der nach Europa gesandten Perlen betrug damals 800,000 Piaster. Aber die Perlenfischerei nahm hier gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts ab und ging endlich ganz ein.

„Ja!" — sagte der Schuster mit einer Sicherheit, als ob er dabei gewesen wäre. — „Die Thiere wurden damals von dem Geräusch der Ruder der vielen ankommenden Schiffe verscheucht."

„Das wohl nicht!" — entgegnete Humboldt ruhig. — „Die Perlenmuscheln wurden wohl seltener, weil man im

Unverstande die Muscheln zu Tausenden abriß und so ihrer Fortpflanzung Einhalt that."

Der Schuster von Araya schüttelte abermals mißbilligend sein olympisches Haupt; aber der unscheinbare Reisende, der doch gewaltig viel zu wissen schien, ließ sich diesmal nicht irre machen. Ruhig sagte er:

„Die Sache, lieber Mann, liegt auf der flachen Hand. Manches Fahrzeug nahm damals in zwei bis drei Wochen über 35,000 Muscheln auf. Nun lebt das Thier aber ohnehin nur neun bis zehn Jahre und die Perlen fangen erst im vierten Jahre an, zum Vorschein zu kommen."

Der Schuster staunte; aber er schüttelte doch mit dem Kopfe .....

„Unter zehntausend Muscheln" — fuhr Humboldt fort — „ist dabei oft nicht eine, die eine werthvolle Perle birgt. So öffnete man alle, die man fand, und ließ die Thiere dann zu vielen Tausenden am Ufer faulen. Und jetzt?"

„Hat alles aufgehört!" — sagte der Schuster — „nur ich selbst besitze hier noch Perlen!"

Und mit diesen Worten erhob er sich ernst und stolz und schritt seiner Hütte zu.

Alexander von Humboldt sah ihm lächelnd nach; er mußte sich gestehen, daß dies die amusanteste Figur sei, die er bis dahin auf seiner Reise gesehen.

Aber schon stand der Castilier wieder vor ihm.

Ein wunderbares stolzes Lächeln lag jetzt über den sonst so ernsten Zügen des alten mumienhaften Mannes mit der fast bettelhaften Kleidung. Schweigend nahm er aus einer Ledertasche ein Paar sehr kleine und trübe Perlen, die er dann mit dem Stolze eines Königs, der sich selbst die Krone auf das Haupt setzt, nach dem Lichte emporhob:

„Mein Freund!" — sagte er dann zu Humboldt — „diese Perlen sind für Euch. Empfangt sie aus der Hand des Schusters von Araya und zeichnet es in eure Schreibtafel auf: daß ein armer Schuster — aber ein weißer Mann, von edlem castilischem Blute — Euch dies hat schenken können, was drüben über dem Meere für eine große Kostbarkeit gilt."

Humboldt wollte die freundliche Gabe dankend abweisen.

„Nein!" — sagte der Schuster mit hohem Ernste. — „Wohl weiß ich, daß Hiob ruft: „die Weisheit ist höher zu wägen denn Perlen!" Wohl ist die Eitelkeit menschlicher Herrlichkeit Nichts, und Kronen sind wie Staub, und Gold und Schätze wie Moder vor dem Herrn. Darum auch verachtet der Weise die Thorheiten der Welt und läßt sich genügen des eigenen Herzens. Darum lebe auch ich hier — trotzdem, daß ich ein weißer Mann und aus edlem castilischem Blute bin — zwischen Gold und Perlen wie ein einfacher Indianer; so daß ich mit

der Schrift, Buch der Weisheit, sagen kann: „Einfältiglich habe ich es gelernt, mildiglich theile ich es mit!" und mit Sirach: „Schäme dich nicht, zufrieden zu sein, du habest wenig oder viel!" . . . . Gehet hin, und wenn Ihr wieder nach Europa kommt, so saget es aller Welt: drüben über dem Meere da wohnt ein Mann, bescheiden in seiner Weisheit und freigiebig in seiner Armuth; — ein armer Schuster in Araya, der euch allen in eurer Eitelkeit und Thorheit als Muster dienen kann, der Perlen hat und sie wegschenkt, der des Goldes Lager kennt die Fülle und sie seinem Bruder zeigt, der gekommen ist, ihn zu besuchen und seinen Rath zu hören."

Und der Schuster legte die Perlen — die übrigens durchaus werthlos waren, obwohl sie der Castilier für Schätze hielt — in Humboldt's Hand, der sie denn auch, um den Alten nicht zu kränken, annahm.

Jetzt aber war es drollig, wie sich — mit dem Herausnehmen eines weiteren Gegenstandes aus der Ledertasche — die Würde und der Ernst auf des Schusters Zügen noch steigerten. Die weitgeöffneten Augen traten, gleichsam von der Fülle des Selbstgefühles hervorgedrückt, noch weiter heraus als bisher; die grauen buschigen Augenbrauen hoben sich und die Stirne zeigte jene Falten, die da immer sagen: jetzt gebt Acht, denn ihr werdet Unerhörtes hören und sehen.

Humboldt, innerlich ungemein erheitert, war ganz Auge und Ohr.

„Freund!“ — hub hierauf der Schuster an — „nicht Jedem, der hierher kommt, wird das Glück, durch einen Mann, der das Innerste der Natur kennt, gleich eingeweiht zu werden in ihre größten Wunder!“ — und, die Hand feierlich wie zum Schwure erhebend, setzte er hinzu. — „Hier halte ich ein solches Wunder in meiner Hand.“

„Und was ist es?“ — frug Humboldt gespannt.

„Es ist ein Stein und ein Thier zugleich.“

Alexander von Humboldt mußte unwillkürlich lächeln.

„Lacht nicht!“ — rief der Schuster mit hohem Ernste. — „Denn der Psalmist sagt: „Wenn sie auch nicht glauben, so bin ich doch vor Vielen wie ein Wunder.“

„Nun so zeigt denn Euer Mirakel!“ — bat der Reisende.

Der Schuster legte nun etwas auf seine flache Hand, was Humboldt sofort für ein Gebilde aus Kalkerde erkannte.

„Und was soll es damit?“

„Dies ist das wunderbare Geschöpf“, — sagte der Schuster feierlich — „das Thier und Stein zugleich ist. Pietra de los ojos heißt es.“

„Augenstein!“ — versetzte Humboldt. — „Und warum heißt es so? und warum soll es ein Thier sein, da es doch ganz deutlich ein Kalkgebilde ist?“

Ein strafender und bedauernder Blick des Alten fiel auf den Sprecher; dann sagte er langsam und bedeutungs-

voll: — „Galater 5, 10 heißt es: „Wer euch irre macht, der wird sein Urtheil tragen, er sei wer er wolle."

„Nun" — meinte Humboldt — „ich lasse mich belehren."

Die Stirne des gelehrten Schusters heiterte sich einigermaßen auf:

„Das lasse ich gelten!" — sagte er. — „Und so will ich Euch das Nähere sagen. Man findet dieses wunderliche Wesen im Sande, und da rührt es sich nicht."

Humboldt nickte beifällig.

„Nimmt man es aber einzeln auf und legt es auf eine ebene Fläche und reizt es durch Citronensaft, so zeigt es, daß es ein Thier ist und bewegt sich."

Wieder ein unwillkürliches Lächeln des ungläubigen Reisenden .....

Der Schuster ließ sich nicht stören.

„Steckt man es alsdann in das Auge," — fuhr er mit unerschütterlicher Ruhe fort — „so dreht sich das Thier um sich selbst und schiebt jeden fremden Körper heraus, der zufällig in das Auge gerathen ist. Ich habe Hunderten von Menschen damit geholfen. Soll ich Euch einmal ein paar Körnchen Sand in die Augen bringen, um die Probe an Euch zu machen?"

„Danke, danke!" — rief Humboldt abwehrend. — „Ich glaube schon, daß es einen fremden Körper aus dem Auge entfernen kann; aber ein Thier ist es

darum doch nicht, sondern lediglich, wie ich gesagt habe, ein Kalkgebilde."

„Und woher bewegt es sich alsdann?" — frug jetzt der Alte fast höhnisch.

„Weil der Citronensaft die Kalktheilchen aufbrausen macht und die sich entwickelnde Kohlensäure sie von der Stelle rückt."

Aber diese Erklärung war gar nicht nach dem Geschmacke des gelehrten Schusters. Mit einem Ausdruck, der da ganz deutlich sagte: „du sollst die Perlen nicht vor die Schweine werfen!" zuckte er die Achseln und wollte eben ein unsanftes Wort sagen, als Bonpland, der von seiner Inspektion zurückkam, hinzutrat.

Alexander brauchte ihn nicht um den Erfolg seines Nachsuchens zu fragen, die finstere Miene des jungen Mannes kündete deutlich genug, daß er hier keine Spur seiner verschwundenen Zambo gefunden habe.

Humboldt wollte nun Abschied von dem Alten nehmen, den er in der That gekränkt zu haben fürchtete. Um ihn zu besänftigen, frug er ihn daher noch um einiges in der Gegend und forderte über seinen weiteren Ausflug den Rath des alten Mannes.

Da war bei dem Schuster von Araya sogleich aller Zorn vergessen. Er hatte doch gemerkt, daß der unscheinbare Reisende ein großer Gelehrter sein müsse, und daß dieser ihn jetzt um Rath frug, machte ihn ganz glücklich.

Strahlenden Auges verbreitete er sich daher ein Weites und Breites über die Gegend; ja er bot sich endlich selbst an, die Reisenden zu begleiten, um — wie er Humboldt geheimnißvoll in das Ohr flüsterte — ihn zu den Goldlagern von Cuchivano zu führen.

Humboldt nahm dies Anerbieten gerne an, denn einmal wußte der Alte, der seit vierzig Jahren hier hauste, jedenfalls am Besten in dieser Gegend Bescheid, und dann hatte Alexander wirklich Gefallen an der drolligen Figur gefunden.

Es ward also verabredet: daß die Reisenden noch einmal nach Cumana zurückkehren sollten: dann ward ein weiterer Ausflug in die Berge von Neuandalusien, nach dem Thale von Cumanacoa und in die Missionen der Chaymas-Indianer festgesetzt. An der Schlucht von Cuchivano versprach der Alte — wenn er rechtzeitig benachrichtigt würde — mit Humboldt und Bonpland zusammen zu treffen.

So schied man von einander.

Der Schuster von Araya aber feierte heute einen seiner glücklichsten Tage.

Die Colonien.

„Sie fragen mich, wie mir der Aufenthalt hier gefalle?“ — frug in diesem Augenblicke Don Vincente Emparan seinen Gast, Alexander von Humboldt, der heute wieder in großer Gesellschaft eine prachtvolle Mondnacht im Manzanares bei dem Gouverneur von Portobelo und Cumana zubrachte. Beide saßen dabei, ihre Havanna rauchend, gemüthlich in den kühlenden Fluthen des Flusses neben einander.

„Nun!“ — fuhr der Gouverneur fort — „der Aufenthalt hier hat manches Angenehme, aber er hat auch seine Schattenseiten. Wer nur seiner sinnlichen Existenz wegen lebt, kann hier — vorausgesetzt, daß ihm die Mittel nicht fehlen — ein wahrhaft sybaritisches

Leben führen. Bringt man aber tiefere geistige Bedürfnisse nach den Colonien mit, so macht sich bald eine gewisse Leere hier geltend, die etwas unendlich Peinliches hat."

„Ich kann mir dies denken!" — entgegnete Herr von Humboldt — „und vielleicht errathe ich auch die Ursache davon. Es ist wohl weniger der Mangel an wissenschaftlichem und geistigem Leben — den man sich ja am Ende durch eigenes Wirken einigermaßen ersetzen kann — als der Mangel an einem geschichtlichen Hintergrunde, an allen bedeutsamen Ueberlieferungen, der diesen jungen Colonien eigen ist."

„So ist es!" — sagte der Gouverneur. — „Ich hätte diesem anscheinlich gar nicht beachtenswerthen Mangel nie Bedeutung zugesprochen, wenn ich nicht die Erfahrung an mir selbst gemacht haben würde."

„Der denkende und tiefer fühlende Mensch sieht sich allerdings dadurch um den höchsten Genuß der Einbildungskraft gebracht!" — versetzte Humboldt.

„Mehr noch!" — fiel der Gouverneur lebhaft ein — „dieser Mangel äußert auch seinen Einfluß auf die mehr oder minder starken Banden, die den Colonisten an den Boden fesseln, auf dem er wohnt. Die edleren fehlen alle . . . . es gibt daher bei uns nur e i n Band für ihn . . . . und das ist der Egoismus."

„Es wird sich das heben" — meinte Herr von Humboldt — „wenn Amerika erst seine Geschichte hat."

„Ja, wenn....!" — rief der Gouverneur. — „In China und Japan gilt alles, was man erst seit zweitausend Jahren kennt, für.... neue Erfindung; hier in den europäischen Niederlassungen erscheint ein Ereigniß, das dreihundert Jahre bis zur Entdeckung von Amerika hinaufreicht, als ungemein alt. Das ist es eben, was ich meine: der geschichtliche Hintergrund fehlt, und mit ihm das stolze Selbstbewußtsein, das geistig und sittlich veredelnde Hochgefühl, eine in der Weltgeschichte würdig dastehende Nation zu sein."

„Freilich, freilich!" — sagte hier Alexander von Humboldt lebhaft. — „Bei den Alten, z. B. bei den Phöniziern und Griechen, gingen Ueberlieferungen und geschichtliches Bewußtsein des Volkes vom Mutterland auf die Colonien über, erbten dort von Geschlecht zu Geschlecht fort und äußerten fortwährend den besten Einfluß auf Geist, Sitten und Politik der Ansiedler. Das Klima in jenen ersten Niederlassungen über dem Meere war vom Klima des Mutterlandes nicht sehr verschieden. Die Griechen in Kleinasien und auf Sicilien entfremdeten sich nicht den Einwohnern von Argos, Athen und Corinth, von denen abzustammen ihr Stolz war. Große Uebereinstimmung in Sitte und Brauch that das ihrige dazu, eine Verbindung zu befestigen, die sich auf religiöse und politische Interessen gründete. Häufig opferten die Colonien die Erstlinge ihrer Ernten in den Tempeln der Mutterstädte, und wenn durch einen unheilvollen Zufall

das heilige Feuer auf den Altären von Hestia erloschen war, so schickte man von Jonien nach Griechenland und ließ es aus den Prytaneen wieder holen. Ueberall, in Cyrenaica wie an den Ufern des See's Mäotis, erhielten sich die alten Ueberlieferungen des Mutterlandes. Andere Erinnerungen, die gleich mächtig zur Einbildungskraft sprechen, hafteten an den Colonien selbst. Sie hatten ihre heiligen Haine, ihre Schutzgottheiten, ihren lokalen Mythenkreis; sie hatten, was den Dichtungen der frühesten Zeitalter Leben und Dauer verleiht, ihre Dichter, deren Ruhm selbst über das Mutterland Glanz verbreitete."

„Eben darum!" — versetzte Don Vicente Emparan. — „Dieser und noch mancher anderen Vortheile entbehren die heutigen Ansiedlungen. Die meisten wurden in einem Landstriche gegründet, wo Klima, Naturprodukte, der Anblick des Himmels und der Landschaft ganz anders sind als in Europa. Wenn auch der Ansiedler Bergen, Flüssen und Thälern Namen beilegt, die an vaterländische Landschaften erinnern, diese Namen verlieren bald ihren Reiz und sagen den nachkommenden Geschlechtern nichts mehr. In fremdartiger Naturumgebung erwachsen aus neuen Bedürfnissen andere Sitten; die geschichtlichen Erinnerungen verblassen allmälich, und die sich erhalten, knüpfen sich fortan gleich Phantasiegebilden weder an einen bestimmten Ort, noch an eine bestimmte Zeit. Der Ruhm Don Pelagio's und des Cid Campeador ist bis in die Gebirge und Wälder Amerikas gedrungen; dem

Volk kommen je zuweilen diese glorreichen Namen auf die Zunge, aber sie schweben seiner Seele vor, wie Wesen aus einer idealen Welt, aus dem Dämmer der Fabelzeit."

„Sollte nicht noch etwas Anderes hier hinzukommen?" — frug jetzt Herr von Humboldt. — „Sollte nicht der neue Himmel, das ganz veränderte Klima, die physische Beschaffenheit des Landes weit stärker auf die gesellschaftlichen Zustände in den Colonien einwirken, als die Trennung von dem Mutterlande selbst?"

„Sie mögen in gewisser Beziehung recht haben!" — fiel hier der Gouverneur ein. — „Die Schifffahrt hat in neuerer Zeit solche Fortschritte gemacht, daß die Mündungen des Orinoco und Rio de la Plata näher bei Spanien zu liegen scheinen, als einst der Phasis und Tartessus von den griechischen und phönicischen Küsten. Man kann auch die Bemerkung machen, daß sich in gleich weit von Europa entfernten Ländern Sitten und Ueberlieferungen desselben im gemäßigten Erdstrich und auf dem Rücken der Gebirge unter dem Aequator mehr erhalten haben, als in den Tiefländern der heißen Zone. Die Aehnlichkeit der Naturumgebung trägt in gewissem Grad dazu bei, innigere Beziehungen zwischen den Colonisten und dem Mutterland aufrecht zu erhalten. Dieser Einfluß physischer Ursachen auf die Zustände jugendlicher gesellschaftlicher Vereine tritt besonders auffallend hervor, wenn es sich von Gliedern desselben Volksstammes handelt, die sich noch nicht lange getrennt haben.

Durchreist man die neue Welt, so meint man überall da, wo das Klima den Anbau des Getreides gestattet, mehr Ueberlieferungen, einem lebendigeren Andenken an das Mutterland zu begegnen. In dieser Beziehung kommen Pennsylvanien, Neu-Mexico und Chili mit den hochgelegenen Plateaus von Quito und Neuspanien überein, die mit Eichen und Fichten bewachsen sind."

„Dazu kommt dann noch etwas!" — bemerkte Herr von Humboldt. — „Bei den Alten waren die Geschichte, die religiösen Vorstellungen und die physische Beschaffenheit des Landes durch unauflösliche Bande verknüpft. Um die Landschaften und die bürgerlichen Stürme des Mutterlandes zu vergessen, hätte der Ansiedler auch dem von seinen Vorältern überlieferten Götterglauben entsagen müssen."

Der Gouverneur nickte hier seinem Gaste Beifall zu, nahm eine neue Cigarre von dem silbernen Teller, den ihm ein Diener darbot, zündete sie an und sagte:

„Es klingt fast ketzerisch, aber es ist wahr: bei den neueren Völkern hat die Religion, so zu sagen, keine Localfarbe mehr."

„Das Christenthum hat eben den Kreis der Vorstellungen erweitert!" — versetzte Humboldt. — „Es hat, und das ist schön und gut, alle Völker darauf hingewiesen, daß sie Glieder *einer* Familie sind; aber eben damit hat es auch, und dies ist schlimm, das Nationalgefühl geschwächt."

„Sehr wahr! sehr wahr!“ — rief hier der Gouverneur; sah sich aber doch dabei um, ob man seine, allerdings für einen gut katholischen Christen und spanischen Beamten sehr freisinnigen Ansichten nicht etwa belausche. Aber die ganze Gesellschaft war auf das Munterste mit sich selbst beschäftigt, und Bonpland, der, still und in sich gekehrt, dem Gespräche zuhörte, war nicht zu fürchten.

Der Gouverneur that daher einige Züge, gab einem kleinen Manzanares-Krokodil, das ihm zu nahe gekommen, einen Tritt mit dem Fuße und sagte dann:

„Mit dem Christenthume haben allerdings Völker von ganz verschiedener Herkunft und völlig abweichender Mund- und Denkart gemeinschaftliche Anhaltspunkte erhalten. Wo sehen wir dies besser, als bei unseren Missionen? Chaymas-, Payaquas-, Amarizanos-, Tobas-, Otomacos-Indianer und spanische Christen! ist das nicht wie Wasser und Feuer, wie Tag und Nacht? Wenn daher durch die Missionen, die über unsere Colonien verbreitet sind, allerdings die Grundlagen der Cultur gelegt worden sind, so haben doch eben damit auch die christlichen kosmogonischen und religiösen Vorstellungen ein merkbares Uebergewicht über die rein nationalen Erinnerungen erhalten. Noch mehr: die amerikanischen Colonien sind fast durchaus in Ländern angelegt, wo die dahingegangenen Geschlechter kaum eine Spur ihres Daseins hinterlassen haben. Nordwärts vom Rio Gila, an den Ufern des Missuri, auf den Ebenen, die

sich im Osten der Anden ausbreiten, gehen die Ueberlieferungen nicht über ein Jahrhundert hinauf. In Peru, in Guatimala und in Mexiko sind allerdings Trümmer von Gebäuden, historischer Malereien und Bildwerke Zeugen der alten Cultur der Eingeborenen; aber in einer ganzen Provinz findet man kaum ein paar Familien, die einen klaren Begriff von der Geschichte der Incas und der mexikanischen Fürsten haben. Der Eingeborne hat seine Sprache, seine Tracht und seinen Volkscharakter behalten; aber mit dem Aufhören des Gebrauchs der Quippus und der symbolischen Malereien, durch die Einführung des Christenthums und andere Umstände, sind die geschichtlichen und religiösen Ueberlieferungen allmälich untergegangen. Andererseits sieht der Ansiedler von europäischer Abkunft verächtlich auf Alles herab, was sich auf die unterworfenen Völker bezieht. Er sieht sich in die Mitte gestellt zwischen die frühere Geschichte des Mutterlandes und die seines Geburtslandes, und die eine ist ihm so gleichgültig wie die andere; in einem Klima, wo bei dem geringen Unterschied der Jahreszeiten der Ablauf der Jahre fast unmerklich wird, überläßt er sich ganz dem Genusse der Gegenwart und wirft selten einen Blick in vergangene Zeiten."

„Aber auch welch' ein Abstand zwischen der eintönigen Geschichte neuerer Niederlassungen und dem lebenvollen Bilde, das Gesetzgebung, Sitten und politische Stürme

der alten Colonien darbieten!" — rief hier Humboldt. — „Ihre durch abweichende Regierungsformen verschieden gefärbte geistige Bildung machte nicht selten die Eifersucht der Mutterländer rege. Durch diesen glücklichen Wetteifer gelangten Kunst und Literatur in Jonien, Großgriechenland und Sicilien zur herrlichsten Entwicklung. Heutzutage dagegen haben die Colonien weder eine eigene Geschichte noch eine eigene Literatur. Die in der neuen Welt haben fast nie mächtige Nachbarn gehabt, und die gesellschaftlichen Zustände haben sich immer nur allgemach umgewandelt. Des politischen Lebens bar, haben diese Handels- und Ackerbaustaaten an den großen Welthändel immer nur passiven Antheil genommen."

Emparan nickte zustimmend, dann sagte er:

„Die Geschichte der neuen Colonien hat nur zwei merkwürdige Ereignisse aufzuweisen, ihre Gründung und ihre Trennung vom Mutterlande. Das erstere ist reich an Erinnerungen, die sich wesentlich an die von den Colonisten bewohnten Länder knüpfen; aber statt Bilder des friedlichen Fortschritts des Gewerbfleißes und der Entwicklung der Gesetzgebung in den Colonien vorzuführen, erzählt diese Geschichte nur von verübtem Unrecht und von Gewaltthaten. Welchen Reiz können jene außerordentlichen Zeiten haben, wo die Spanier unter Carl's V. Regierung mehr Muth als sittliche Kraft entwickelten, und die ritterliche Ehre, wie der kriegerische Ruhm durch Fanatismus und Golddurst befleckt wurden? Die Colo-

nisten sind von sanfter Gemüthsart, sie sind durch ihre Lage den Nationalvorurtheilen enthoben, und so wissen sie die Thaten bei der Eroberung nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Die Männer, die sich damals ausgezeichnet, sind Europäer, sind Krieger des Mutterlandes. In den Augen des Colonisten sind sie Fremde, denn drei Jahrhunderte haben hingereicht, die Bande des Blutes aufzulösen. Unter den „Conquistadoren“ waren sicher rechtschaffene und edle Männer, aber sie verschwinden in der Masse und konnten der allgemeinen Verdammniß nicht entgehen.“

„Und wie steht es denn jetzt überhaupt mit den Indianern in den Colonien?“ — frug Humboldt weiter.

„Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts“ — erwiderte der Gouverneur — „wurden, wie ihnen wohl bekannt ist, die unglücklichen Einwohner auf den Küsten von Carupano, Macarapan und Caracas behandelt, wie zu unserer Zeit die Einwohner der Küste von Guinea. Bereits wurden die Antillen angebaut und man führte dort die Gewächse der alten Welt ein; aber in Terra Firma kam es lange zu keiner ordentlichen und planmäßigen Niederlassung. Die Spanier besuchten die Küste nur, um sich mit Gewalt oder im Tauschhandel Sklaven, Perlen, Goldkörner und Farbholz zu verschaffen. Durch den Schein gewaltigen Religionseifers meinte man diese unersättliche Habsucht in eine höhere Sphäre zu heben. Und so werden die alten Ungerechtigkeiten fortgesetzt.

Der Handel mit den kupferfarbigen Eingebornen führte zu denselben Unmenschlichkeiten wie der Negerhandel; er hatte auch dieselben Folgen, Sieger und Unterworfene verwilderten dadurch. Von Stunde an wurden die Kriege unter den Eingeborenen häufiger; die Gefangenen wurden aus dem innern Lande an die Küsten geschleppt und an die Weißen verkauft, die sie auf ihren Schiffen fesselten."

„Es ist kaum glaublich!" — rief hier Alexander von Humboldt schmerzlich bewegt. — „Wie konnte unter dem milden Scepter des Christenthums so Unerhörtes geschehen. Und doch waren die Spanier damals und noch lange nachher eines der civilisirtesten Völker Europa's. Ein Abglanz der Herrlichkeit, in der in Italien Kunst und Literatur blüthen, hatte sich über alle Völker verbreitet, deren Sprache dieselbe Quelle hat wie die Sprache Dante's und Petrarca's. Man sollte glauben, in dieser mächtigen geistigen Entwicklung, bei solch erhabenem Schwung der Einbildungskraft hätten sich die Sitten sänftigen müssen."

„Ja!" — sagte der Gouverneur — „wenn hier, über dem Meere der Golddurst nicht fast überall zum Mißbrauch der Gewalt führte."

„Freilich!" — seufzte Humboldt auf — „die Menschen haben in allen Abschnitten der Geschichte denselben Charakter entwickelt. Das herrliche Jahrhundert Leo's X. trat in der neuen Welt mit einer Grausamkeit auf, wie man sie nur den finstersten Jahrhunderten zutrauen sollte.

Man wundert sich aber nicht so sehr über das entsetzliche Bild der Eroberung von Amerika, wenn man daran denkt, was trotz der Segnungen einer menschlicheren Gesetzgebung noch jetzt auf den Westküsten von Afrika vorgeht." *)

Don Vicente Emparan's Züge hatten sich merklich verfinstert.

„Der Sclavenhandel" — sagte er jetzt — „hatte, Dank den von Carl V. zur Geltung gebrachten Grundsätzen auf Terra Firma längst aufgehört; aber die Conquistadoren setzten ihre Streifzüge in's Land fort, und damit den kleinen Krieg, der die amerikanische Bevölkerung herabbrachte, dem Nationalhaß immer frische Nahrung gab und auf lange Zeit die Keime der Kultur erstickte. Endlich ließen Missionäre unter dem Schutze des weltlichen Arms Worte des Friedens hören. Es war Pflicht der Religion, daß sie der Menschheit einigen Trost brachte für die Gräuel, die in ihrem Namen verübt worden; sie führte für die Eingeborenen das Wort vor dem Richterstuhle der Könige, sie widersetzte sich den Gewaltthätigkeiten der Pfründeninhaber, sie vereinigte umherziehende Stämme zu den kleinen Gemeinden, die man Missionen nennt und die der Entwicklung des Ackerbaus

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent", par A. de Humboldt et A. Bonpland I. 348 2c. Reise II. 278 u. f.

Vorschub leisten. So haben sich allmälich, aber in gleichförmiger, planmäßiger Entwicklung jene großen mönchischen Niederlassungen gebildet, jenes merkwürdige Regiment, das immer darauf hinausgeht, sich abzuschließen, und Länder, die vier und fünfmal größer sind als Frankreich, den Mönchsorden unterwirft."

„Nun," — meinte Bonpland, der sich hier zum erstenmal in das Gespräch mischte, denn erst mit der Erwähnung der Missionen war seine Aufmerksamkeit einigermaßen erwacht .... „nun! das sind doch Einrichtungen, die gewiß trefflich dazu dienen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und den ersten Grund zur gesellschaftlichen Entwicklung zu legen."

„Und doch sind sie jedem Fortschritte hinderlich geworden!" — warf der Gouverneur ein. — „Die allzumönchische Abschließung hatte zur Folge: daß die Indianer so ziemlich blieben, was sie waren, als ihre zerstreuten Hütten noch nicht um das Haus des Missionärs beisammen lagen. Ihre Zahl hat zugenommen, keineswegs aber ihr geistiger Gesichtskreis."

Bonpland's Gedanken waren jetzt schon wieder in den Missionen der Indianer und suchten nach Nunu ....

Don Emparan fuhr fort:

„Die armen Indianer haben dabei mehr und mehr von der Charakterstärke und der natürlichen Lebendigkeit

eingebüßt, die auf allen Stufen menschlicher Entwicklung die edlen Früchte der Unabhängigkeit sind. Man hat Alles bei ihnen, sogar die unbedeutendsten Verrichtungen des häuslichen Lebens, der unabänderlichen Regel unterworfen, und so hat man sie gehorsam gemacht, zugleich aber auch dumm. Ihr Lebensunterhalt ist meist gesicherter, ihre Sitten sind milder geworden; aber der Zwang und das trübselige Einerlei des Missionsregiments lastet auf ihnen und ihr düsteres, verschlossenes Wesen verräth, wie ungern sie die Freiheit der Ruhe zum Opfer gebracht haben. Die Mönchszucht innerhalb der Klostermauern entzieht zwar dem Staate nützliche Bürger, indessen mag sie immerhin hie und da Leidenschaften zur Ruhe bringen, große Schmerzen lindern, der geistigen Vertiefung förderlich sein; aber in die Wildnisse der neuen Welt verpflanzt, auf alle Beziehungen des bürgerlichen Lebens angewendet, muß sie desto verderblicher wirken, je länger sie andauert. Sie hält von Geschlecht zu Geschlecht die geistige Entwicklung nieder, sie hemmt den Verkehr unter den Völkern, sie weist Alles ab, was die Seele erhebt, und den Vorstellungskreis erweitert. Aus allen diesen Ursachen zusammen verharren die Indianer in den Missionen in einem Zustand von Uncultur, der beinahe Stillstand heißen muß." *)

*) Humboldt's Reise in die Aequinoctial Gegenden u. s. w. II. Seite 284—287.

Neu ankommende Besuche störten jetzt das Gespräch. Der Gouverneur entzog sich ihm mit einer artigen Verbeugung. Alexander von Humboldt war davon sehr befriedigt, da es ihn über manches in den Colonien au fait gesetzt. Aber wie schmerzte es ihn, daß der Kummer um Nunu's Verlust den Freund noch immer so sehr niederbeugte. Tief und wahr mußte hier das Gefühl denn doch sein und Alexander von Humboldt ehrte jedes wahre Gefühl in der Menschenbrust.

Wie aber helfen? — Vielleicht ließ sich das Mädchen in den benachbarten Indianer-Missionen wiederfinden? Und war deren Besuch in wissenschaftlicher Beziehung nicht schon ohnehin eine ausgemachte Sache? Gegenstände der mannigfaltigsten Anziehungskraft nahmen ja dort die beiden Reisenden in Anspruch. Sie sollten hier die ersten bedeutenden Wälder Central-Amerika's betreten; die Missionen besuchen; Völkerstämme sollten sie kennen lernen, die kaum aus dem Naturzustande getreten, ... wild, jedoch nicht barbarisch, ... geistig beschränkt, nicht weil sie die Natur vergessen, sondern als noch ganz in kindlichem Naturzustande. Und sah nicht auch Columbus, von dem Vorgebirge Paria aus, zuerst das feste Land? Waren das nicht die Thäler, die einstens bald von den kriegerischen, menschenfressenden Caraiben, bald von den civilisirten Handelsvölker Europas, verwüstet wurden? Welch' vielseitiges Interesse knüpfte sich an sie!

Und für Bonpland die Hoffnung .... die Möglichkeit wenigstens .... Nunu dort wiederzufinden?!

Humboldt — von seiner Herzensgüte getrieben — verklärte noch im Nachhausegehen diese Nacht für den Freund durch den Entschluß: den Abstecher nach den Bergen Neu-Andalusiens, dem Thale von Cumanacoa und und den Indianer-Missionen mit einem der kommenden Tage anzutreten. Es konnte dies aber um so mehr bald geschehen, da ja schon alle Vorkehrungen getroffen waren.

Ein Paradies.

Mit welchem Eifer besorgte jetzt Bonpland noch Alles, was zur Reise nöthig war. Er war ganz wieder der Alte; die Blässe, die in den letzten Wochen sein Gesicht bedeckt, wich einer frischeren Farbe, ... sein Trübsinn der früheren Heiterkeit. Es belebte ihn ja eine große Hoffnung: das Wiederfinden Nunu's, und mit dieser ihn neubelebenden Hoffnung ging die Befriedigung seines Wissensdurstes und Forscherdranges Hand in Hand.

Humboldt selbst erquickte sich an dem freudigen Aufleben des Freundes und sah mit gleicher Ungeduld der Stunde der Abreise entgegen.

Endlich kam sie! . . . .

Es war ein wunderschöner September-Morgen, als beide zu dem Besuche der Chaymas-Indianer aufbrachen.

Zwei Lastthiere trugen den Mundvorrath, die Instrumente und das nöthige Papier zum Pflanzentrocknen. In derselben Kiste waren ein Sextant, ein Inclinationscompaß, ein Apparat zur Ermittlung der magnetischen Declination, Thermometer und ein Saussüre'scher Hygrometer eingepackt.

Humboldt und Bonpland selbst, in leichte Beinkleider von weiß und roth gestreiftem Zeug und eine leichte Jacke gekleidet, hatten ihre Büchsen übergeworfen, ein Hirschfänger hing an ihrer Seite, ein kleines Beil und je zwei Pistolen stacken im Gürtel, während ihre Häupter große runde Strohhüte beschatteten. Wahrlich! Sie sahen malerisch genug aus!

Der Morgen war köstlich kühl; der Weg führte am rechten Ufer des Manzanares hin, über ein Kapuzinerhospiz, das in einem kleinen Gehölze von Gayacbäumen und baumartigen Capparis lag. Und welche Aussicht nun, als sie höher kamen über die See, über die mit goldgelb blühender Bava (Zygophyllum arboreum. Jacq.) bedeckte Ebene und die Berge des Brigantin.

Bald aber änderte sich die Gegend wieder: der Weg wandt sich jetzt nach Nordost am Hospiz Divina Pastora vorüber über einen baumlosen Landstrich, der einstens Meeresboden war. Cactus, Büsche des cistusblättrigen Tribulus und die schöne purpurfarbige Euphorbie prangten hier in stolzer Pracht. Aber nicht nach ihnen, nach den Urwäldern der Tropen sehnten sich die Rei-

senden, und bald, bald, sollten sie diese finden und ihre kühnsten Erwartungen noch weit übertroffen sehen.

O welch' ein unbeschreiblich schönes Paradies that sich ihnen nun auf!

Neue Gebirgsarten begannen jetzt plötzlich und damit ein anderer Habitus des Pflanzenlebens. Alles erhielt mit einemmale einen großartigen, malerischen Charakter. Der quellenreiche Boden war nach allen Richtungen von Wasserbächen durchzogen. Bäume von riesiger Höhe — wie grüne lebende Thürme in das tiefe Blau des Himmels aufsteigend — mit Schlingpflanzen bedeckt, ragten aus den Schluchten empor oder schienen die wunderbar herrlichen Hallen riesiger Dome zu bilden. Ihre schwarze, von der Sonnengluth und vom Sauerstoff der Luft verbrannte Rinde stach eigenthümlich von dem frischen Grün der Pothos und Dracontien ab, deren glänzende Blätter nicht selten mehrere Fuß lang waren.

Und doch, was war dies alles gegen die übrigen großartigen, prächtigen und imponirenden Pflanzenformen.

Humboldt und Bonpland schwelgten bei ihrem Anblick in einer Art heiliger Begeisterung.

Vor allen Dingen die Palmen, die höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Haben ihnen doch stets die Völker den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlichte Schäfte mit anstrebendem, glänzendem Laube; mit Blättern die bald grasartig gekräuselt, bald gefiedert, bald von ungeheurer

Größe und fächeratig gebildet sind. Der glatte Stamm oft von 180 bis 200 Fuß Höhe. *)

Zu den Palmen aber gesellte sich der Pisang — oder die Bananenform, die Scitamineen und Musaceen der Botaniker. Niedrige, aber saftreiche, fast krautartige Stämme, an deren Spitze sich dünn und lockergewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erhoben. Sie bildeten, wunderlieblich in anderes Laubwerk verwebt, den Schmuck der feuchteren Stellen. Und welche hohe Bedeutung haben, diese Gewächse für jene Zonen! Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels. Wie die mehlreichen Cerealien oder Getreidearten des Nordens, so begleiten Pisangstämme den Menschen seit der frühesten Kindheit seiner Cultur. Asiatische Mythen setzen ja die ursprüngliche Heimath dieser nährenden Tropenpflanze an den Euphrat, oder an den Fuß des Himalaya-Gebirges in Indien. Griechische Sagen nennen die Gefilde von Enna als das glückliche Vaterland der Cerealien. Wenn aber diese, durch die Cultur über die nördliche Erde verbreitet, einförmige weitgedehnte Grasfluren bilden, und damit wenig den Anblick der Natur verschönern, so vervielfacht dage-

---

*) Humboldt zählte allein 27 Palmenarten in Süd-Amerika. „Ansichten der Natur" von A. von Humboldt.

(*Plantes* équinoxiales. Fasc. I. p. 5. Humboldt de distributione geographica plantarum p. 216—240, wo von 137 Palmenarten Nachricht gegeben wird.)

gen der sich ansiedelnde Tropenbewohner durch Pisangpflanzungen eine der herrlichsten und edelsten Gestalten.

Und zu Palmen und Bananen gesellt sich die Malvenform, dargestellt durch Sterculia, Hibiscus, Lavatera Ochroma. Kurze, aber kolossaldicke Stämme mit zartwolligen, großen, herzförmigen, oder eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, der bei 12′ Höhe oft 30—40′ Durchmesser hat,*) und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserem Planeten ist.

Aber auch Mimosen geben eine wunderbar schöne Pflanzenform jener Gegenden ab. Wie malerisch ist doch die schirmartige Ausbreitung ihrer Zweige, den Pinien Italiens gleich. Vermag doch dem Auge nichts Herrlicheres entgegenzutreten als das tiefe Himmelsblau der Tropen, durch die zartgefiederten Blätter der Mimosen schimmernd!

Und nun noch der Zauberschmuck der Wälder: die Orchideen, die Pothos und Liliengewächse, die Aloe und Lianen!

Ha! welche Welt, welche neue Pflanzenpracht entringt sich hier den Felsenritzen, den vom Lichte verkohlten, vom Sturm der Zeit der Fäulniß hingegebenen

---

*) Adanson fand Stämme, deren Höhe 10 bis 12, und deren Umfang 77 Fuß betrug.

Stämmen! — Welch' wunderbarer Bau! Gleichen doch diese Blüthen bald geflügelten Insecten, bald Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt. Das ganze Leben eines Malers würde nicht hinreichen, um nur alle die prachtvollen Orchideen abzubilden, welche die tiefausgefurchten Gebirgsthäler der peruanischen Andeskette zieren.

Und endlich die Lianen, dieser Prachtschmuck der tropischen Wälder, die bald aus dem Gipfel hoher Swietenien leicht herabfallen, bald wie Masttaue und Festgewinde sich von einem Baume zum anderen ausspannen, Schaaren der kleinen, herrlich grünen Sperlings Papageien (Psittacala passerina) und Affen zum Schaukeln dienend; während die Tigerkatze bei der Annäherung der Reisenden mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit an ihnen hinaufklettert. Fernab huschte zugleich ein Rudel Rehe durch die Büsche, während ganz nahe bei Humboldt zwei niedliche Aguti's (Dasyprocta Aguti) ungeschreckt mit einander spielten.

Der graue Cardinal — einer der schönsten Vögel Südamerikas, mit grauem Gefieder, herrlich rothem Kopf und rother Haube — schlüpfte neugierig durch die Zweige und schien mit Lust dem Gesange des Trubigal (Xanthornus auranticus) zu lauschen. Alles lebte, von dem Boden bis zu den Wipfeln der Bäume, und doch lag über dem Ganzen auch wieder eine zauberhafte, das Herz tiefergreifende Ruhe.

O, welch' ein Paradies, in grüne Nacht und Schatten gehüllt, war das!

Humboldt und Bonpland standen oft staunend stille. Entzücken leuchtete aus ihren Blicken, ihr Herz schlug hörbar, sie hätten niederfallen und der ewigen Urkraft mit begeisterten Jubelhymnen für diesen Anblick, diese Wunderschöpfung danken können!

„O Natur! Natur!" — rief Humboldt jetzt, von seinen Gefühlen überwältigt — „nur wer hier gestanden, hat einen Blick in dein Allerheiligstes geworfen! Nur wer hier gestanden, der hat dich in der vielfachen Deutung des Wortes erkannt, dich — du ewige, unendlich große — die, bald als Totalität des Seienden und Werdenden, bald als innere bewegende Kraft, bald als das geheimnißvolle Urbild aller Erscheinungen vor uns tritt, und sich dem menschlichen Sinn als etwas Irdisches, ihm Verwandtes offenbart! .... Hier in den zahllosen Lebenskreisen der organischen Bildung erkennen wir erst recht eigentlich unsere Heimath. Wo der Erde Schooß in des Urwaldes unermeßlicher Fülle seine tausend und abertausend Gestalten, seine flammenden Blüthen und zahllosen Früchte entfaltet, wo er massenhaft die Geschlechter der Pflanzen und Thiere nährt, da tritt dein Bild mit der imponirenden Gewalt göttlicher Größe betäubend vor uns!"

Und welche Fülle von Ideen und Gefühlen ward nun

hier in der That in Humboldt und Bonpland rege, — hier, wo im engsten Raume die Mannigfaltigkeit der Natureindrücke ihr Maximum erreichte. Es war, als ob ein helleres Schauen der inneren, ewigen Naturgesetze von allen Seiten auf sie eindringe. Die Größe der Naturmassen, die ihnen hier entgegentrat, und die den individuellen Charakter der Gegend ausmachte, erhob sie zu einer entsprechenden Stimmung: sie fühlten, wie es sie, gleich einer großen gewaltigen Offenbarung des Ewigen, umrausche.

„Bonpland!" — rief Humboldt daher von solchen Gefühlen ergriffen, dem Freunde zu: — „Nie ist es mir klarer vor die Seele getreten, als eben jetzt, wie ursprünglich in der Menschen Herzen dasjenige erwuchs, was sie Religion nennen! Was bei einzelnen begabten Individuen sich als Rudiment einer Naturphilosophie, gleichsam als eine Vernunftanschauung darstellt, ist bei ganzen Stämmen das Product instinctiver Empfänglichkeit. Auf diesem Wege, in der Tiefe und Lebendigkeit dumpfer Gefühle, liegt der erste Antrieb zum Cultus, zu jeder Religion: die Heiligung und Verehrung der erhaltenden, der imponirenden und der zerstörenden Naturkräfte! O, wie fühle ich selbst in diesem großen Momente so lebhaft: daß die Natur kein todtes Aggregat, sondern die heilige, ewig schaffende Urkraft

der Welt ist, die alle Dinge aus sich selbst erzeugt und werkthätig hervorbringt!"

Auch Bonpland brach jetzt, in seiner lebendigen Weise, in eine fast excentrische Bewunderung aus. Welche reiche Vermehrung seiner Pflanzenkenntniß und Pflanzensammlung hatte ohnehin schon die kleine Reise bis jetzt gegeben ...... wie massenhaft traten nun neue interessante Gestalten in dem Dunkel des Urwaldes vor ihn hin. Er war kaum von der Stelle zu bringen, und nur das Wort „Missionen" machte ihn mobil.

Und so ging es fort im Schatten dieser Wölbungen, durch die man kaum hin und wieder den Himmel sah', der den Reisenden um so tiefer indigoblau erschien, als das Grün der tropischen Gewächse meist einen sehr kräftigen, in das Bräunliche spielenden Ton hat.

Zerstreute Felsenmassen waren mit einem großen Baumfarren bewachsen; an den Aesten der Bäume künstlich befestigt, hingen, um die Eier vor der Naschsucht der Affen zu schützen, zahllose Nester, in Gestalt von kleinen Flaschen. Es waren Werke des bewunderungswürdigen Bautriebes der Oriola, eines der Drossel verwandten Singvogels, dessen Gesang sich mit dem heiseren Geschrei der Papageien und Aras mischte. Die letzteren, in dem prachtvollsten Gefieder glänzend, zeigten sich immer nur paarweise, während die eigentlichen Papageien in Schwärmen von mehreren Hunderten umherflogen. Ihr Geschrei war oft so furchtbar, daß es für

Humboldt und Bonpland das Brausen der Bergströme, die von Fels zu Fels stürzten, übertönte. *)

So ging es fort, der Berggruppe des Imposible entgegen, welche die waldbewachsene Küste von den großen Ebenen oder Savanen an den Ufern des Orinoco trennt. Hier wurde in einem einzelstehenden Hospiz die Nacht zugebracht. Indianer und Mulatten, mit ihren Maulthieren die Produkte der Llaneros — der Bewohner der Ebenen — nach Cumana führend, kamen und gingen. Der einsame Ort war schön. Deutlich konnte man mit bloßem Auge den abgestutzten Gipfel des Brigantin erkennen. Die Felsenküste von Araya lag dämmernd in weiter Ferne; über sie hinaus, groß und riesig, wie in die Unendlichkeit verlaufend, das Meer. Zu Füßen des Hospiz dagegen dehnte sich unabsehbar ein ungeheurer Wald, die Baumwipfel mit Lianen behangen und mit langen Blüthenbüscheln gekrönt, einem riesigen grünen Teppiche gleich, dessen tiefdunkele Färbung das scheidende Licht in der Luft noch hellglänzend erscheinen ließ, als die Sonne bereits untergegangen.

O wie erinnerte dies alles Humboldt an die Nächte, die er einst auf dem St. Gotthardt zugebracht!

Aber doch war es hier seltsamer, eigenthümlicher noch! . . . . .

---

*) Voyage etc. I. 364. Humboldt's Reise u. s. w. II. 303.

Es brannte an mehreren Stellen in den weiten Waldungen um den Berg. Die röthlichen, halb in ungeheuere Rauchwolken gehüllten Flammen gewährten ein großartiges Schauspiel ......

Die Einwohner zündeten die Wälder an, um die Weiden zu verbessern und das Unterholz zu vertilgen, unter dem das Gras erstickt.

Humboldt, der — um die geographische Breite des Ortes nach dem Durchgang Fomahaults durch den Meridan zu bestimmen — die Nacht im Freien zubrachte, gewahrte diese Brände mit Staunen und einer Art Beklommenheit. Er wußte ja, wie häufig durch die Unvorsichtigkeit der Indianer, die auf ihren Zügen das Feuer, an dem sie gekocht haben, nicht auslöschen, ungeheure Waldbrände entstanden. In einem solchen Falle wäre auch ihr Hospiz bedroht gewesen..... und ..... schon der Gedanke, einen solchen Urwald untergehen zu sehen, schnitt Humboldt in die Seele.

Noch war Alexander von Humboldt mit diesen Gedanken beschäftigt, als plötzlich Bonpland in großer Aufregung zu ihm trat — „Was gibt es?" — frug er überrascht den Freund.

„Zambo's kommen!" — sagte dieser fast athemlos.

„Woher wissen Sie das?" — frug Humboldt ruhig weiter.

„Die Indianer der Llaneros haben es gesagt."

„Und ist dabei etwas Auffallendes?"

„Ja!“

„Wie so?“

„Sie haben einen alten und einen jungen Zambo begegnet.“

„Aber, Aimé!“ — sagte hier Alexander von Humboldt milde — „lassen Sie sich doch nicht von Ihrer Leidenschaft voreilig aufregen.“

„Sie wissen nicht . . . . . . !“

„Ich weiß, lieber Freund, was Sie fühlen, was Sie wünschen und hoffen. Aber . . . . ich bitte Sie . . . liegt denn darin etwas, was Sie zu irgend einer Folgerung berechtigen kann, weil man einen alten Zambo mit einem jungen in der Nähe unseres Hospizes sah?“

„Es kann Nunu's Vater und Bewerber sein!“

„Es kann! . . . . . .“

„Ein Mulatte, der da innen in dem Hospiz weilt — Sie kennen ihn auch, es ist derselbe, den ich jüngst in Cumana von einem Schlangenbiß heilte und so dem Tode entriß — hat dieselben beiden Zambo vor wenigen Tagen mit einem Mädchen gesehen, das . . . .“

„Nun?“

„O ich könnte bei dem Gedanken rasend werden!“

„Was denn? . . . .“

„Das wie eine Sklavin gebunden und geknebelt war.“

Eine Pause entstand . . . .

„Das ist freilich ein Anderes!“ — sagte jetzt Humboldt. — „Dann ist Ihr Verdacht allerdings begründet.“

„O sie sollen nur kommen!„

„Und was wollen Sie mit ihnen machen?“

„Nieder schieß ich die Hunde, wenn sie mir Nunu nicht sofort ausliefern.“

Wieder trat eine Pause ein ....

„Bonpland!“ — sagte nach einigen Minuten Humboldt — „wissen Sie, über was ich eben nachgedacht habe?“

„Nun?“ — frug Bonpland, der, eine Pistole in der Hand, mit funkelnden Augen den Weg hinab in die Dunkelheit blickte, von wo aus die Zambo's kommen sollten.

„Ich habe darüber nachgedacht, Freund, wie seltsam es ist, daß die Leidenschaft auch den sonst vernünftigsten Mann so leicht zu Thorheiten verleiden kann.“

Bonpland schwieg ....

„Haben Sie mich nicht gehört, Aimé?“ — frug Humboldt freundlich.

„Doch!“ — entgegnete der junge Franzose zerstreut, denn sein Ohr lauschte, ob sich nicht Schritte hören ließen.

„Sie wollen also in der That ....!“

„Ruhig, ruhig!“ — flüsterte Bonpland. — „Wenn ich nicht irre ....“

„Ja ...... ruhig, ruhig! ...... das sage ich ja auch!“ — fuhr Humboldt fort. — „Nur meine ich die innere Ruhe.“

„Es war Täuschung!“ — sagte Bonpland für sich.

Humboldt hatte jetzt seine Instrumente verlassen, und legte, leise zu dem Freunde herantretend, seine Hand auf dessen Schulter.

„Aimé!“ — hub er dabei in jenem herzgewinnenden Tone an, dem von jeher fast Niemand widerstehen konnte, — mit dem er einst selbst Beeskow dem Leben und der Tugend wiedergewonnen hatte, und der bei ihm doch so gar nichts künstlich Gemachtes, sondern gerade im Gegentheil, so recht die Offenbarung seines innersten edlen, unendlich liebevollen Wesens war. — „Aimé!“ — sagte er noch einmal — „glauben Sie wohl, daß ich Sie schätze und liebe?“

Der Ton dieser Stimme wirkte wie ein Zauber. Bonpland fuhr mit der Hand über die Stirne, ließ den Arm mit der Pistole sinken und sagte:

„Ja!“

„Glauben Sie auch, daß ich es gut und redlich mit Ihnen meine?“ — frug Humboldt weiter.

„Ich bin davon überzeugt!“ — versetzte der Andere.

„Nun, so nehmen Sie den Rath Ihres älteren Freundes an.“

„Sprechen Sie.“

„Nachdem was ich von Ihnen, was Sie von den Indianern und Mulatten der Llaneros hörten, scheint auch mir Ihr Verdacht nicht unbegründet. Es ist möglich, daß die beiden Zambo's die Entführer Nunu's sind. Wenn dies aber der Fall ist, so werden Sie mir, bei

ruhiger Ueberlegung, zugestehen, daß Sie — bei einem Zusammentreffen mit denselben — doch gewiß am allerwenigsten mit Gewalt das Geständniß von diesen Menschen herausbringen werden: wohin sie Nunu gebracht, wo sie sie versteckt haben."

„So schieße ich die Schurken nieder. Ich habe die Ermächtigung dafür von dem Gouverneur."

„Und was wäre damit gewonnen, selbst wenn wir von der That absehen wollten, die mein Freund nie begehen wird."

„Es sind Diebe, ... Räuber . . . . . Nunu ist Eigenthum des Gouverneur's!"

„Welche Entschuldigung für den eigenen Haß! Aber lassen wir das . . . . . Ich selbst mögte das Mädchen, das Sie, wie ich mich überzeugt habe, aufrichtig lieben, Ihnen gerne zurückführen. Dies aber kann höchstens durch List bewerkstelligt werden, denn diese Wilde sind schlau."

„Und wie sollte das geschehen?"

„Ich glaube nicht, daß sie im Hospiz einkehren werden."

„Warum nicht?"

„Es sind zu arme Teufel, diese nackten Zambo's."

„So wäre die Spur verloren?!" — rief Bonpland erschreckt.

„Auch das glaube ich nicht!" — sagte Humboldt.

„Ich verstehe Sie nicht!" —

„Wenn Sie auch aus Armuth oder aus List im Hospiz nicht einkehren!“ — fuhr Humboldt ruhig fort — „so werden sie doch gewiß die Nacht in seiner Nähe zubringen, schon der Sicherheit wegen, die ihnen diese Nähe gegen reißende Thiere gewährt.“

„Und dann?“

„Bereden wir den Mulatten, der sie jüngst mit dem Mädchen gesehen. Er ist Ihnen Dank schuldig und wird uns daher gewiß gerne zu Diensten sein. Er soll sich den Zambo's unter irgend einem Vorwandte nähern, und sie, auf unsere Kosten, mit Branntwein bewirthen. Das wird vielleicht ihre Zunge etwas lösen. Verbergen Sie sich dann in der Nähe und horchen Sie auf. So gewinnen wir sicher durch eine Kriegslist mehr, als durch alle Gewalt.“

Bonpland schwieg überlegend. Er mußte sich gestehen, daß Humboldt recht habe und ihn sein heftiges Temperament bald wieder zu einer Thorheit hingerissen hätte.

„So mag es sein!“ — sagte er endlich fast beschämt. — „Sie behalten mit Ihrer unvergleichlichen Ruhe recht, wie immer. Wie aber wollen wir die Sache nun anfangen? Die Zambo's können jeden Augenblick hier eintreffen. Wollen Sie den Mulatten übernehmen? . . . . . .“

„Ja!“

„So lege ich mich in einen Hinterhalt, um zu erlauschen, was die beiden Spitzbuben beginnen.“

„Gut!“ — sagte Humboldt. — „Einer unserer Diener soll bei meinen Instrumenten bleiben. Ich kann meine Beobachtungen und Berechnungen doch erst gegen Mitternacht beginnen. Bis dahin denke ich, sind wir im Reinen.“ — — —

Es war ohngefähr eine Stunde später, als, unweit des Hospizes in einer kleinen Schlucht, drei dunkelbraune, bis auf den Gürtel nackte Männer im Gespräche miteinander beim Feuer saßen. Das Feuer brannte lustig, ohne daß man es im Hospiz hätte sehen können, da es ein hoher, stark überhängender Felsen deckte und die dichten Laubkronen der umstehenden tausendjährigen Bäume auch nicht den leisesten Schimmer durchließen.

Ueber dem Feuer hing, von einem Baum herab, ein Thier. Es war ein, seines Felles beraubter, Aguti, ein Lieblingsessen der Wilden weit umher. Man hatte den Körper des kleinen seltenen Nagethieres mit dem Schwanze an einen herabhängenden Ast gebunden und einer der dunkelbraunen Männer war jetzt fortwährend bemüht, den Braten mit einem dicken Stocke leicht anzustoßen, damit er in leiser Schwingung bleibe und nirgend anbrenne. Später war dann ein umgekehrtes Aufhängen desselben vorhergesehen, um auch den jetzt oberen Theil genießbar werden zu lassen, wozu übrigens für diese Menschen nicht viel gehörte.

„Also abgemacht!" — sagte jetzt der Mulatte in gebrochenem schlechtem Spanisch — der Sprache, in welcher sich in jener Gegend das Gemisch der Stämme zu verständigen sucht, wenn sie nicht gegenseitig der Chaymassprache mächtig sind. — „Abgemacht! .... ich, Brandy geben .... Zambo's Mulatten mitessen lassen an Aguti .... guten Braten das, Aguti ....!"

„Sein so!" — sagte der ältere Zambo.

Eine lange Pause trat ein ....

Der jüngere Zambo fuhr fort den Braten durch zeitweise Stöße mit dem Stock im leisen Schwunge zu erhalten, nachdem er ihn zuvor umgekehrt an dem Aste aufgehängt hatte.

Alle drei lagen dabei der Länge nach hingestreckt auf dem Bauche, den Kopf auf die Arme gestützt, die Augen stier nach dem Fleische gerichtet, eine trübe Gleichgültigkeit in den Zügen.

Eine halbe Stunde strich lautlos dahin; nur die Branntweinflasche machte zeitweise die Runde. Endlich war der Braten nach Geschmack der Harrenden. Schweigend griff der jüngere Zambo nach seinem Gürtel, zog ein langes Messer, lös'te das Fleisch von dem Aste, und theilte es in drei Stücke. Jeder griff jetzt gierig zu, und es war nun, als ob es einen Wettkampf im Verschlingen riesiger Fleischstücke gelte.

Der Anblick hatte etwas Widerwärtiges und doch mußte sich Bonpland gestehen, daß er, von seinem Ver-

stecke aus, ein nicht unschönes Bild, freilich von wildem Charakter, abgab.

Die drei dunkelbraunen, nackten Gestalten von nicht großem, aber muskulösem Körperbau, wurden von dem röthlichen Scheine des Feuers magisch beleuchtet. Ihre sonst trüben, nichtssagenden Züge hatten jetzt, durch den sinnlichen Genuß angeregt, einen wilden, beinahe thierischen Ausdruck. Das Leuchten der Augen, das Fletschen der starken weißen Zähne, die Begierde die sich in allen ihren Zügen aussprach, gab ihnen etwas Unheimliches, Furchtbares. Bonpland konnte sich nicht enthalten, dabei an menschenfressende Caraiben zu denken. Und diese, von der flackernden Flamme grell beleuchtete Gruppe, wie scharf und charakteristisch trat sie aus dem dunklen, von Felsen und dichtem Buschwerk gebildeten Hintergrunde hervor, während die colossalen Säulen der sie umgebenden Baumstämme ernst und majestätisch aufstiegen, und über das Ganze ein dunkelgrünes, undurchdringliches Laubdach legten.

Der Anblick war so tief wirkend, daß Aimé — trotz seiner Aufgeregtheit — für Momente wünschte, ein Maler zu sein, um dies Bild festhalten und wiedergeben zu können.

Jetzt war der Aguti verzehrt, die Gestalten dehnten sich gesättigt, die Arme nahmen die Häupter wieder auf und die Branntweinflasche machte auf's Neue die Runde.

Abermals eine Pause . . . . .

„Schöne Nacht, das!“ — hub jetzt der Mulatte träge an — „mit Zambo's guten Braten gessen; aber Mulatt auch guten Brandy geben.“

„Guten Brandy!“ — wiederholte der alte Zambo mit einem lüsternen Blick nach der Flasche.

Der Mulatte reichte sie ihm; — der Alte that einen langen Zug.

„Zambo's wohin gehen?“ — frug jetzt der Spender des edlen Trankes. — „Mulatte nach Cumana gehen, Leder für Llaneros nach Cumana bringen.“

„Zambo's nach San Thomas gehen!“ — sagte der Alte trocken.

„San Thomas weit ab!“ — fuhr der Mulatte fort. — „Auch kennen . . . . . auch dort gewesen sein. Groß Hafen . . . . . viel, viel Schiff . . . . . Mais hingebracht haben für Llaneros. Zambo's auch Mais haben?“

Der Alte schüttelte den Kopf, während der Jüngere unbeweglich blieb.

Der Mulatte reichte die Flasche herum. Ein lauernder Blick begleitete das Trinken der Zambo's. In die Augen seiner Gefährten trat nachgerade ein verschwimmendes Naß. Jetzt wußte der Mulatte, daß der Branntwein zu wirken beginne; leise zog er eine zweite Flasche herbei, die er in einem Busche neben sich versteckt hatte.

„Zambo's nicht mit Mais handeln!“ — sagte der

Mulatte jetzt mit einem Anflug von Spott. — „Wohl wissen! Zambo's gut Handel treiben."

Die beiden dunkeln Männer sahen den Sprechenden finster an; dann sagte der Alte mit starker Betonung:

„Zambo's nicht Handel treiben?"

Der Mulatte lachte.

Die Mienen der Zambo's wurden noch finsterer.

„Mulatt wissen!" — rief dieser. — „Mulatte Zambo's gesehen hat!"

„Mulatt Schwätzer sein!" — sagte der Alte kalt.

„Nicht Schwätzer sein!" — rief dieser — „aber Zambo's Handel machen . . . . Menschenhandel machen . . . . !"

Ein Blitz zuckte aus den Augen des jüngeren Zambo. Seine Hand saß am Griff der Machetta — des großen Messers, das er im Gürtel trug.

Der Mulatte öffnete die neue Flasche, that ruhig einen Zug und reichte sie dann seinem jungen Nachbar. Hastig ließ dessen Hand das Messer fahren und griff nach dem Trank.

Abermals trat eine lange Pause ein, in der die Flasche wiederholt circulirte. Die Blicke der Zambo's umflorten sich, in ihre Züge trat etwas verzerrt Wildes. Der Mulatte wußte genug: die Trunkenheit begann.

Vorsichtig und unbemerkt lös'te auch er jetzt sein langes Messer aus dem Ledergurt, um für jeden Fall eine Waffe zur Hand zu haben. Dann nahm er das

Gespräch mit großer Unbefangenheit wieder auf, indem er sagte:

„Zambo's viel verdienen können. Gut Freund haben an Mulatt: Mulatt Zambo's zu Llaneros führen .... reich, reich Llaneros ......"

„Mulatt ..... Schwätzer sein!" — wiederholte der Alte mit schwerer Zunge. — „Wie Zambo's verdienen sollen?"

„Llanero's Sklaven halten, ... viel Sclaven ..... schön Sklaven! ..... gut kaufen!"

„Zambo's kein Sklaven haben."

Der Mulatte lachte: „Kein Sklaven .... Sklavin."

Wieder zuckte der Junge nach der Machetta; aber auch der Mulatte hatte sein Messer jetzt gepackt. Dennoch sagte er lachend und mit der unbefangensten Miene:

„Schön Sklavin ..... Llaneros kaufen für viel, viel Geld!" —

„Llaneros Hund sein!" — rief jetzt zornflammend der jüngere Zambo, ebenfalls mit schwerer, kaum mehr beweglicher Zunge. — „Arm Sklaven peitschen lassen ..... todtpeitschen! ..... Zambo Llaneros todtschlagen ..... todt ..... todtstechen!" — und er schwang mit wilder Gebärde sein Messer über dem Kopfe.

Der Mulatte reichte ihm zur Beruhigung die Branntweinflasche; aber nur mit Mühe führten sie jetzt die unsicheren Hände zum Munde.

„Zambo's nicht Freund sein zu Mulatte," — fuhr

dieser jetzt fort — „und Mulatt doch haben gut Brandy geben.“

„Zambo's Freund sein . . . . gut Freund . . . . . gut Brandy!“ — lallten die beiden dunkelbraunen Männer durcheinander.

„Nicht Freund sein . . . . . nicht sagen, wo Sklavin ist.“

„Keine Sklavin!“ —

„Mulatt Zambo's sehen haben . . . jung Sklavin . . .“

„Nicht Sklavin . . . .“ — lallte der Alte — „Tochter sein.“

„Tochter?“ — wiederholte der Mulatte erstaunt. — „Nicht Kind sein . . . . Kind nicht binden.“

„Schlecht Kind!“ — stammelte der Alte, man sah ihm an, daß ihm, trotz des Rausches das Gespräch lästig wurde.

„Und wohin Kind?“ — frug der Mulatte. Bonpland's Herzschläge drohten stille stehen zu wollen, mit solcher Spannung lauschte er jetzt . . . . .

Schon öffnete der Alte den Mund . . . . da entglitt Bompland in der Aufregung die Pistole, die seine rechte Hand hielt . . . . . . sie fiel zur Erde und entlud sich.

Ein Schuß krachte, sein Donner hallte in den Bergen und Wäldern wieder . . . . . als sich der Rauch verzogen . . . . . waren die Zambo's verschwunden. Der Mulatte lag leblos am Boden . . . . .

Ruhig aber, in lautloser Stille, lagen die Wälder

mit ihrer grünen, Jahrtausende alten Pracht. Verschleiert waren ihre Paradiese ..... aber die herrlichen Sternbilder des südlichen Himmels: des Kreuzes, der Krone, der Biene, des Centauren ..... sie schauten — von oben freundlich herabblinkend — mildglänzend hinein.

Der Kapuziner und die Mission San Fernando.

Der gewaltige Urwald hatte sich gelichtet — fast eine Tagreise weit von dem Hospiz war es, in dem Humboldt und Bonpland übernachtet — und jetzt zeigte sich in einer Entfernung von kaum einer Meile die Mission San Fernando.

Wie schlug Bonpland's Herz! War auch fatalerweise das völlige Geständniß des alten Zambo durch den unseligen Schuß unterbrochen und abgeschnitten worden, soviel glaubte doch Aimé jetzt mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß er auf der richtigen Spur nach der Verlorenen sei. Denn sicher hatte sie der Vater in einer der Missionen untergebracht. Konnte es nicht in San Fernando sein, wohin sie jetzt ihre Schritte rich-

teten? Aimé konnte kaum erwarten, bis man die Mission erreichte. In Betreff des Mulatten war das Abenteuer besser abgelaufen, als es in jenem kritischen Momente schien. Die Kugel, mit welcher die Pistole geladen gewesen, hatte ihn nur am oberen fleischigen Theile des Armes gestreift und der Schreck ihn für Augenblicke zu Boden gestreckt. Aimé verband als Arzt die Wunde sogleich, und seine liebevolle Behandlung hatte sogar jetzt noch die Folge, daß sich ihm der Mulatte, — den ohnehin aufrichtige Dankbarkeit an Bonpland fesselte — als Diener anbot. Humboldt war einverstanden. Der Mensch übertrug, gegen eine kleine Vergütung seine mit Leder beladenen Thiere einem anderen unter den Maulthiertreibern, der einen weiteren Theil des Transportes für den gleichen Llaneros nach Cumana zu bringen hatte, und die Sache war abgemacht.

Ein schmaler Fußpfad führte die kleine Karavane jetzt in ein offenes, ausnehmend feuchtes Land.

Unter dem gemäßigten Himmelsstrich hätten bei dieser Feuchtigkeit Gräser und Riedgräser einen weiten Wiesenteppich gebildet; hier wimmelte der Boden von Wasserpflanzen mit pfeilförmigen Blättern besonders von Cannaarten, unter welchen die prachtvollen Blüthen der Costus, der Thalien und Heliconien wie Königinnen und Fürstinnen hervorragten. Acht bis zehn Fuß schossen diese saftigen Gewächse auf und standen so dicht bei einander, daß sie geradezu ganze Blumenwälder bildeten.

Humboldt und Bonpland standen vor Ueberraschung still. Und doch sollte gleich wieder eine andere neue Erscheinung ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse im höchsten Grade fesseln: es war ein Wald von Bambusrohr. „Himmel!“ — rief Humboldt in Erstaunen versunken aus — „kann es denn etwas Zierlicheres und doch zugleich Imponirenderes geben, als diese, gewiß über vierzig Fuß hohe Grasart?“

„Sie haben recht!“ — versetzte Bonpland mit dem gleichen Gefühle. — „Sehen Sie nur wie Form und Stellung der Blätter ihr ein Ansehen von Leichtigkeit geben das mit dem hohen Wuchse ungemein angenehm contrastirt.“

„Und wie leicht der glatte, glänzende Stamm beim leisesten Luftzuge hin und her schwankt.“

„Wie heißt ihr hier zu Lande diese Grasart?“ — frug jetzt Bonpland den Mulatten.

„Jagua, Massa!“ — antwortete der Gefragte. — „Chaymas ihn Guadua nennen.“

„Es ist Arundo Donax!“ — sagte Aimé. — „Wir haben es auch im mittäglichen Europa; aber es kann dort keinen Vergleich mit dieser baumartigen Erscheinung aushalten. Die ostindischen Bambus, die calumets des hauts, — Bambusa, oder vielmehr Nastus alpina, der Insel Bourbon, der Guaduas Südamerikas, vielleicht sogar die riesenhaften Arundinarien an den Ufern des Mississippi, gehören derselben Pflanzengruppe an. Aber

. . . . . was zum Teufel!" — unterbrach sich hier Bonpland selbst — „ich bin ja bis auf die Haut naß, als ob ich im Manzanares bei Don Vicente Emparan gesessen hätte."

„Ich bin es nicht minder!" — versetzte Humboldt.

„Aber was ist das?"

„Können Sie fragen? Haben Sie nicht das Gefühl, als ob Sie in einem Dampfbad steckten?"

„Allerdings!"

„Nun, so trügt Sie Ihr Gefühl nicht. Die Verdunstung unter den Strahlen der Sonne ist hier so stark, daß wir, da wir leicht gekleidet sind, vollständig durchnäßt werden." *)

Die Luft war dabei in der That, wie in einem stark geheizten Treibhause, kaum zu athmen, so daß sich die Gesellschaft beeilte, die Mission, die nicht so feucht gelegen war, zu erreichen.

Der Weg war zu beiden Seiten mit Bambusgebüschen besetzt, bis er allmälig zu einer etwas höher gelegenen, von steilen Kalksteinwänden umgebenen Ebene führte, Hier lag San Fernando, die erste Mission, die Humboldt und Bonpland in Amerika betraten.

In den spanischen Colonieen heißt Mision, oder Pueblo de Mision, eine Anzahl Wohnungen um eine Kirche herum, in der ein Missionär, der Ordensgeistlicher

*) „Voyage" etc. I. p. 371. Humboldt's Reise in die Aequinoctial-Gegenden. II. Lief. S. 304.

ist, den Gottesdienst versieht. Die indianischen Dörfer, die unter der Obhut von Pfarrern stehen, heißen dagegen Pueblos de Doctrina.

„Gott sei Dank!“ — rief jetzt Bonpland — „da liegt die Mission vor uns!“

In der That sahen sie jetzt eine Anzahl ziemlich weit auseinander gerückter Indianerhütten vor sich liegen. Sie waren aus Lianenzweigen und Letten sehr dünn und unsolide aufgeführt, aber alle ganz gleich in Form und Bauart und wie nach der Schnur angelegt, so daß sich die gradlinigen Straßen — wenn man diesen Ausdruck hier gebrauchen kann — unter rechten Winkeln schnitten.

Die gleichförmige Bauart, das ernste, schweigsame, fast melancholische Wesen der Einwohner — es waren sämmtlich Familien aus dem Stamme der Chaymas-Indianer — ihr scheuer Blick und ihre Schüchternheit kündeten sofort den mönchischen Geist und das mönchische Regiment, das hier herrschte. Keine Familie besaß — wenn sie auch außerhalb des Dorfes ihr Feld hatte — ein Gärtchen an ihrer Hütte, wie dies bei den Indianern von Cumana der Fall war; desto prächtiger aber und desto stolzer prangte der Conuco de la communidad, der Garten der Gemeinschaft. In diesem mußten hier, wie in allen Missionen, die Erwachsenen beider Geschlechter Morgens und Abends eine bestimmte Zeit ar-

beiten. Der Ertrag aber, der oft sehr bedeutend ist, gehört nicht ihnen, sondern . . . der Kirche.

Uebrigens waren die Bewohner der Mission nicht anders gekleidet, als die Indianer von Cumana. Auch hier trugen Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge nur das kurze ärmellose Hemde, und selbst zu dieser kaum nennenswerthen Bedeckung konnten es die Missionäre nur mit dem ganzen Aufgebote ihrer geistlichen Macht und Autorität bringen. Ueber die Straße und in die Kirche trug man die aufgezwungene Bekleidung; aber kaum in die Hütte getreten, warfen beide Geschlechter sie ab. So tief wurzelt in dem Menschen mit kupferfarbiger Haut der Trieb nach Freiheit und Ungebundenheit, so charakteristisch ist bei all' diesen wilden Stämmen die Starrheit und das zähe Festhalten an den überkommenen Sitten und Gebräuchen.

Die Kinder gingen natürlich ganz nackt.

Humboldt und Bonpland bemerkten übrigens gleich bei ihrer Annäherung an die Mission bei Weibern und Mädchen etwas Sanftes und Wehmüthiges im Blick, das von dem ein wenig harten und wilden Ausdrucke des Mundes angenehm abstach. Die Haare trugen sie in zwei lange Zöpfe geflochten. Die Haut war nicht bemalt, so wie ihre Armuth keinen anderen Schmuck als Hals- und Armbänder aus Muscheln, Vögelknochen und Fruchtkernen zuließ.

Männer und Weiber waren dabei muskulös, aber der

Körper zeigte sich fast immer fleischig und von runden Formen.

Die kleine Karavane der Reisenden hatte unterdessen San Fernando erreicht, und da Alexander von Humboldt durch den in Cumana wohnenden Syndicus sämmtlicher Missionen der Umgebung an die Missionäre selbst empfohlen war, so richtete man den Weg nach der Gegend der Kirche, wo das Missionsgebäude deutlich aus den armseligen Indianer-Hütten hervortrat.

Es war ein einstöckiges, in freundlichem Styl erbautes Haus mit einem ringsumlaufenden Gang, den sorgfältig hinaufgezogene Schlingpflanzen in solch' üppiger Fülle überwucherten, daß er einen prächtig grünen, verhältnißmäßig kühlen Aufenthalt bot. Magnolienbäume mit ihren wogenden Fächern und Kelchblumen warfen dabei ihren Schatten über das ganze Gebäude und seine nächste Umgebung; während unter ihnen eine köstlich-frische Quelle ihre klaren Wasser ausströmte und damit die erquickende Kühle — dies himmlische Labsal in jenen Gegenden tropischer Hitze — beträchtlich mehrte. Thalien und Heliconien prangten ringsumher; in ihrer Mitte aber saß, auf einem großen und bequemen Armstuhle von rothem Holze, ein kräftig gebauter Kapuziner-Pater von ungemein behäbigem Ansehen. Es war der Missionär von San Fernando.

Als Humboldt und Bonpland, gefolgt von ihren Dienern und den Maulthieren, die ihre Instrumente und

ihr Gepäck trugen, herantraten, war der Pater so sehr mit zwei Indianern, die ihm eine Kuh vorgeführt hatten, beschäftigt, daß er die Reisenden gar nicht bemerkte.

Desto günstiger war für diese die Gelegenheit, den würdigen Ordensmann genauer zu betrachten.

Er konnte nicht mehr jung sein; aber sein rundes, wohlgenährtes Gesicht mit den gutmüthigen, die höchste Zufriedenheit aussprechenden Zügen und den kleinen in ungemeiner Lebendigkeit und Munterkeit funkelnden schwarzen Augen, strafte die grauen Haare des Hauptes fast Lügen. Hier mußte ein guter Humor der Einsamkeit spotten, und auch die Enthaltsamkeit schien der Pater nicht zu übertreiben; darauf wenigstens ließ Humboldt seine bedeutende Körperrundung schließtn. Da war keine Spur von jenem schwärmerischen Trübsinn eines klösterlich beschaulichen Lebens, wie man wohl in Europa glaubt, daß es die armen Missionäre führen. Auch nicht so recht „Heidenbekehrend" sah' der gute Mann aus; eher schien es noch, als ob er es vorziehe, den ganzen Tag mit glücklicher Gemüthlichkeit hier unter Thalien und Heliconien in der paradiesischen Kühle auf seinem bequemen Lehnsessel hinzubringen.

Jetzt wenigstens beschäftigte ihn weder die Heidenbekehrung noch die zu überwachende Mission. Wichtigere Geschäfte nahmen ihn in dem Augenblicke in Anspruch: die vor ihm stehende fette Kuh sollte des anderen Tages

geschlachtet werden, und dazu ertheilte er eben den beiden Indianer, Zöglingen seiner Mission, die nöthigen Befehle.*)

Als dies wichtige Geschäft beseitigt war und der gute Pater Missionär seine Hände eben wieder über dem Bauche gefaltet hatte, fielen seine Augen auf die kleine, nur wenige Schritte von ihm haltende, Karavane.

Humboldt hatte bei dieser Gelegenheit einen finsteren Blick gefürchtet; denn die meisten Missionäre, das wußte er von Don Vicente Emparan, hassen den Einblick Fremder in ihr Regiment so sehr, daß sie — unter dem Vorwande der Aufrechthaltung der klösterlichen Zucht und der Sorge für die Sittlichkeit ihrer Untergebenen — keinem Weißen weltlichen Standes einen längeren Aufenthalt, als eine Nacht, in ihren Missionen gestatten.

Aber hier war es anders! Der lebensfrohe Pater Kapuziner schien sichtlich über den unerwarteten Besuch erfreut, der ihm ja viele, viele Neuigkeiten aus der Welt und sogar aus Europa in seine Einsamkeit bringen mußte; — und konnte er nicht mit ihm über Krieg und Frieden, über Gefechte und Belagerungen sprechen? . . . Dinge, die ihn namentlich interessirten.**)

Zwar erhob er sich keinesweges; aber seine Aeuglein flitzerten freundlich, ein wohlgefälliges Nicken bewill-

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales" I. 374. Humboldt: Reise in die Aequinoctialgegenden u. s. w. II. Cf. S. 307.

**) „Humboldt's Reise u. s. w. II. 307."

kommte die Fremden, und als er erst die Empfehlung des Groß-Syndicus und des Bruder Guardians seines Klosters in Cumana, so wie jene des Madrider Staats-secretariats oberflächlich angesehen — das Lesen derselben war ihm zu umständlich und zu beschwerlich — hieß er Humboldt und Bonpland mit wirklicher Herzlichkeit willkommen; gab auch den jetzt wieder herbeieilenden indianischen Dienern den Befehl, für die Unterbringung der Maulthiere und des Gepäckes zu sorgen, den Herren selbst aber Sessel und einige Erfrischungen zu ihm herauszubringen.

So waren denn Humboldt und Bonpland ohne Weiteres in dem Missionshause zu San Fernando installirt; und wahrlich! die Ruhe an dem herrlich kühlen, wirklich entzückend schönen Orte, an dem sie jetzt zu beiden Seiten des Paters vor einem mit Mais und Früchten wohlbestellten Tische saßen, that ihnen nach dem weiten Marsche und der bis dahin kaum zu ertragenden Hitze unendlich wohl. Beide fühlten sich in der That wie im Elysium, und nur die vielen neugierigen Fragen des gesprächigen Missionärs störten sie einigermaßen in ihrem Vollgenusse.

Der fromme Herr aber betrachtete sie geradezu wie zwei lebendige Zeitungen. Er konnte nicht genug erfahren über sein liebes Vaterland: Spanien, und Aragon, — über den Krieg mit den Engländern und den Verhältnissen in Frankreich. An ein tieferes, politisches Ver-

ständniß war dabei nicht zu denken. Im Gegentheil! er nahm die Nachrichten über alle diese Dinge mit fast kindlicher Unbefangenheit auf und erfreute sich an ihnen, als ob er zur Unterhaltung Räubergeschichten hörte.

Er gestand dies auch ganz offen und fand es natürlich: wenn man so jahrein, jahraus in seinem Lehnsessel in einer von aller Welt vergessenen Mission sitze.

Humboldt's Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme gab ihm Geduld, dem Pater zu Willen zu sein; während sich Bonpland, dem sein Herz keine Ruhe ließ, unbemerkt davon machte, um, so vorsichtig als möglich, Erkundigungen über die Verlorene einzuziehen.

Uebrigens gewann jetzt — nachdem die erste Neugierde des Paters befriedigt war — das Gespräch auch für Alexander von Humboldt Interesse.

Er frug den Missionär über die Lebensweise seiner Schutzbefohlenen, und dieser sagte mit gemüthlichem Humor:

„Je nun! die ist einförmig, wie Alles bei uns. Die Kunst unseres Regierens ist die eines Uhrmachers: ist das Werk einmal aufgezogen, so läuft es fort, und will es ablaufen, so zieht man es eben wieder auf. Um sieben Uhr Abends muß sich Jedes in der Mission niederlegen; dagegen ruft schon um vier Uhr Morgens die Glocke des Missionshauses Alle zur Arbeit. Dann geht es zuerst an den Conuco de la communidad: denn die erste und beste Kraft des Menschen gehört der heiligen

Kirche. Hat hier die ganze Gemeinde die vorgeschriebene Zeit zum Besten der Mission gearbeitet, so geht jeder Einzelne seinem eigenen Geschäfte nach, bis die Abendstunde noch einmal Alle auf dem großen Gemeindefelde vereinigt. Sonn- und Feiertage dagegen macht natürlich die Kirche ihre Rechte geltend. So geht es Tag für Tag und Jahr für Jahr mit der größten Pünktlichkeit und Strenge, und in dieser eisernen, jede selbstständige Regung unmöglich machenden Regelmäßigkeit, so wie in der Bewahrung jedes Einzelnen vor Ueberfluß, liegt unsere ganze Kunst, die Indianer zu zähmen."

„Und hilft hierzu nicht auch die milde und menschenfreundliche Christuslehre?" — frug Humboldt.

„O ja!" — sagte der Pater — „die Kirchenzucht hilft zu manchem."

„Und ist auch Verständniß dabei?"

„Verständniß?" — wiederholte der Pater verwundert. — „Was, mein Herr, wollen Sie bei Indianern mit Verständniß?! .... Uebrigens fordert ja auch die Kirche nur Glauben. Der Glaube macht selig, und damit ist alles gethan. Ich bin froh, wenn ich diese Teufels dazu bringe, ein Hemde auf dem Leibe zu tragen und nicht splitternackt zu laufen, wie Adam und Eva, — alle Sonn- und Feiertage die heilige Messe zu hören und nicht wieder in die Wälder durchzugehen!"

„So hält es schwer, sie an die Missionen zu fesseln?"

„Sehr schwer! der Teufel der Wildheit sitzt in allen fest . . . . ja es gibt keine starrköpfigeren Wesen, als diese Indianer. Außer ihrer Wohnung im Dorfe haben sie meist auf ihren Conucos, an einer Quelle oder am Eingange einer recht einsamen Schlucht, noch eine mit Palm- und Bananenblättern bedeckte Hütte von geringem Umfang, und, obgleich sie dort weniger bequem leben, als in der Mission, halten sie sich doch dort auf, so oft sie können."

„Also ein unwiderstehlicher Trieb, die Gesellschaft zu fliehen," — sagte Humboldt — „und zum Leben in der Wildniß, das heißt zur Freiheit, zurückzukehren."

„Ja, und zu allen Teufeleien der Wildniß auch!" — rief der Pater eifrig. — „Die kleinsten Kinder entlaufen nicht selten ihren Eltern und ziehen vier, fünf Tage lang in den Wäldern herum, von Früchten, von Palmkohl und Wurzeln sich nährend. Aber von dem Herumziehen in den Wäldern zu reden" — sprang hier der Missionär plötzlich über — „Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, zu welchem Zwecke Sie selbst hier sind?"

Humboldt mußte über den naiven Gedankensprung des würdigen Paters lächeln. Dann sagte er:

„Ich dachte, Hochwürdiger, Sie hätten dies aus unseren Empfehlungen ersehen."

Der Missionär — die Hände auf dem runden Bäuchlein gefalten, den Ausdruck einer unaussprechlichen Be-

haglichkeit in den Zügen, ein gemüthliches Lächeln um den Mund — schüttelte mit dem Kopfe.

„Es stand darin!“ — versicherte Humboldt.

„Sie waren mir zu lang!“ — meinte der Pater Kapuziner.

„Nun denn!“ — sagte jetzt Humboldt heiter — „mein Freund und ich, wir sind Naturforscher . . .“

„Was?“ — frug der Missionär.

„Naturforscher!“ — wiederholte Humboldt.

„Das heißt wohl: Aerzte oder Goldsucher?“

„Das erstere zum Theil, das letztere nicht.“

„Ja!“ — sagte jetzt der Missionär mit wirklichem Befremden — „aber ich verstehe nicht, was Sie dann bewegen konnte, die weite, beschwerliche und gefahrvolle Reise zu machen? Ging es Ihnen schlecht zu Hause?“

„O nein!“ — sagte Humboldt lächelnd.

„Nun, so kann ich nicht begreifen, wie Sie die Heimath verlassen konnten!“ — fuhr der Missionär mit ungeheurer Seelenruhe und Behaglichkeit fort, indem er sich auf seinem Lehnstuhle so recht gemüthlich dehnte, und mit dem vor ihm stehenden reich besetzten Tische und der ganzen reizenden Umgebung ordentlich liebäugelte.

„Sehen Sie,“ — sagte er dabei — „ich bin jetzt eigentlich hier zu Hause, und da gefällt es mir unendlich wohl! Ich behandle die Indianer gut, sehe die Mission gedeihen und wachsen, da ich die Mädchen im dreizehnten und vierzehnten Jahre heirathen lasse“ — sein Lächeln

ward hier etwas satyrartig — „habe in der Quelle dicht neben uns das herrlichste, köstlichste und frischeste Wasser, was Gottes liebe Erde in ganz Neu-Andalusien zum Lichte des Tages befördert; treffliche, wohlschmeckende Bananen in Fülle, Pisang und Palmenkohl, so fein wie Eure besten Gemüse, Milch und Honig wie im gelobten Lande, Wildpret, so viel ich mag — denn meine braunen Teufelchen sind glückselig, wenn ich sie, im Namen der allerheiligsten Kirche und ihrer Mission, auf die Jagd schicke, — wie sollte es mir da in den Kopf kommen, wie Ihr Herren, aus purer Neugierde reisen zu wollen?"

Humboldt lächelte: — „Hochwürdigster!" — sagte er dann — „wir reisen auch nicht aus Neugierde!"

„Aber warum, um der heiligen Jungfrau Willen, machen Sie sich denn so namenlose Mühe?"

„Um die Natur, so viel es in unseren Kräften steht, in ihren Höhen und in ihren Tiefen zu erforschen."

Der Missionär sah Humboldt erstaunt an: — „Die Natur zu erforschen?" — wiederholte er dann ungläubig — „und zu was soll das?"

Die ruhige, schöne und würdevolle Freundlichkeit, die Alexander von Humboldt stets in seinem Inneren trug, spiegelte sich jetzt in seinen Blicken und Zügen. Es war in diesem Momente etwas Hoheitvolles in seiner ganzen Erscheinung, und eine Begeisterung, die die innere Beseligung aussprach, glänzte in seinen Augen, als er sagte:

„Wie die Weltgeschichte den wahren ursachlichen Zu-

sammenhang der Begebenheiten darzustellen, viele Räthsel in den Schicksalen der Völker und ihrem intellectuellen, bald gehemmten, bald beschleunigten Fortschreiten löset, so suchen wir, durch die streng wissenschaftliche Erforschung der Natur in ihren verschiedenen Erscheinungen und Gebieten, einen Theil der Widersprüche zu heben, welche die streitenden Naturkräfte in ihren zusammengesetzten Wirkungen dem ersten Anschauen darbieten. Wir suchen uns dabei mit redlichem und unermüdlichem Streben eine umfassende allgemeine Anschauung des großen Naturganzen zu verschaffen. Eine solche allgemeine und umfassende Anschauung erhöht aber in uns den Begriff von der Würde und der Größe der Natur; sie wirkt läuternd und beruhigend auf unseren Geist, weil sie gleichsam den Zwiespalt der Elemente durch Auffindung großer, ewiger Gesetze zu schlichten strebt, ... von Gesetzen, die in dem zarten Gewebe irdischer Stoffe, in der kleinen, nur mikroskopisch erkennbaren Pflanzenzelle, wie in dem Archipel dichtgedrängter Nebelflecken, dem Sonnenmeere der Milchstraße und in der schauerlichen Leere weltenarmer Wüsten walten. Eine solche allgemeine und umfassende Anschauung des großen Naturganzen gewöhnt uns ferner: jeden einzelnen Organismus als Theil des unendlichen Ganzen zu betrachten, in der Pflanze, in dem Thiere und dem Menschen minder das Individuum oder die abgeschlossene

Art als die mit der Gesammtheit der Bildung verkettete Naturform zu erkennen; sie erweitert somit auf das Beseligendste unsere geistige Existenz und setzt uns — auch wenn wir uns in den Tiefen der Urwälder oder in der schauerlichen Einsamkeit der Llanos und der Savannen befinden — in Berührung mit dem ganzen Weltall. Und .... wie erweitert und erneut sich unablässig für den Naturforscher in der Mannigfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Lebensgebilde das Urgeheimniß aller Gestaltung! Wie steigert sich mit der wachsenden Einsicht das Gefühl von der Unermeßlichkeit des Naturlebens! Man erkennt, daß auf der Feste, in der Lufthülle, welche die Feste der Erde umgibt, in den Tiefen des Oceans, wie in den Tiefen des Himmels, dem kühnen wissenschaftlichen Eroberer, auch nach Jahrtausenden, nicht der Weltraum fehlen wird!"*)

Humboldt schwieg; aber seine Augen flammten von Begeisterung, und in seinen sonst so milden Zügen lag etwas, das an die Propheten erinnerte.

Der Missionär aber wußte nicht, wie ihm geschehen. Die Hände noch immer gemüthlich auf seinem Bauche gefalten, in den Zügen einen Ausdruck der Verwunderung,

---

*) Ideen, die Humboldt später im „Kosmos" I. Thl. 23. 22. niederlegte.

fehlte ihm jedwedes Verständniß dessen, was sein Gast eben gesagt. Ein ungläubiges Lächeln schwebte dabei um die Winkel seines Mundes.

In demselben Augenblicke brachten die Diener Humboldt's die Instrumente — die sie auf Bonpland's Befehl ausgepackt hatten — in die Veranda.

Der Pater schaute hoch auf. — „Was sind denn das für wunderliche Dinger?“ — frug er erstaunt.

Humboldt erklärte ihren Zweck und ihren Gebrauch.

Da überflog abermals ein Lächeln, das aber jetzt nicht frei von leichtem Spott war, die Züge des Paters, und, mit dem Kopfe vor Behaglichkeit in die Achseln schlüpfend, sagte er:

„Bei Gott und allen Heiligen, Ihr seid rechte Narren! Was Ihr treibet, ist doch nutzlose Spielerei! Um Eure Neugierde zu befriedigen, um ein paar neue Pflanzen aufzufinden oder einen Berg in Amerika zu messen, verlaßt Ihr Heimath und Bequemlichkeit, und setzt Euch auf ungeheuren Reisen tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten aus? .... O der Thorheit! — Ich, mein Bester, ... ich halte es mit einer gemüthlichen Ruhe, und sage Ihnen: von allen Genüssen dieses Lebens, den Schlaf nicht ausgenommen, ist doch ein gutes Stück Rindfleisch der köstlichste!“*)

---

*) Historisch. „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ par A. de Humboldt. I. 374.

In diesem Augenblicke läutete von der Kirche her ein kleines Glöckchen. Es war das Zeichen zum Messelesen.

Der Pater Missionär erhob sich, mit einem tiefen Seufzer über die unangenehme Unterbrechung seiner Ruhe, mühselig aus dem Lehnstuhle.

„So kann kein Mensch in Frieden leben!" — murmelte er leise vor sich hin. Dann gab er seinen braunen Untergebenen mit wichtiger Miene noch einige Befehle wegen der zu schlachtenden fetten Kuh; nickte noch einmal freundlich nach dem Gaste und verschwand langsam und gemächlich hinter der Ecke des Hauses.

Humboldt's „Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents." II. 308. Klenke: A. v. Humboldt. Ein biographisches Denkmal, Seite 38.

Die Zauberschlucht.

Als der Mönch sich entfernt hatte, konnte sich Alexander von Humboldt eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten: „Die Sinnlichkeit quillt eben stets über, wo es an geistiger Beschäftigung fehlt!“ — sagte er für sich und ging jetzt mit doppelt freudigem Bewußtsein an die eigene Arbeit.

Er hatte sich vorgenommen, den Ort der Mission geographisch zu bestimmen; vorher aber trieb es ihn doch, die Chaymas-Indianer der Missionen erst selbst in ihren Hütten und ihrer Häuslichkeit kennen zu lernen. Freilich waren die Wenigsten jetzt zu Hause; aber aus einigen Hütten stieg Rauch auf. Er durfte also hoffen, hier Jemanden anzutreffen. So war es denn auch in der That. —

Er fand die Chaymas meist von kleinem Wuchs. Ihr Körper war gedrungen, untersetzt, die Schultern breit, alle Glieder rund und fleischig, die Farbe ihres Körpers aber zeigte sich durchweg dunkelbraun. Der Gesichtsausdruck hatte dabei nichts Hartes und Wildes, aber etwas Ernstes und Finsteres. Die schwarzen Augen lagen tief und waren von dichten Wimpern überschattet. Angenehm überraschte den weißen Gast die Ordnung und Reinlichkeit, die er in allen Hütten fand. Ihre Schilfmatten, ihre Töpfe mit Manioc oder gegorenem Mais, ihre Bogen und Pfeile, Alles zeugte von dieser Tugend, vorab aber ihre eigenen Körper, da sich Männer und Weiber, Knaben und Mädchen — einer strengen Missionsregel nach — täglich baden mußten.

Uebrigens fand es Humboldt, in Bezug auf die Weiber, wie später bei allen Indianerstämmen. Ihr Loos war auch hier: Arbeit, Mühe, Entbehrung und Leiden. Sie fast allein hatten die Last der Tagesarbeit zu tragen, außer wenn es den Dienst der Mission im Conuco de la communidad galt, — bei dem auch die Männer zu Ehren und zum Vortheil der heiligen Kirche und der Mission schaffen mußten.

Oft sah Humboldt, wenn die Chaymas gegen Abend von ihren Feldern heimkamen, wie der Mann — nur Bogen und Pfeile in der Hand, das lange Messer im Gürtel — frank und frei einherschritt; während ihm das Weib, gebückt unter einer gewaltigen Last Bananen,

folgte, oft noch ein Kind auf dem Arme und zwei andere auf der Last der Früchte tragend.

Und doch! . . . . wie leicht wird wieder diesen Kindern der Natur ihr Leben, den ärmeren Klassen, ja selbst dem Bauernstande unseres Erdtheiles gegenüber!

In Europa bedecken unsere nahrhaften Grasarten: Weizen, Gerste und Roggen, weite Landstrecken; überall, wo die Völker sich von Cerealien nähren, stoßen die bebauten Grundstücke nothwendig an einander. Anders in der heißen Zone, wo der Mensch sich Gewächse aneignen konnte, die ihm weit reichere und frühere Ernten liefern. In diesen gesegneten Landstrichen entspricht die unermeßliche Fruchtbarkeit des Bodens der Gluthhitze und der Feuchtigkeit der Luft. *Ein kleines Stück Boden, auf dem Bananenbäume, Manioc, Yams und Mais stehen, ernährt reichlich eine zahlreiche Bevölkerung.*

Diese Betrachtungen über den Ackerbau in heißen Landstrichen erinnern von selbst daran, welch' inniger Verband zwischen dem Umfang des urbar gemachten Landes und dem gesellschaftlichen Fortschritte besteht. So groß die Fülle der Lebensmittel ist, die dieser Reichthum des Bodens, die strotzende Kraft der organischen Natur hervorbringt, dennoch wird die Culturentwicklung der Völker dadurch niedergehalten. In einem milden, gleichförmigen Klima kennt der Mensch kein anderes dringendes Bedürfniß, als das der Nahrung. *Nur wenn*

dieses Bedürfniß sich geltend macht, fühlt er sich zur Arbeit getrieben, und man sieht leicht ein, warum sich im Schooße des Ueberflusses, im Schatten von Bananen- und Brodfruchtbäumen, die Geistesfähigkeiten nicht so rasch entwickeln als unter einem strengen Himmel, in der Region der Getreidearten, wo unser Geschlecht in ewigem Kampfe mit den Elementen liegt.

Dieser Umstand, der alle Aufmerksamkeit verdient, gibt sowohl der physischen Gestaltung des Landes als dem Charakter der Bewohner unter den Tropen ein eigenes Gepräge; beide erhalten dadurch in ihrem ganzen Wesen etwas Wildes, Rohes, wie es zu einer Natur paßt, deren ursprüngliche Physiognomie durch die Kunst noch nicht verwischt ist. Ohne Nachbarn, fast ohne allen Verkehr mit Menschen, erscheint jede Ansiedlerfamilie wie ein vereinzelter Volksstamm. Diese Vereinzelung hemmt aber den Fortschritt der Cultur, die sich nur in dem Maß entwickeln kann, als der Menschenverein zahlreicher wird, und die Bande zwischen den Einzelnen sich fester knüpfen und vervielfältigen; die Einsamkeit entwickelt dagegen und stärkt im Menschen das Gefühl der Freiheit; sie nährt jenen eisernen Unabhängigkeitssinn, der von jeher die Völker Amerika's ausgezeichnet hat. *)

*) Humboldt's „Reise". II. Lief. S. 291 u. f. f.

Uebrigens war das ganze Leben in der Mission auf mönchische Weise geordnet. Alles ging — wie ja auch der Pater Prior seinem Gast schon gesagt hatte — nach festen, unumstößlichen Regeln, die mit großer Strenge aufrecht gehalten wurden. Zu denken gab es dabei nichts, nur zu glauben und zu gehorchen; dafür war den Einwohnern der Mission ein leidliches Leben gesichert. Die Religion der Missions-Angehörigen war ein Gemisch von christlichen und heidnischen Sagen und Gebräuchen, nebst einem streng gehaltenen, aber förmlich geistlosen und unbegriffenen Ceremoniendienst.

Humboldt war bereits — nicht gerade mit der größten Bewunderung für die geistige Thätigkeit der Missionäre — von seinem Besuche der Hütten zurückgekehrt, und hatte eben Anstalten gemacht, geometrisch den großen Kalkberg zu messen, der die Mission im Norden begrenzte, als Bonpland raschen Schrittes auf ihn zukam.

„Es ist richtig!" — rief er schon von Weitem mit freudestrahlendem Antlitz. — „Nunu war hier; wir sind auf der rechten Spur. Lassen Sie sich umarmen, Humboldt, ich werde Nunu bald wieder haben!"

Alexander von Humboldt mußte lächeln. — „Wie die Menschen doch alle ein Spiel der Leidenschaft sind!" — dachte er. Da war nun wieder Einer außer sich gerathen, während dort der gute Pater Missionär — seiner Trägheit und Sinnlichkeit folgend — nahezu auf seinem Lehnsessel anwuchs.

Dennoch schätzte und liebte Humboldt seinen Freund Aimé zu sehr, um nicht den regsten und innigsten Antheil an seinem Glück und Unglück zu nehmen. Auch er rief daher dem Freunde freudig entgegen:

„So haben Sie Nachricht von dem Mädchen?"

„Sie war mit den beiden Zambos hier."

„Sie war? . . . also ist sie wieder fort?"

„Ja!"

„Aber wohin?"

„Nach der Zauberschlucht von Cuchivano."

„In deren Nähe sollen wir ja auch den Schuster von Araya wieder treffen."

„Und wir haben ihm versprochen, es ihm wissen zu lassen, um welche Zeit wir dort eintreffen."

„Allerdings!" — sagte Humboldt — „und beinahe hätte ich diese Zusage vergessen. Ich will unseren Mulatten nach dem Alten aussenden. Aber jetzt sagen Sie mir erst: was haben Sie von Nunu gehört?"

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit!" — sagte Bonpland. — „An dieses Sprichwort denkend, machte ich mich an einige Indianer-Mädchen von zehn bis zwölf Jahren — die Alten waren auf ihren Feldern — schenkte ihnen ein paar Korallenarmbänder und erlangte damit einigermaßen ihr Zutrauen. Ich forschte sie hierauf aus, ob nicht Zambos mit einem Mädchen desselben Stammes in der letzten Zeit hier gewesen seien. Aber, du mein Gott, das war eine Arbeit, bis sie mich

verstanden und ich sie! Das Spanisch unseres Mulatten ist Gold gegen dies Kauderwälsch!"

„Auch der Pater sagte schon," — fiel hier Humboldt ein — „man könne sich keinen Begriff davon machen, wie schwer die Indianer Spanisch lernten."*)

„Nun!" — fuhr Bonpland fort — „einige Glasperlen thaten das ihrige."

„Wie bei uns!" — sagte Humboldt lächelnd.

„Allerdings! sie waren treffliche Sprachmeister, so daß ich endlich doch aus dem Gewälsche so viel herausbuchstabieren konnte: daß die dunkelbraunen Hunde vor kurzer Zeit hier waren und einer in der Mission lebenden Zambosfamilie ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren anvertrauten."

„Nun und ....?"

„Aber dies Volk ist schlau! Der Vorfall auf dem Hospiz scheint ihnen Wind gegeben zu haben. Noch dieselbe Nacht kehrten sie zurück, und ehe wir San Fernando erreichten, waren sie schon wieder mit der Armen verschwunden."

„Und wußten die Kinder wohin?"

„Nein! .... nur eine war dabei — die bei meiner Frage still nachdachte. Es schien mir die älteste zu sein, die wohl auch schon, so jung sie nach unseren Begriffen war, fühlen mochte, was Liebe sei. Sie schwieg längere

---

*) Humboldt's Reise in die Aequin. III. 24.

Zeit, dann stieß sie, als ob ihr ein guter Gedanke gekommen, das Wort: „Cuchivano“ aus. „Cuchivano!“ wiederholten nun alle schreiend; mehr aber konnte ich auch nicht aus ihnen herausbringen, denn jetzt sprangen sie plötzlich, wie ein Rudel junger Rehe, davon.“

„Und erkundigten Sie sich nicht weiter?“

„Allerdings! aber keine Seele wollte ein Wort wissen.“

„Auch die Zambos-Familie nicht?“

„Die hatte sich aus dem Staube gemacht. Sie wird in den Wäldern bleiben, bis wir fort sind. Nur über das Wort „Cuchivano“ erfuhr ich noch, daß die Indianer darunter eine Höhle verstehen, mit der sie Zauberei in Verbindung setzen.“

„Daher stammen wohl auch unseres Schusters Goldphantasieen!“ — meinte Humboldt.

Der Pater kam jetzt aus der Kirche zurück und Humboldt und Bonpland entschlossen sich, ihn selbst über Nunu und was sie thun sollten, zu befragen.

Aber auch der Mönch läugnete jede Mitwissenschaft. Schweigend nahm er seinen Platz auf dem Lehnsessel wieder ein; . . . schweigend hörte er dem Vortrage Bonpland's zu, ein gemüthliches Lächeln — Aimé fand es dießmal etwas verdächtig — spielte, wie immer, um die Winkel seines sinnlichgewölbten Mundes; Aufschluß aber gab er keinen. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: er wisse von nichts!

Auch keinen Rath hatte er hier — die Kuh nahm ihn sehr in Anspruch, wenigstens rief er jeden Augenblick einen der Chaymas und gab ihm einen Auftrag in Betreff des Thieres — nur von der Cuchivano-Schlucht bestätigte er, was die Indianer gesagt, ja, er schien selbst den Glauben zu theilen, daß es in dieser Schlucht nicht geheuer sei und keineswegs ohne Zauber hergehe. Wunderliche Feuer sollten sich oft nächtlich dort sehen lassen, ja, sogar aus der Erde aufsteigen, ... auch von Gold murmelte er etwas.

Humboldt und Bonpland sahen ein, daß sie sich hier auf sich selbst stützen müßten. Jedenfalls verband sich alles, um sie nach der Cuchivano-Schlucht zu führen: Nunu's möglicher Aufenthalt daselbst, — das Versprechen, welches Humboldt dem Schuster von Araya gegeben, — und endlich die Erwartung der beiden Naturforscher: den Aeußerungen des Mönches zufolge, dort einen der vielen Südamerikanischen Vulkane zu entdecken.

Der Mulatte, der der Gegend sehr kundig war, ward also eiligst nach Araya gesandt, während die Freunde ihre Messungen und naturwissenschaftlichen Durchforschungen der Umgebung der Mission, eifrig betrieben, um, so bald als möglich, nach der Zauberschlucht aufzubrechen.

Bonpland war eifriger denn je. Humboldt mußte ihn deßhalb um so höher schätzen und achten: vergaß er doch über die Angelegenheiten seines Herzens nie die große Aufgabe ihres gemeinsamen Unternehmens.

Endlich hatten sie ihre Arbeiten zu Ende gebracht.

Es war ein prächtiger September Morgen, ein Montag, an dem sie aufbrachen. Der Pater saß schon in seinem Lehnsessel, der ganzen versammelten Einwohnerschaft der Mission gegenüber. Er vertheilte die Arbeiten für die Woche, schalt die Trägen, munterte die Fleißigen durch Austheilung von kleinen Heiligenbildern auf, drohte den Unanstelligen und dictirte sogar einige schwere Strafen. Immer aber ließ sich dabei eine gewisse Milde und Gutmüthigkeit in seinem Wesen nicht verkennen und auch die Bestraften hofften wohl nicht umsonst auf nachträgliche Milderung ihres Urtheils.

Als dies Geschäft, in dem sich der Missionär nicht unterbrechen ließ, vorüber war, nahmen Humboldt und Bonpland Abschied von ihm.

Augenscheinlich that es dem Mönche leid, die Fremden, die doch manch' Stündchen mit ihm verplaudert und ihm die Zeit damit so angenehm verkürzt hatten, ziehen zu sehen. Aber große innerliche Bewegungen lagen seinem Charakter zu ferne, als daß ihn dieser Abschied hätte erschüttern können.

Die Hände auf dem Bauche wie zum Gebete zusammengelegt, nickte er ihnen — unbeweglich in seinem Sessel verharrend — ebenso freundlich seinen Abschiedsgruß zu, als er ihnen seinen Willkomm entgegengenickt hatte. Dann lief ein leises spöttisches Lächeln, über die Thoren und ihre unnütze Spielerei mit der Natur, über

seine Züge, ... seine Augenlider senkten sich schwer herab .... und, noch einmal in ein gemüthliches Morgenschläfchen verfallend, ... vergaß er Fremde, Welt.... Mission... und Leben! — — —

Die Bergkette, zu der der Cerro del Cuchivano gehört, war erreicht. Der Turiniquiri, eine ungeheure Felswand, das Ueberbleibsel eines alten Küstenstriches, stieg mitten aus dichten Wäldern empor. Die ganze Umgebung war wie von Erdbeben zerklüftet und zerrissen.

Plötzlich gähnte den Reisenden eine Spalte, die über hundertundfünfzig Toasen breit und von senkrechten Felsen umgeben war, entgegen.

Es war die Schlucht von Cuchivano ....

Tief beschattet von den Bäumen, deren verschlungene Zweige nicht Raum hatten, sich auszubreiten, nahm sich die Spalte aus: wie eine gewaltige, durch einen Erdfall entstandene, Grube. Schauerlich rauschte ein starkes Bergwasser, der Rio Juagua, durch die in der That abenteuerliche Kluft. Das Ganze bildete ein imposantes und doch malerisches Bild.

Humboldt und Bonpland hielten an. Wie aber staunten sie, als sie an dem Fuße einer wohl fünftausend Fuß senkrecht abfallenden Felswand nun in der That Flammen aus der Erde schlagen sahen. Sie standen also wirklich auf einem Vulkane, und keinen von beiden wunderte es jetzt noch, daß die Indianer an diese

seltsame Naturerscheinung den Glauben an Zauber und Wunder knüpften.

Noch überlegte Humboldt: ob wohl das Feuer, das hier aus den Spalten des Berges aufschlug, von brennendem Wasserstoffgas herrühre? oder ob tiefere Ursachen ihm zu Grunde liegen möchten? als sich ihm eine knochige Hand auf die Schulter legte. Ueberrascht schaute er sich um, und sah in das ernste, mumienhafte Antlitz des Schusters von Araya!

„Gott und die heilige Jungfrau zum Gruße!“ — intonirte dieser zugleich in feierlichem Tone, indem er seine spindeldürre, halb bekleidete, himmellange Gestalt — die riesig über den hinter ihm stehenden Mulatten emporragte — mit der Grandezza eines ächten Spaniers aufrichtete.

Auch Humboldt und Bonpland hießen ihn jetzt willkommen; konnten beide aber die humoristische Regung nicht unterdrücken, die die wahrhaft komische Erscheinung in ihnen hervorrief. War es doch, als habe ein alter, hochgelahrter Hofmeister seine entlaufenen Zöglinge wiedergefunden, welchen er jetzt mit tiefem Ernste seine alte Weisheit wieder doppelt zu Gute kommen lassen wolle.

„Nun, mein Würdiger!“ — sagte jetzt Humboldt — „das ist recht, daß Ihr Wort haltet.“

„Gott ist Zeuge über alle Gedanken“, — versetzte feierlich der Schuster — „er kennet alle Herzen gewiß und höret alle Worte! sagt die Schrift. Warum sollte

ich da nicht Wort halten, wo mein Rath meinem Bruder nützen kann?"

„So wollt Ihr mich also wirklich zu Euren Goldgruben führen?" — frug Humboldt; obgleich er von Anfang an einen bescheidenen Zweifel darin setzte, daß der gute Mann überhaupt ein Goldlager kenne.

Aber des Schusters Mienen hatten sich bei diesen Worten verfinstert. Feierlich legte er den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß er sein Geheimniß nicht verrathen haben wolle.

In der That hielt es jetzt Humboldt schwer, dem guten Manne zu erklären: daß Bonpland in allen Dingen sein Genosse sei, und seine Diener ihn ebenfalls begleiten müßten.

Der Schuster blieb starr auf seinem Willen: nur Humboldt und höchstens noch seinem Freunde die Goldlager zu zeigen; als plötzlich ein Vorkommniß der Sache eine andere Wendung gab.

„Massa, Massa!" *) — rief der Mulatte — „Jaguar! Jaguar!"

„Wo?" — entgegnete Humboldt und Bonpland zugleich, indem sie rasch ihre Büchsen von den Achseln nahmen und sich zum Schusse fertig machten.

„Nicht gesehen haben!" — entgegnete der Diener — „aber riechen."

---

*) Herr, Meister.

In der That wurden jetzt Alle auf einen sonderbaren unangenehmen Geruch aufmerksam, den ihnen der Wind, der sich gedreht hatte, zutrug.

„Und was ist das?" — frug Bonpland lebhaft.

„Koth von Jaguar!" — rief der Mulatte mit weitgeöffneten Augen und Nüstern. — „Vorsicht haben ... bös Thier das .... Jaguar."

Und der Mulatte ging vorsichtig, die Machetta in der Hand — selbst einem Tiger gleich, der auf dem Sprunge ist, seine Beute zu erhaschen — einige Schritte weiter. Der Geruch ward unleidlich.

Plötzlich rief der Mulatte:

„Hier gewesen sein! ... hier gewesen sein! ... erst ganz kurz hier gewesen sein!" — und damit zeigte er auf eine Stelle im Grase.

Humboldt und Bonpland drängten vor. In der That: ein noch ganz frisch zerrissenes Stachelschwein zeigte die Nähe eines Tigers an.

„Nun!" — rief Bonpland mit funkelnden Augen — „so werden wir eine Tigerjagd haben."

Humboldt schickte jetzt die Maulthiere mit ihrem Treiber einem Conuco zu, der nicht weit von der Schlucht lag. Der Diener wurde mit Pistolen bewaffnet, der Mulatte hatte sein langes Messer zur Hand, der Schuster von Araya aber, der todtenbleich geworden war, hatte nicht das Geringste mehr gegen die Begleitung einzuwenden.

„Und nun zur Zauberschlucht!“ — sagte Humboldt entschlossen, indem er und Bonpland ihre Büchsen zum Schusse fertig hielten.

Der Schuster wäre jetzt wohl lieber in seiner Hütte zu Araya gewesen. Er ließ sich indessen nichts merken. Bleich, aber stolz wie ein König, schritt er voran und nur Humboldt hörte, wie er leise Gebete hermurmelte.

„Massa!“ — sagte jetzt der Mulatte halblaut, indem sie an der Felswand hinabstiegen — „wenn Tiger kommen, Mulatt vorlassen ... Mulatt Tiger kennen ... gut treffen mit Machetta!“ ...

„Aber wird es nicht sicherer sein, wenn wir ihn niederschießen?“ — frug Bonpland.

„Mulatt Freude haben an Tiger treffen.“

„Aber Dein Leben?

„Wenn Mulatt fehlt ... Massa schießen.“

„Und bist Du Deiner Sache so gewiß?“

„Mulatt sicher sein! .... oft Tiger jagen. Dies Tiger hier, groß Tiger.“

„Woher weißt Du das?“

„Conuco dort sagen haben.“

„Ja!“ — fiel hier der Schuster von Araya mit einer Stimme ein, der man die Gepreßtheit seines momentanen Seelenzustandes anhörte, — „der Bursche hat Recht. Als wir heute früh an dem Conuco vorüberkamen und dort eine kleine Rast hielten, hörten wir von dem Eigenthümer, daß ihm ein Jaguar verwichene Nacht

ein Pferd verzehrt habe. Das Thier schleppte seine Beute bei hellem Mondschein davon und unter einen ungeheuer dicken Ceibabaum. Vom Winseln des verendenden Pferdes erwachten die Sklaven im Hofe. Sie rückten mitten in der Nacht, mit Spießen und Machetta's bewaffnet aus, aber das Thier entkam."

Bonpland erbebte jetzt in seinem Inneren: er dachte an Nunu und an die Gefahren, die ihr drohten, wenn sie wirklich hier versteckt war. Aber es blieb ihm keine Zeit, seinen Gedanken lang nachzuhängen: ein dumpfes Brüllen machte plötzlich Alle wie durch Zuuber feststehen.

Wo kam es her? . . . . Von wo aus drohte die Gefahr?

Der Mulatte schlüpfte zwischen Humboldt's und Bonpland's Füßen durch.

„Massa stehen bleiben!" — flüsterte er dabei. — „Mulatte suchen lassen."

Es war jetzt merkwürdig anzusehen, wie die gelbliche Gestalt des Mulatten, geschmeidig wie eine Schlange und spürend wie ein Jagdhund, die Augen weit geöffnet, das lange blitzende Messer stoßfertig gehoben, durch die Büsche schlüpfte.

Todtenstille herrschte unter den Männern, die, unbeweglich, zum Schusse fertig, standen.

Alles blieb ruhig.

Endlich hörte man ein leises: — „Massa! . . . Massa kommen! . . . leise kommen!"

Die Männer setzten sich in Bewegung ...

Nach einigen Schritten gewahrten sie den Mulatten hinter einem Baumstamme verborgen stehen.

Er winkte sie heran ...

Jedes Geräusch vermeidend schlich man herbei.

Der Stamm war breit genug, alle zu bergen. Hinter demselben hervorlugend sah man aber in einer Entfernung von kaum vierzig Schritten einen großen Tiger.

Es war ein prächtiges Thier, gelbroth am Rücken, mit schwarzen augenförmigen Flecken an den Seiten. Der Jaguar lag auf seiner Beute, die wohl aus einem Rest des gestern geraubten Pferdes bestand.

„Massa!" — flüsterte jetzt wieder der Mulatte, der vor Kampfeslust am ganzen Körper zitterte. — „Mulatt jetzt gehen lassen ... Massa hier bleiben ..."

Aber Humboldt hielt den Tollkühnen zurück:

„Bist Du wahnsinnig?" — frug er ihn ernst und streng. — „Willst Du mit Deinem Leben spielen?"

Der Mulatte verstand ihn nicht; ein wildes triumphirendes Lächeln in den Zügen, zeigte er nur auf sein langes Messer und dann auf den Jaguar, der, seine Beute verzehrend und von Zeit zu Zeit die blutige Schnauze mit Begierde ableckend, vor Behagen ein dumpfes Knurren und Brüllen ausstieß.

Aber Humboldt ließ den Diener nicht los.

„Laß uns das Thier von hier aus mit einer Kugel

erlegen!" — sagte er jetzt leise. — „Unnöthig soll kein Menschenleben in die Schanze geschlagen werden."

Und Humboldt und Bonpland hoben die Büchsen.

In diesem Augenblicke raschelte etwas über ihnen. Unwillkürlich sahen Alle empor: es war der Schuster von Araya, der den Baum erstiegen hatte und dessen lange dürre Gestalt jetzt gravitätisch auf einem mächtigen Zweige saß, just wie Don Quixote einst auf seiner Rosinante.

So ernst der Augenblick war, überflog doch Aller Züge ein Lächeln; aber das Lächlen schwand bald, als in demselben Augenblicke ein furchtbares Brüllen erschallte.

Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, hatte der Tiger aufgeblickt und seine Feinde erschaut..

Zwei Schüsse knallten; . . . neues furchtbares Wuthgebrüll! . . . . . Der Tiger war getroffen, aber nicht tödtlich.

Als sich der Pulverdampf verzogen, sah man das Thier — vor Schmerz und Wuth schäumend, die Augen wie in blutrother Gluth funkelnd, Tod und Verderben im Blick — zum Sprunge fertig. Kopf und Vorderleib waren bis zur Erde geduckt, der Hinterleib erhoben, der stark angelaufene Schwanz hoch aufgerichtet.

Mit dem Ausdruck unaussprechlicher Wuth suchte das gereizte Thier seine Beute.

Plötzlich blitzten seine Augen noch wilder auf . . . .

es hatte den Mulatten erschaut, der, auf dem Bauche liegend, wie eine Schlange zu ihm herankroch.

Humboldt und Bonpland gewahrten es mit Schrecken. Sie luden, so schnell sie konnten, ihre Büchsen auf's Neue; aber noch waren sie damit nicht zu Ende, als der Tiger mit einem ungeheuren Satze auf den Herankriechenden lossprang.

„Er ist verloren!“ — rief Humboldt bleich und entsetzt.

Aber so schnell als der Jaguar sprang, so schnell hatte der Mulatte auch den Moment zum Stoße erhascht. Sicher erreichte das Thier seine Beute; aber sicherer noch saß ihm das lange Messer in Brust und Herz.

Ein Brüllen, das die Schlucht erzittern und Humboldt und Bonpland selbst beben machte, erfolgte. Dann quollen Blutströme aus Wunde, Maul und Nase des Thieres . . . . es brach zusammen und verendete unter kurzem Zucken.

Alle athmeten hoch auf. Der Mulatte aber war in die Höhe gesprungen. Eine wilde Siegesfreude glänzte in seinen Zügen, und, den Fuß auf den Nacken des erlegten Thieres setzend, rief er:

„Mulatte gut gestoßen haben! . . . . Massa! gut gestoßen . . . . Tiger mit einem Stoß todt sein . . . .!“

„Du bist ein verwegener Bursche!“ — sagte jetzt Humboldt, indem er mit Bonpland hinzutrat. — „Wie leicht hätte dir dies Wagniß das Leben kosten können.“

„Bah! Massa!“ — rief der Mulatte strahlend vor Entzücken. — „Mulatt nicht Furcht haben . . . . gern Leben wagen vor Massa! Massa gut Herr sein!“ . . . .

„Nur das Leben des Gerechten ist vor dem Herrn gewogen!“ — sagte in diesem Momente eine feierliche Stimme hinter Humboldt und Bonpland. Sie wandten sich: es war der Schuster von Araya, der bereits, als er den Jaguar verenden gesehen, von dem Baume herunter gekommen war.

„Nur das Leben des Gerechten ist vor dem Herrn gewogen!“ — wiederholte er mit so hoheitsvollem Ernste, als habe er selbst die That der Errettung vollbracht. — „Ich habe schon ganz andere Thiere erlegen sehen, wobei mehr als eine Gelb- oder Rothhaut blieb.“

„Und sind die Indianer keine Menschen?“ — frug Humboldt vorwurfsvoll.

„So eigentlich kaum!“ — sagte das Orakel und wollte eben anheben, Humboldt und seinen Freund dahin zu unterrichten, daß nur die weißen Menschen von Adam und Eva abstammen, die Gelb-, Braun- und Rothhäute aber von den großen Affen im Innersten der Urwälder, ... als glücklicherweise Bonpland mit Entschiedenheit auf die Fortsetzung des Weges nach der Schlucht drang.

Er dachte mit Herzklopfen an Nunu.

War sie da? . . . . sollte er sie hier wieder finden? . . . . Hatte nicht vielleicht die gefährliche Nachbarschaft

der Jaguar's die Flüchtlinge schon früher vertrieben?... Hatten ihre Schüsse sie nicht verrathen?

Der letzte Gedanke quälte ihn fast am meisten.

O Gott! wenn sie seine Nähe ahnte, und durch die beiden Männer doch wieder fortgerissen wurde!

Er drängte mit Ungeduld, und Humboldt gab gerne nach. Nur der Mulatte ließ sich nicht abhalten, dem erlegten Tiger erst das prachtvolle Fell als Siegeszeichen abzuziehen.

„Schön Bette vor Massa!" — rief er ein über das anderemal. — „Gut Bett!.... Mulatt nachkommen mit gut Bett!"

So setzte sich der kleine Zug auf's Neue in Bewegung.

Es ging jetzt an einem zwei- bis dreihundert Fuß tiefen Abhange auf einem schmalen Pfade hin, wie sie die Gletscher der Schweiz vielseitig aufzuweisen haben. Oft wußten Humboldt und Bonpland kaum, wo sie den Fuß hinsetzen sollten. Das Niederklettern war so mühselig, daß sie mehr wie einmal versucht waren, nach den Stengeln der Lianen zu greifen, die überall von den Bäumen wie große Stricke herabhingen.

Hier aber machte sich die Weisheit des Schusters von Araya doch einmal in der That nützlich.

„Nicht! nicht!" — rief er dann jedesmal in seinem Orakelton, und als ihn Bonpland frug, warum er davor warne, sagte er mit Salomo'schem Ausdrucke: „Der da

steht, der sehe, daß er nicht falle! .... diese Gewächse sind wie schlechte Freunde, sie hängen nur locker an den Aesten, die sie umschlingen und aussaugen; ihre Stengel aber haben zusammen ein ansehnliches Gewicht, und wenn man sich auf sie verläßt und auf abschüssigem Boden sich an ihnen halten will, läuft man Gefahr, die ganze Wirthschaft niederzureißen und mit ihr in den Abgrund zu stürzen."

Uebrigens konnten die beiden Naturforscher kaum die Pflanzen alle fortbringen, die sie bei jedem Schritte aufnahmen.

Die Cannas, die Heliconien mit schönen purpurnen Blüthen, die Costus und andere Gewächse aus der Familie der Amoneen wurden hier acht bis zehn Fuß hoch. Ihr helles frisches Grün, ihr Seidenglanz und ihr strotzendes Fleisch stachen grell von dem bräunlichen Ton der Baumfarn mit zartgefiedertem Laube ab.

Der Schuster von Araya schien aber hier ganz in seinem Elemente. Der Ausdruck seines Gesichtes erinnerte an die Eule der Minerva. Er war ganz Selbstbewußtsein und Weisheit .... jeder Zoll ... Selbstbewußtsein und Weisheit!

Bald hieb er mit einem Messer Kerben in die Baumstämme und machte die Reisenden auf die Schönheit der rothen und goldgelben Hölzer aufmerksam, die einst — seiner Voraussage nach — von den Möbelschreinern und Drehern Europa's noch sehr gesucht werden sollten. Bald

zeigte er ihnen seltene Gewächse, die, nach seiner Behauptung, nur in und um die Schlucht von Cuchivano — und sonst nirgends mehr in der Welt — vorkamen.

So zum Beispiel, ein Gewächs mit zusammengesetzter Blüthe, das zwanzig Fuß aufschoß. Humboldt und Bonpland erkannten es für Eupatorium laevigatum, Lamarck, die sogenannte „Rose von Belveria" [Brownea racimosa]*), berühmt wegen ihrer herrlichen, purpurrothen Blüthen.

Ein anderes Gewächs, das nach dem gelehrten Schuster von Araya nur in der Cuchivano-Schlucht vorkam, ergab sich als das bekannte „Drachenblut," eine damals noch nicht beschriebene Art Croton, deren rother, adstringirender Saft zur Stärkung des Zahnfleisches gebraucht wird.

Plötzlich aber — der Weg war wieder bequemer geworden und führte nun an einem Bache hin, der aus der Schlucht kam — blieb der Schuster ganz stehen.

Seine Mienen hatten jetzt den höchsten Grad des Ausdruckes der Weisheit erlangt.

Humboldt glaubte sich vor dem Hohenpriester des Delphischen Orakels.

„Und was gibt es jetzt?" — frug Bonpland ungeduldig, da er nach der Höhle wollte.

---

*) „Voyage" I. 387. Humboldt's „Reise in die Aequinoctialgegenden." II. Lief. S. 328.

Aber der Schuster legte feierlich und würdevoll den Zeigefinger der rechten Hand, als Signal des Schweigens, auf den Mund; .... dann machte er das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Im Namen der allerheiligsten Jungfrau betreten wir die Schlucht von Cuchivano! Im Namen des Dreieinigen banne ich alle bösen Geister! Im Namen des Heils thuet euch auf, ihr Lager des edlen Goldes!"

Humboldt lächelte.

„Und glaubt Ihr hier in Wirklichkeit Gold zu finden?" — frug er jetzt den Schuster.

„Ich glaube es nicht!" — sagte dieser fast beleidigt — „ich weiß es, daß sich hier Goldlager befinden!"

„Und ich" — versetzte Humboldt gelassen — „zweifle sehr daran."

„Warum?" — frug das Orakel finster.

„Die Kiese in den Quarzgängen des Glimmerschiefers sind allerdings sehr oft goldhaltig!" — sagte Humboldt ruhig. — „Hier aber haben wir Mergelschiefer vor uns; und nichts berechtigt bis jetzt zu der Annahme: daß Gold im Mergelschiefer vorkomme."

Der Schuster hatte schweigend zugehört; aber er fand Humboldt's Aeußerung, seiner Weisheit gegenüber, so verworren und nichtssagend, daß er sie keiner Antwort würdigte. Auch daß sich der ungeduldige Franzose wegschlich, bemerkte er in seinem heiligen Eifer nicht.

Dagegen zog er jetzt ein eigenthümliches Ding aus seinem Gürtel, wo es bis dahin, in Vorsicht verborgen, geruht hatte.

Es war eine Ruthe: der Gabelzweig irgend eines Strauches.

Feierlich nahm er die beiden Enden dergestalt in die Hände, daß die Finger nach oben zu gerichtet, die äußeren Handflächen dem Boden zugekehrt waren.

Die Gabel der Ruthe stand regelrecht zwischen den Händen in die Höhe und von der Brust des Trägers genau einen Fuß ab.

Noch spielte das Lächeln um Humboldt's Mund. Humboldt kannte ja aus der Heimath her den Aberglauben mit der Wünschelruthe.

„Und was soll es damit?" — frug er jetzt fast mit Bedauern. Es reute ihn, sich durch die Verabredung mit dem Manne manchen unnöthigen Aufenthalt geschaffen zu haben.

„Was es damit soll?" — wiederholte der Schuster, ohne sich in seinem ernstfeierlichen Wesen stören zu lassen. — „Das ist eine Wünschelruthe, Herr, die, in meinen Händen, unfehlbar den Ort angibt, wo Gold in der Erde verborgen liegt."

„Lieber Mann . . . ." — fiel hier Humboldt ein; aber der Schuster ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Das versteht Ihr nicht. Diese Ruthe ist, der Vorschrift nach, am heiligen Charfreitage vor Sonnenaufgang

geschnitten worden: mit dem Gesicht nach Morgen gekehrt und noch naß vom Morgenthau. Sie schlägt also auf Gold an."

„Aber, bester Freund ...."

„Geschnitten ist sie worden" — fuhr der Schuster ruhig, stolz und fest fort — „mit dem heiligen Zauberspruch; hier, nahe der Zauberhöhle von Cuchivano..."

„Aber ...."

„Mit dem gottgeweihten Spruche:

„Gott grüße dich, du edel Reiß,
Ich komme auf der Jungfrau Geheiß!
Mit Gott dem Vater such' ich dich,
Mit Gott dem Sohne find' ich dich,
Mit Gott des heil'gen Geistes Kraft
Brech' ich deinen stolzen Schaft.
Dich beschwörend allzumal,
Mir zu zeigen in Berg und Thal,
Wo in seiner rothen Gluth
Gold in tiefen Lagern ruht.
Zeig' mir dies, so gewißlich und wahr,
Zeig' es mir so rein und klar,
Als Maria eine Jungfrau war,
Da sie unsern Herrn Jesum gebar." *)

Humboldt ward die Sache doch jetzt etwas zu stark; eben wollte er vernünftige Einsprache erheben, als der Schuster ein gebieterisches „Halt!" erschallen ließ.

---

*) Dieser Spruch ist noch heute, selbst an vielen Orten des gebildeten Europas beim Schneiden der Wünschelruthen üblich, da der Aberglaube, der sich an Wünschelruthen knüpft, noch keinesweges überwunden ist.

Die Ruthe fing in seinen Händen zu zittern an.

„Seht Ihr! seht Ihr, Herr!“ — rief der Mann jetzt triumphirend — „sie spürt schon Gold!“

„Oder bewegt sich unter dem Einfluß Eurer aufgeregten Nerven!“ — sagte Humboldt ruhig.

„O nein! nein!“ — entgegnete der Goldsucher mit einem fast fanatischen Ausdrucke. — „Seht nur! seht nur! .... und jetzt .... jetzt schlägt sie an: Eins — zwei — drei — vier ....“

Und so ging es weiter, bis das Reiß in den vor Aufregung bebenden Händen des alten, dürren, mumienhaften Mannes achtundzwanzigmal stark nach der Erde geschwankt hatte.

„Gold! Gold!“ — rief jetzt der Schuster — „ich hab' es ja gesagt: Gold! .... 3 Schläge bedeuten Quecksilber, 6 Schläge Wismuth, 9 Schläge Schwefel, 10 Eisen, 12 Blei, 14 Zinn, 15 Kupfer, 21 Silber und 28 Gold!“

„Aber, lieber guter Mann!“ — hub hier wieder Humboldt milde an — „seht Ihr denn nicht, daß Ihr Euch selbst täuscht?“

Aber der Schuster hörte keine Sylbe von dem, was sein Begleiter sagte. Er hatte sich in seiner Extase niedergekniet und schaute nun mit weit geöffneten Augen in eine kleine Grube, über die hingebeugt er ein über das anderemal rief: „Das ist die Goldgrube von

Cuchivano! . . . . O! . . . . heilige Jungfrau! . . . . wie es da unten blinkt und glitzert!"

Humboldt, dem es um den Verstand des Schusters bange ward, trat näher.

Die angebliche Goldgrube von Cuchivano war aber in der That nichts als ein Loch, das man in eine der schwarzen Mergelschichten des hier zu Tage kommenden Kalkes zu graben angefangen hatte.*) Aber . . . . es blinkte wirklich etwas wie Gold daraus hervor. Einen Mann wie Alexander von Humboldt konnte nun freilich diese Erscheinung nicht täuschen. Er wußte ja — schon ehe er das blinkende Gestein näher untersucht hatte — was es war: Schwefelkies, an dem Mergelschichten im Alpenkalk oft reich sind. Allerdings hat dies Mineral für die Augen der Nichtkenner viel Aehnlichkeit mit Gold, da es goldgelb ist und in Metallglanz schimmert und blinkt, man ihm daher auch nicht ansieht, daß es Kupfer statt Goldes enthält.**)

---

*) „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent." I. p. 391. Humboldt's „Reise in die Aequinoctial-Gegenden" 2c. II. Lief. S. 380.

**) Schwefelkies (FeS_2) kommt theils krystallisirt, theils in körnigen Massen oder Blättchen eingesprengt vor. Er ist speiß-gelb, goldgelb, messinggelb, rothgelb, auch braun oder bunt angelaufen und schön metallisch glänzend. Härte = 6 bis 6,5. G = 4,9 bis 5,1.

Er kommt in allen Gebirgsbildungen in den verschiedensten Erzlagerstätten, auch sehr häufig zerstreut vor. Man kann ihn

Aber was half es jetzt Humboldt, den, über seine Weisheit und seinen Fund in Extase gerathenen Schuster von Araya auf freundliche und ruhige Weise aufklären zu wollen; was half es Humboldt, ihm darzuthun, daß man aus dieser angeblichen Goldgrube höchstens Alaun und Eisenvitriol gewinnen könne....... der Mann Gottes blieb fest und steif auf seiner Behauptung: die vorliegenden Metallproben seien Gold!...... echtes, lauteres, reines Gold!...... und — der Wünschelruthe zufolge — müßten hier große und reiche Goldlager im Schooße der Erde verborgen sein.

„So wollt Ihr also gar keine Vernunft annehmen?" — frug Humboldt endlich, von den vielen Vorstellungen fast erschöpft.

Aber der Mann Gottes richtete sich jetzt stolz und finster auf. Dann sagte er mit wegwerfendem Tone:

„Dem es Gott gegeben hat, wird es der Mensch nicht nehmen! Ich habe Euch schon gesagt: daß der Schuster von Araya weder Gold noch Perlen bedarf: er hat seinen weißen Gästen beides geschenkt. Sind sie verblendet, so mögen sie das Gold liegen lassen. So viel ist aber gewiß, daß einst nach einem großen Erdbeben, das Wasser dieses Baches so viel Gold mit sich

---

zu Darstellung des Schwefels benutzen, indem man ihn röstet und den Schwefel sublimirt. Der Rückstand gibt Eisenvitriol.

führte, daß Männer, die weit herkamen und von denen man nicht wußte, wo sie zu Hause waren, Goldwäschen hier anlegten."

„Und was ist denn aus diesen Männern und ihren Goldwäschen geworden?" — frug Humboldt.

„Sie sind bei Nacht und Nebel verschwunden, nachdem sie eine Menge Gold gesammelt hatten!" — sagte der Schuster.

„Lieber, Bester!" — rief hier Humboldt heiter — „daß sie bei Nacht und Nebel verschwunden sind, das glaub' ich gern; aber sicher nicht, weil sie Gold fanden, sondern ...... weil sie sich eben täuschten und keines fanden."

Jetzt aber hatte Humboldt das Selbstbewußtsein des Schusters von Araya doch etwas schwer verletzt. Die mumienhaften Züge des Castilianers nahmen einen Ernst und eine königliche Hoheit an, die Philipp II., der in seinen Reichen die Sonne nicht untergehen sah, Ehre gemacht haben würden.

Schweigend barg er seine Wünschelruthe wieder in dem Gürtel; dann hob er das kahle Haupt hoch empor und rief:

„Wende deine Augen ab, daß sie nicht sehen nach unnützer Lehre! — sagt der königliche Sänger in seinem 119. Psalme. So will auch ich verschlossenen Ohres dahin gehen, von wannen ich gekommen bin. Ich habe

Euch Gold und Schätze gegeben, so Ihr sie nicht wollt nehmen, so lasset sie liegen."

Und der Mann Gottes wandte sich in der That zum Weggehen.

„So laßt uns wenigstens in Frieden scheiden!" — sagte jetzt Humboldt, dessen dankbares, menschenfreundliches Herz dem Manne trotz seiner Einbildung und Beschränktheit wohl wollte — „und nehmt von mir zum Andenken ...."

Aber der Schuster fiel ihm abwehrend in das Wort: — „Eigennutz ist eine Tochter des Satans! — Laßt mich ziehen, wie ich gekommen bin; aber vergeßt — auch wenn Ihr nach Europa heimgekehrt seid — den Schuster von Araya nicht, und bereut es nimmer, daß Ihr so thöricht waret, seinen Worten keinen Glauben zu schenken!"

Und dies sagend, verschwand er in einer der vielen Zerklüftungen der Felsen.

Humboldt blickte ihm fast mit Rührung nach; als er sich umkehren wollte, stand Bonpland mit bleichem Antlitze vor ihm.

„Nun?" — frug Humboldt überrascht.

„Nunu war diese Nacht hier!" — versetzte der Gefährte mit dem Tone der Verzweiflung — „aber man hat sie wieder weiter gebracht."

„Und woher wissen Sie dies?" — frug Humboldt abermals.

„Weil ich dies in der Höhle fand!" — sagte Bonpland mit gepreßtem Herzen und zeigte dem Freunde eine noch nicht lange abgepflückte Feuerblume.

In den Llanos.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas, und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von zweihundert

Quadratmeilen Oberfläche bemerkbar höher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen in der That Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln, in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt. Todt und starr dagegen liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, die durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres, bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Haideländer, die von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den

Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglichter Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und das kleine Moschußthier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen gesucht: sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis vom Siwah, die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooße der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste, und verscheuchen das vorübereilende Gewölke. Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Nicht so in den Llanos Südamerikas.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guayana, von den Schneebergen von Merida an deren Abhang der Natrum-

See Uran ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichata bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, oder bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, den spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 Quadratmeilen ein. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der casuarähnliche Touyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerter Armadille (Gürtelthiere), welche rattenartig den unterirdischen Hasen in seiner Höhle aufschrecken; Heerden träger Chiguires, schön gestreifte Viverren (Zibetthier), welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (Tiger), die den jungen selbsterlegten Stier am Hügel mit Leichtigkeit aufwärts schleppen — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der noma-

dischen Völkerheerden, die ohnedies die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächerpalme, Mauritia, zerstreut umher. Weit berühmt sind ja die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zn Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben.

Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfährt, sieht die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt.

So verdanken die Guaraunen die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, einer hohen Freistatt, zu der religiösen Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten leiten wird.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzen-Metamorphose, enthält das

Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen brodartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrene Saft des Baums ist der süße berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie, nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insect, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines ganzen Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt.

Weiter hinaus in den Llanos liegen, Tagereisen von einander entfernt, einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn, unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne, die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen selt-

samen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die Luftdünne, durch die vielleicht elektrisch-geladene Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Fischer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krocodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt, und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern, und den kühlen Distelsaft zu trinken.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheuere Fledermäuse saugen ihnen, während des Schlafes, vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippohoscen und eine Schaar stechender Insecten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte, phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge

erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über dem Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannichfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schöngefleckte Jaguar und erhascht die vorüberziehenden Thiere in mächtigem Sprunge, gleich dem asiatischen Tiger.

Bisweilen auch sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulcane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn sicher ist es alsdann: eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil, steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen: der Arauca, der Apure und Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten

Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen.

In der großen und wilden Natur leben aber auch mannichfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd: Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere haben sich angesiedelt und leben von selbst erzielten Früchten. Sie sind verständiger und sanfter von Sitten, wie die Maquiritarer und Makos. Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wech-

selnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unvergänglichsten Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes: andere würgen ihn, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung, sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwiste der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden die Menschenbrust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Ge-

stirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.*)

Dies war auch jetzt bei Humboldt der Fall.

Seit Alexander von Humboldt's Besuch der Schlucht von Cuchivano waren Tage vergangen — Tage mühseligen Wanderens, — Tage neuer Messungen, Forschungen und Entdeckungen, — Tage vergeblichen Suchens nach der unglücklichen Nunu!

Die Reisenden hatten jede Spur der flüchtigen Zambo's verloren. Bonpland war gefaßt, Nunu nie wiederzusehen. Aber Bonpland war Mann, er verschloß von jetzt an seinen Schmerz, wie es dem Manne bei unabweisbaren Schicksalsschlägen zusteht, in seiner Brust. Schweigend und ernst folgte er Humboldt und rieth selbst: nicht mehr von ihrem ursprünglichen Reiseplan abzulenken.

So richteten die Freunde also ihren Weg nach dem Kloster Caripe, dem Hauptorte der Chaymas-Missionen. Die Berge Cocollar und Turimiquiri sollten dabei bestiegen werden.

Der Pfad lief zuerst meilenweit ostwärts über die Hochebene von Cumanacoa, dem alten Seeboden, dann bog er nach Süd ab. Die Reisenden kamen durch die kleine indianische Niederlassung Aricagua, die, von bewaldeten Hügeln umgeben, sehr freundlich dalag.

---

*) Humboldt: „Ansichten der Natur". I. Thl. S. 1—45.

Von hier an ging es bergauf. Nicht leicht sind ja die Hochgenüsse einer solchen wissenschaftlichen Reise zu gewinnen! Zweiundzwanzigmal mußten Humboldt und Bonpland über den Pututucar, ein reißendes Bergwasser voll Kalksteinblöcke, setzen.

Als sie die Höhe des Berges Cocollar erreicht hatten, sahen sie zu ihrer Ueberraschung keine Wälder, nicht einmal Bäume mehr.

Es war eine ungeheure, mit riesigen Gräsern bewachsene Hochebene, die sich jetzt vor ihren Blicken ausdehnte.

Nur Mimosen mit halbkugeliger Krone und drei bis vier Fuß hohem Stamme unterbrachen die öde Einförmigkeit der Savanen .... der Savanen, von welchen Humboldt und Bonpland bis dahin schon so viel gehört, so viel gelesen hatten .... die sie aber jetzt zum erstenmale in Wirklichkeit vor sich sahen!

Und mitten in dieser Savane lag ein einzelner Hof. Hier hielt Humboldt mit seiner kleinen Karavane; — hier verweilte er, trefflich verpflegt von dem schlichten, freundlichen Besitzer, drei Tage und drei Nächte; — und hier war es auch, wo eben jetzt Alexander von Humboldt in stiller Mitternacht, in Anschauung und Gedanken verloren, einsam vor dem bescheidenen Blockhause saß.

Und der wunderbaren Gedanken und Gefühle stürmten gar manche auf ihn ein ....

Wie still, wie unaussprechlich einsam war der Ort!

. . . . wie einsam fühlte sich in diesem Momente Humboldt selbst!

Auch hier, so weit das Auge reichte, nichts . . . . nichts . . . . als kahle Savanen . . . . !

Nur hier und da eine prachtvolle Lobelia mit purpurnen Blüthen, über hundert Fuß aufgeschossen; oder der Pejoa, weit und breit im Lande berühmt, weil seine Blätter, wenn man sie zwischen den Fingern zerreibt, einen köstlichen aromatischen Geruch von sich geben.

Und welche herrliche frische Luft und welche Stille der Nacht! . . . .

Bonpland und der Eigenthümer des Hofes, die neben Humboldt gesessen, und sich bis dahin mit ihm der Kühle der Nacht und der Pracht der Natur erfreut hatten . . . waren nachgerade eingeschlafen.

Wunderbares Schicksal, das einen einzelnen Menschen hierher verschlagen konnte!

Humboldt's freundlicher Wirth war einst mit einer Mannschaft, die an der Küste des Meerbusens von Paria Holzschläge für die spanische Marine einrichten sollte, in die neue Welt gekommen.

In den großen Mahagoni-, Ceder- und Brasilholzwäldern, die um das Meer der Antillen her liegen, dachte man die größten Stämme auszusuchen und sie jährlich auf die Werfte von Caraquez bei Cadix zu schicken.

Aber die weißen, nicht acclimatisirten Männer mußten der anstrengenden Arbeit, der Sonnengluth und der

ungesunden Luft der dortigen Wälder erliegen. Dieselben Lüfte, welche mit den Wohlgerüchen der Blüthen, Blätter und Hölzer erfüllt sind, führen den Keim der Auflösung den Organen des menschlichen Körpers zu.

Bösartige Fieber entstanden; sie rafften mit den Zimmerleuten der königlichen Marine auch die Aufseher der neuen Anstalt weg, und die Bucht, der die ersten Spanier wegen des trübseligen, wilden Aussehens der Küste den Namen „Golfo triste" gegeben, wurde das Grab der europäischen Seeleute.

Der Bewohner des einsamen Hauses in der Savane hatte das seltene Glück, diesen Gefahren zu entgehen. Nachdem auch er die Seinigen hatte hinsterben sehen, zog er weit, weit weg von der unseligen Küste, auf die Berge des Cocollar . . . .

Ohne Nachbarschaft, ... einsam und allein für sich . . . . im ungestörten Besitz eines Savanenstriches von fünf Meilen . . . . genoß er jetzt hier der Unabhängigkeit, wie die Vereinzlung sie gewährt, und jener stillen Heiterkeit des Gemüthes, wie sie schlichten Menschen eigen ist, die nach langen Kämpfen und harten, aber überwundenen Schicksalsschlägen, sich durch eigene Kraft ein neues Dasein gegründet haben.

Wunderbares Schicksal! Humboldt dachte jetzt über dich nach. Du warst hart, aber . . . . du wärest ihm doch lieber gewesen, als das . . . . des Priors von San Fernando!

Menschenschicksale, wie seid ihr überhaupt oft so sonderbar gewoben! .... Auch an den jungen Asturier dachte er jetzt wieder, der mit ihm ausgezogen nach der neuen Welt, und der so früh gestorben, ... den sie so still in das Meer gesenkt, und dessen Schädel vielleicht jetzt zwischen Corallen ruhte, während der Geliebten Augen sich roth und matt weinten.

Menschenschicksale! .... Aber warum diese Erscheinung? .... warum ihr Bild jetzt? .... warum das Bild Cecily's?

Ein Seufzer stahl sich schwer und bang aus Humboldt's Brust ....

Wo war sie jetzt wohl? .... wo mochte sie jetzt weilen? .... und wie ging es ihr? .... O! es waren doch schöne .... schöne Zeiten! — — — — Humboldt strich sich mit der Hand über das Gesicht und blickte aufwärts.

Lange saß er so da .... schauend .... staunend .... denkend! ....

Endlich sagte er leise vor sich hin:

„Nichts ist doch dem Eindruck majestätischer Ruhe zu vergleichen, den der Anblick des gestirnten Himmels an diesem einsamen Orte hinterläßt. Ist es denn nicht ein ungeheurer Weltgarten, der da in seiner ganzen Unermeßlichkeit vor uns aufgedeckt liegt? Ist denn nicht auch dort, wie auf unserer kleinen Erde, ewige Entwicklung, ewiger Fortschritt?"

Humboldt schwieg einen Augenblick in Schauen verloren; dann fuhr er leise fort:

„Wie wir in unseren Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen, und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz den Eindruck fortschreitender Lebensentwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten dort oben die verschiedensten Stadien allmäliger Sternbildung. Der Proceß der Verdichtung, den Anaximenes und die ganze jonische Schule lehrte, scheint hier gleichsam unter unseren Augen vorzugehen. Welch' ein Gegenstand des Forschens und des Ahnens für unsere Einbildungskraft! . . . . Was in den Kreisen des Lebens und aller inneren treibenden Kräfte des Weltalls so unaussprechlich fesselt, ist ja doch minder noch die Erkenntniß des Seins, als die des Werdens; . . . . sei dies Werden auch nur ein neuer Zustand des schon materiell Vorhandenen."

Und welche Reihe der Gedanken hatte sich nun wieder Humboldt geöffnet! . . . . .

Wohl eine Stunde hing er ihnen schweigend nach. Er dachte des Inhaltes der Welträume, der Vertheilung der Materie, des Seienden und Werdenden, ... der, zu rotirenden oder kreisenden Weltkörpern verdichteten Materie und der selbstleuchtenden dunstförmigen Lichtnebel.

Sein gewaltiger Geist war unter den Millionen Sonnen und Welten der Unendlichkeit.

Er sah den, in bestimmten Formen geschiedenen Weltdunst in steter Veränderung begriffen. Er sah ihn auftreten, scheinbar in kleinen Dimensionen, als runde oder elliptische Scheibe einfach oder gepaart, bisweilen durch einen Lichtfaden verbunden; bei größerem Durchmesser: vielgestaltet, langgestreckt, ... als Ring und Fächer! .... Er sah im Geiste dritthalbtausend solcher unauflöslicher Nebelflecken!

Welch' Räthsel, welche Aufgabe des Denkens?! .....

Er sah planetarische Nebel zu Sternen sich bilden, ... er sah Sternenschwärme ..... das unermeßliche Heer der Firsterne ..... das Sonnenmeer der Milchstraße ..... Massen von Kometen auf excentrischen Bahnen das Weltall durchschweifen.

So saß Alexander von Humboldt in der wunderherrlichen Nacht vor dem einsamen Hause in der Savane und sah und sann und dachte; ..... denn auch dort oben, in den Sphären der Sterne, war sein großer, wissensreicher Geist so gut zu Hause, als hier unten auf der kleinen Erde. — — — —

Da ..... plötzlich! ..... führten ihn eigenthümlich-unbehagliche Empfindungen aus jenen Sphären zurück in Gegenwart und Wirklichkeit.

Das Athmen ward ihm schwer ..... es kam ihm vor, als ob sich mit einemmale die erfrischende Kühle der Nacht verloren und eine bedeutend erhöhte Temperatur eingetreten sei.

Und, in der That ..... es war so! ..... Der Horizont vor ihm und zu beiden Seiten — er saß mit dem Rücken gegen das Blockhaus gelehnt — schien dabei, obgleich er bis dahin hell und rein gewesen, wie mit Höhenrauch überzogen.

Was war von dieser sonderbaren Erscheinung die Ursache?

Nichts war zu sehen, — nichts zu hören! .... alles blieb todtenstill!

Ein tiefes Schweigen lag über der Savane.

Und Schweigen .... tiefes Schweigen .... ist ja der Charakter der Savane.

In diesem endlosen Raum verhallt jeder Ton.

Nur auf die Erde hingeworfen, hörst du den Flintenschuß, hörst du den Galopp des Pferdes, den Trab des Büffels. Nirgends kann sich der Schall brechen, überall saugen ihn die tausend und abertausend Grasspitzen ein. Schweigend grast das Thier, schweigend flüchtet es vor dem Feinde, schweigend greift dieser es an, und nur verwundet stößt es einen Schrei des Schmerzes oder der Wuth aus, vor dem es aber, sobald er erschallt, selbst erschrickt!

Aber sonderbar! ..... diese majestätische Ruhe, die eben Humboldt noch so sehr entzückt, so mächtig gehoben, mit solchen Hochgefühlen erfüllt hatte ..... sie lag jetzt drückend, wie mit Bergeslast, auf ihm. Es überkam

Humboldt ein Gefühl von Aengstlichkeit, das ihm sonst ganz fremd war.

Er stand auf, in der Hoffnung, sich das Athmen zu erleichtern,..... umsonst!

Und war das nicht ein leichter dünner Rauch, der jetzt die Luft erfüllte?

Erschrocken sah Humboldt nach dem Blockhause, ob dasselbe nicht brenne?

Es stand ruhig und unversehrt.

Aber der Rauch in der Luft wuchs,.... schon fing eine dichtere Schichte desselben an, die Sterne zu verdecken.

Und heißer ward die Luft und schwüler...... manchmal war es, als ob sie sich in einen Gluthstrom verwandele.

Der heiße Strom strich dann, mit der Richtung eines Luftzuges, der sich erhoben hatte, über das Haus her. Er kam also von der Seite, welcher Humboldt den Rücken zugekehrt hatte.

„Was mag es nur geben?“ — sagte dieser jetzt vor sich hin und ging nach der anderen Seite des Gebäudes. Hier aber blieb er überrascht stehen; Morgen konnte es noch nicht sein, und doch färbte hier den Horizont ein purpurner Streif, der an dem ganzen Himmel in unabsehbarer Ausdehnung hinlief.

Und der Schein ward immer heller, größer, intensiver!.....

Gluth und beengende Schwüle wuchsen!

Mit einemmale kam es Humboldt vor, als schüttere die Erde .....

Er dachte an Erdbeben; aber was er fühlte waren keine Erdstöße, es war auch keine wellenförmige Bewegung des Bodens ..... es war ..... ein Schüttern desselben, als ob mehrere Regimenter Cavalerie angesprengt kämen.

Und bewegte sich denn nicht dort auch wirklich die ganze Savane? — Von dem röthlich hellen Scheine, der immer wuchs, beleuchtet, wogte die Steppe mit ihrem mannshohen Grase, wie das aufgeregte Meer. Aber das konnte der Wind nicht hervorbringen ..... tausendfach tauchte es auf wie Köpfe .....

„Gerechter Himmel!“ — rief Hnmboldt“ — sollten das Indianer sein? ..... sollte .....?“

In diesem Augenblick kam die Gluth zum Ersticken ..... der Himmel war schwarz von Rauch .... Brandgeruch zog über die Ebene und jetzt vermochten Humboldt's scharfe Augen auch ein Bewegen in dem Gluthstrich zu erkennen.

Eine entsetzliche Ahnung ging in Humboldt auf.

Rasch und so schnell er konnte, eilte er zu Bonpland und dem Besitzer des Blockhauses, beide zu wecken.

Sie fuhren entsetzt in die Höhe; aber ihr Schrecken wuchs noch, als auch sie das Zittern der Erde fühlten

und ein Stampfen derselben ihre Ohren traf, als ob tausende und abertausende von Rossen daher brausten.

Und in der That kam es auch daher gebraust, als ob die ganze Hölle losgelassen sei!

Bonpland und der Mann der Savane, hatten noch nicht so viel Zeit gehabt, sich zu erheben, als zu beiden Seiten des Blockhauses dichtgedrängte dunkle Massen mit der Schnelle des Windes in so wahnsinniger Flucht vorbeirannten, daß man sie im ersten Augenblicke nicht zu unterscheiden vermochte.

Bald aber zeigte es sich, was es war: es waren im tollsten buntesten Gemisch die Heerden des Blockhausbesitzers: Ochsen, Kühe, Pferde und Büffel, alles unter- und übereinander, und, zwischen diesen durch, Rudel von Wölfen, Rehen, Hirsche, ja selbst Jaguars in Menge. Furchtbar glühten die Augen der Büffel, die, den Kopf fast bis zur Erde herabgedrückt, wild schnauften und ihre Spur in Strichen weißen Schaumes hinterließen, der ihnen aus Maul und Nase rann. Hoch über sie weg setzten in Todesangst schnellfüßige Pferde; die Tiger flohen, ihr Leben instinktmäßig vor einem furchtbaren Tode zu retten, mit den Hirschen um die Wette; — ja so groß war die Angst der Tausenden von Thieren, daß sie, wie blind, einem Felsenabgrund entgegenjagten, in den Hunderte von ihnen hinabstürzten, um, zerschmettert, in der Tiefe zu verenden.

Dies alles überschauten — halb betäubt, halb erstickt — Humboldt und Bonpland, während die wilde Jagd in grausiger Schnelle unaufhaltsam fortging. Da stürzte ihr Wirth, der nach der hinteren Seite seines Hauses geeilt war, bleich wie der Tod, hervor und rief:

„Rettet Euch, rettet Euch, die Savane brennt!"

Und jetzt sahen auch die beiden Freunde, wie der ganze Rand des Horizontes in Flammen stand.

Es war ein einziges, ungeheures, unabsehbares Feuermeer, das sich mit rasender Schnelle daherwälzte.

Was Humboldt wenige Minuten vorher nur als ein heller rother, meilenweit entfernter Strich erschienen, war jetzt eine himmelhohe, mit Blitzesschnelle vorwärtseilende Feuersäule.

„Fort! — fort!" — rief jetzt der Mann der Savane, indem er mehrere seiner Pferde, die sich gerade in einer Einfriedigung beim Hause befanden, hervorzog. — „Rasch! die Maulthiere an die Schwänze der Pferde gebunden und aufgesetzt."

Der Moment war so gebieterisch, daß Humboldt, Bonpland und die Diener ohne ein Wort zu verlieren, gehorchten.

„Fort jetzt!" — rief der Mann der Savane noch einmal — „oder Ihr seid Alle verloren . . . . . in einer halben Stunde ist hier alles Asche."

„Aber wohin?“ — rief Humboldt, der mit den Anderen schon auffaß.

„Den Thieren nach!“ — entgegnete der Blockhausbesitzer. — „Der Instinkt führt sie sicher; aber haltet Euch links, denn rechts liegt der Abgrund!“

„Und Ihr!“ — frug jetzt Humboldt entsetzt, da er den Mann keine Anstalt zur Flucht machen sah.

„Fort! fort!“ — rief dieser — „um der heiligen Mutter Gottes Willen!“

„Und Ihr?!“ — wiederholte Humboldt.

„Ich bleibe!“ — sagte dieser ruhig. — „Noch einmal wechsele ich meine Lebensweise, meinen Aufenthalt nicht. Hier, wo ich glücklich war, hier will ich auch sterben. Lebt wohl! in einer halben Stunde bin ich mit meinem stillen Hause und meinem Eigenthume ein Häufchen Asche!“

„Herr!“ — rief Humboldt, vor Entsetzen starr, aber er konnte nicht ausreden. Wie mit höllischen Zungen leckten die Flammen heran. Die zitternden, schweißbedeckten Pferde, die schon bis daher kaum zu bändigen gewesen, ließen sich nicht mehr halten; — fort, fort ging es, im Sturme mit hinweggerissen, den fliehenden Tausenden nach!

In dem Augenblicke schossen zwei dunkele Gestalten auf wilden Rossen an ihnen vorbei. Die vordere hielt eine weibliche Gestalt in ihren Armen.

„Nunu!“ — schrie Bonpland. Aber die Erscheinung war schon vorüber. — — —

Als die Sonne aufging ..... war die Savane ein einziges großes, ödes, unermeßliches Aschenfeld.

Die Höhle des Guacharo und die Geister der Verstorbenen.

Eine Allee von Perseabäumen führt zu dem Hospiz der aragonesischen Kapuziner. Unweit desselben, mitten auf einem großen Platze, steht ein Kreuz aus Brasilholz. Es ist mit Bänken umgeben. Kranke und schwache Mönche sitzen hier und beten in der feierlichen Stille der Natur ihren Rosenkranz.

Nahe genug lehnt sich das Kloster an eine ungeheuere, senkrechte, dicht bewachsene Felswand. Das blendend weiße Gestein blickt nur hin und wieder hinter dem Laube hervor.

Man kann sich kaum eine malerischere Lage denken; sie erinnert lebhaft an die Thäler der Grafschaft Derby und an die höhlenreichen Berge bei Muggendorf in

Franken, nur daß an der Stelle der europäischen Buchen und Ahorne hier die großartigen Gestalten der Ceiba, der Praga- und Irassepalmen treten.

Unzählige Quellen brechen dabei aus den Bergwänden, die das Becken von Caripe kreisförmig umgeben, und deren gegen Süd steil abfallende Hänge tausend Fuß hohe Profile bilden.

Diese Quellen, oft in den schönsten Wasserfällen von Fels zu Fels springend, kommen meist aus Spalten oder engen Schluchten hervor. Die Feuchtigkeit, die sie verbreiten, befördert den Wachsthum der großen Bäume, und die Eingeborenen, welche einsame Orte lieben, legen ihre Conucos längs dieser Schluchten an.

Bananen und Melonenbäume stehen hier um Gebüsche von Baumfarn; aber gerade dies Durcheinander von cultivirten und wilden Gewächsen gibt diesen Punkten einen eigenthümlichen Reiz.

An den nackten Bergseiten erkennt man die Stellen, wo Quellen zu Tage kommen, schon von weitem an den dichten Massen von Grün, die anfangs an dem Gestein zu hängen scheinen und sich dann den Windungen der Bäche nach in das Thal hinunter ziehen.*)

Hier, in diesem Asyle des Friedens, hatten Humboldt und Bonpland, nach den Schreckensstunden in der Sa-

*) „Voyage" etc. I. 409. Humboldt's „Reise in die Aequinoctial-Gegenden" ꝛc. II. 349.

vane, eine freundliche Aufnahme gefunden; ja die Mönche des Hospitzes kamen den durch die Flucht bis zum Tode Erschöpften mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Humboldt ward in der Zelle des abwesenden Pater Guardians untergebracht, und da das Hospiz einen inneren Hof mit einem Kreuzgange, wie die spanischen Klöster, hatte, so zeigte sich dieser Raum sehr bequem für die Reisenden, da sie hier ihre Instrumente vorzüglich unterzubringen vermochten. Auch seine Beobachtungen konnte Humboldt von da aus trefflich anstellen .... und .... welch' ein Glück, die Instrumente befanden sich, trotz der unseligen Flucht, ganz und ohne wesentlichen Schaden.

Aber es bedurfte auch für Humboldt und Bonpland eines solchen Asyles des Friedens, — einer so freundlichen Aufnahme, um sich von dem Schrecken und den Folgen jener Flucht aus dem Savanenbrande zu erholen.

In Humboldt's Seele zumal lag der Gedanke an den schrecklichen Untergang jenes vielgeprüften Mannes, der ihn so wohlwollend beherbergt, und der, nach allen Stürmen des Lebens, in jener Einsamkeit ein stilles Glück für sein Alter gefunden zu haben glaubte, — mit erdrückender Schwere; während Bonpland die düstere Erscheinung, die ihm, mitten in der rasenden Flucht, Nunu und die Gestalten der beiden Zambo's vorgespiegelt hatte, auf's neue aufstachelte und beunruhigte.

Und doch! .... war es nicht vielleicht nur eine

Vorspiegelung seiner erhitzten Phantasie gewesen, was er in jenen Schreckensmomenten gesehen zu haben glaubte?

Humboldt wenigstens war entschieden für diese Annahme.

Jedenfalls war es für beide Freunde gut, daß sie in ihrem neuen Zufluchtsorte unerwartete Zerstreuung fanden.

Trafen sie doch in dem Kloster eine zahlreiche Gesellschaft; junge, vor Kurzem aus Europa angekommene Mönche sollten eben in die Missionen vertheilt werden; während alte, kränkliche Missionäre in der scharfen, gesunden Gebirgsluft von Caripe Genesung suchten.

Uebrigens war einem Theil dieser Mönche, zu Humboldt's großer Freude, wissenschaftliche Bildung nicht fremd. In des Guardians Zelle, in welcher er — wie schon erwähnt — wohnte, fand sich eine ziemlich ansehnliche Büchersammlung.

Humboldt traf hier zu seiner Ueberraschung neben Feijos „teatro critico“ und den „erbaulichen Briefen“ auch Abbé Rollet's „traité de l'électricité.“

Und hatte nicht einer der neu angekommenen jungen Kapuziner eine spanische Uebersetzung von Chaptal's Chemie mitgebracht? Er gedachte, dies Werk in der Einsamkeit zu studiren, in der er fortan für seine ganze übrige Lebenszeit sich selbst — sich allein — überlassen sein sollte!

Humboldt freute sich über den Wissensdrang . . . .

und doch sah er den jungen Mann mit betrübtem Herzen scheiden. In der Welt, bei einem geistig bewegten Leben und tüchtigen Antrieben von Außen, wäre vielleicht etwas Tüchtiges aus ihm geworden. Sollte aber und konnte bei dem älter werdenden, von der Welt ganz abgeschnittenen Manne an den einsamen Ufern des Rio Tigre der Wissensdrang wohl rege bleiben?

Humboldt seufzte bei diesem Gedanken tief auf: er gedachte des guten, an seinen Sessel fest angewachsenen Prior's von San Fernando, dem ein gut Stück Rindfleisch das liebste auf der Erde war.

Wohl that es ihm und Bonpland aber, in den Klöstern der Missionen nichts von Unduldsamkeit wahrzunehmen. Die Mönche in Caripe wußten ja, daß Humboldt in dem protestantischen Deutschland zu Hause sei. Mit den Befehlen des Madrider Hofes in der Hand, hatte dieser auch keinen Grund, ihnen ein Geheimniß daraus zu machen; aber niemals that irgend ein Zeichen von Mißtrauen, irgend eine unbescheidene Frage, irgend ein Versuch, eine Controverse anzuknüpfen, dem wohlthuenden Eindrucke der Gastfreundschaft, welche die Mönche mit so viel Gemüthlichkeit übten, auch nur den geringsten Eintrag.*)

Aber nicht nur ihre körperliche und geistige Erholung

---

*) „Voyage" etc. I. 410. Thatsache. „Humboldt's: Reisen" ꝛc. II. 351.

von den Schrecknissen des Savanenbrandes nahmen Humboldt und Bonpland jetzt in dem Kloster in Anspruch; beide Männer vergaßen auch hier keinen Augenblick die große Aufgabe, die sie sich in wissenschaftlicher Hinsicht gestellt hatten. Trotz ihres in der That angegriffenen Zustandes lagen beide Tag und Nacht einer Unzahl von Beobachtungen ob.

Zu diesen gehörten denn auch hier die Messungen des Ortes und seine genaue geographische Bestimmung. Die Beobachtungen der Temperatur-Verhältnisse des Thales von Caripe und der angrenzenden Höhen. Die Untersuchung der Flora dieser Gegend und die Ansammlung einer Masse neuer Pflanzen, die von Bonpland sorgsam eingelegt wurden, während Humboldt die Thierwelt seiner wissenschaftlichen Prüfung unterwarf.

Auch die Kaffeepflanzungen um das Kloster herum interessirten Humboldt sehr. Der Gemeinde-Conuco allein zählte fünftausend Kaffeebäume, die eine reiche Ernte versprachen. Die Mönche hofften sogar in wenigen Jahren ihrer dreimal so viel zu besitzen.

Humboldt's reflectirender Geist erkannte aus allem dem: wie die geistliche Hierarchie überall, wo sie es mit den Anfängen der Cultur zu thun hat, in derselben Richtung ihre Thätigkeit entwickelt. Er sah, daß: wo die Klöster es noch nicht zum Reichthum gebracht haben, auf dem neuen Continent wie in Galien, in Syrien wie im nördlichen Europa, sie stets höchst vor-

theilhaft auf die Urbarmachung des Bodens und die Einführung fremdländischer Gewächse wirkten. Nur wo Reichthum die Habsucht und die Herrschsucht geweckt, ging dies schöne Verhältniß gar bald in ein betrübendes über. Auch in Caripe wurden die Indianer milde von den Mönchen behandelt und dadurch an die Mission gefesselt.

Nur Eines schmerzte auch jetzt Humboldt: sein Freund und treuer Schicksalsgenosse Bonpland, — so fleißig und thätig er war, so Tüchtiges er leistete — die rechte Freudigkeit, die er nach der neuen Welt mitgebracht, fehlte ihm seit dem Unglückstage mit Nunu. Es war eine Unruhe über ihn gekommen, die er sonst nicht gekannt.

So drang er auch jetzt wieder in Humboldt nach neuen Ausflügen.

„Und wohin?“ — frug dieser.

„Zu den Schatten!“ — entgegnete Aimé.

„Wohin?“ — wiederholte Humboldt erstaunt.

„Nun!“ — meinte Bonpland — „in die Unterwelt der Chaymas.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Haben Sie noch nicht von der Höhle des Guacharo sprechen hören?“

„O ja! Es ist ja fast das erste Wort, was man überhaupt in dieser Gegend hört.“

„Nun, diese Höhle des Guacharo soll zugleich,

wie ich von den Indianern erfahren habe, der Ort sein, wo die Geister ihrer Verstorbenen hausen. Ich denke, die Sache ist interessant genug, ihr nachzuforschen."

„Allerdings!"

Und schon den kommenden Tag brach man nach dieser merkwürdigen Höhle auf. Einige Mönche, so wie die indianischen Alcaden der Mission, schlossen sich den Naturforschern an.

Es war ein prächtiger Septembertag. Die Sierra del Guacharo, in welcher die Höhle lag, grüßte die Wanderer in blauer Ferne. Denn nicht im Thale von Caripe war der Eingang in die indianische Unterwelt zu finden, sondern in den Gebirgen, drei kleine Meilen vom Kloster gegen West-Süd-West.

Ein schmaler Pfad führte zuerst anderthalb Stunden lang über eine lachende, schön begraste Ebene, dann schritt die kleine Reisegesellschaft an einem Flusse hinauf, der, nach der Aussage der Mönche, aus der bewußten Höhle selbst hervorkommen sollte und also, im Sinne des Wortes, der Acheron der Indianer genannt werden konnte.

Beschwerlich war dieser Weg genug, da man dreiviertel Stunden lang aufwärts bald im Wasser des Flusses, der indeß hier nicht tief war, bald zwischen dem Flusse selbst und einer Felswand, auf sehr schlüpfrigem Boden hinwandeln mußte. Zahlreiche Erdfälle, umherliegende Baumstämme, über welche die Maulthiere nur

schwer hinüber konnten, und Rankengewächse, die in Menge am Boden wie künstlich gelegte Schlingen hinliefen, erhöhten die Schwierigkeiten ungemein.

Aber frischer Muth und Wissensdrang überwand sie alle.

Und immer wilder und immer grotesker ward die Gegend. Die himmelanstrebenden Felsenmassen traten näher zusammen, und jetzt schon war es nur noch eine enge Schlucht, durch die sich der kleine Fluß schäumend und tobend drängte.

Aber den Wanderern sollte des Abenteuerlichen noch mehr begegnen.

Mit einemmale war es, als wollten die gewaltigen Steinmassen auf sie herabstürzen. Die Felsen bildeten von beiden Seiten Ueberhänge, die sich bei jedem Schritte vorwärts vergrößerten, so daß sie bald förmlich übereinander hinwuchsen und den Himmel vollständig verdeckten. Der Weg schlängelte sich dabei, zugleich mit dem Flusse, unaufhörlich und in den kürzesten Biegungen. Die in magische Dämmerung gehüllte Umgebung war mit einer dichten Pflanzendecke, wie mit einem prachtvollen, grünen Sammetteppiche ganz überzogen, so daß das Auge auch nicht das kleinste nackte Fleckchen gewahren konnte. Auch der Fluß war jetzt auf einige Zeit, wie durch Zauber, unsichtbar geworden. Er wälzte seine Fluth donnernd unter den Füßen der Wanderer dahin, was einen fast unheimlichen und erschütternden Eindruck machte.

Plötzlich aber, mit einer scharfen Biegung um eine Felsenecke, trat er wieder schäumend hervor, und vor den Staunenden lag die ungeheuere Mündung der Höhle des Guacharo!

Der Anblick hatte etwas unendlich Großartiges, selbst für Augen, die, wie jene Humboldt's, mit der malerischen Scenerie der Hochalpen vertraut waren.*)

Die Reisenden standen überrascht und in tiefes Staunen verloren.

Diese Großartigkeit der Erscheinung hatte selbst Humboldt nicht erwartet. Er war bereits mit den Höhlen am Pik von Derbyshire bekannt, wo man, in einem Nachen ausgestreckt, unter einem nur zwei Fuß hohen Gewölbe über einen unterirdischen Fluß setzt. Er hatte die schöne Höhle von Treshemienshiz in den Karpathen befahren; ebenso die Höhlen im Harz und in Franken, die große Grabstätten sind für die Gebeine von Tigern, Hyänen und Bären, die so groß waren wie unsere Pferde. Er wußte, daß die Natur in allen Zonen unabänderlichen Gesetzen gehorcht: sowohl in der Vertheilung der Gebirgsarten, als in der äußeren Gestaltung der Berge und selbst in den gewaltsamen Veränderungen, welche die äußere Rinde unseres Planeten erlitten hat.

---

*) Humboldt's „Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continentes". II. 356. „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent" I. 414.

Nach dieser sich oft wiederholenden Aehnlichkeit durfte er voraussetzen, die Höhle des Guacharo werde im Aussehen von dem, was er der Art auf seinen früheren Reisen beobachtet, eben nicht sehr abweichen; aber die Wirklichkeit übertraf alle seine Erwartungen!*)

Wenn aber einerseits alle Höhlen nach ihrer ganzen Bildung und durch den Glanz der Stalaktiten,**) in allem, was die unorganische Natur betrifft, auffallende Aehnlichkeit mit einander haben, so gab hier der tropische Pflanzenwuchs der Mündung der Höhle einen ganz eigenen Charakter.

Großartig und prächtig öffnete sich die Cueva del Guacharo im senkrechten Profil eines wild aufsteigenden Felsens.

Der Eingang, nach Süd gekehrt, bildete eine Wölbung von achtzig Fuß Breite und siebzig Fuß Höhe, also bis auf ein Fünftheil so hoch, als die Colonnade des Louvre. Was aber dieser Erscheinung auf den ersten Blick das Siegel der Majestät aufdrückte, war, daß auf dem Fels über der Grotte noch eine Gruppe riesenhafter, gen Himmel strebender Bäume, wie eine ungeheure Krone, prangten.

Der Mamei und der Genipabaum mit ihren breiten, glänzenden Blättern streckten ihre Aeste hoch empor, den

---

*) a. a. O. II. Lief. 356.

**) Tropfstein-Gebilde.

Wolken entgegen, während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiteten und ein dichtes, grünes Gewölbe bildeten.

Pothos mit saftigen Stengeln, Oxalis und Orchideen von seltsamem Bau, mit goldgelber, schwarzgefleckter, drei Zoll langer Blüthe, wuchsen aus allen Felsenspalten und Ritzen, während Rankengewächse, leicht vom Winde geschaukelt, sich vor dem Eingange der Höhle zu reichen Gewinden verschlangen.*)

„O Himmel! welche Pracht!" — rief Bonpland ein über das anderemal. — „Sehen Sie nur, Humboldt! sehen Sie nur, wie in diesen Blumengewinden die violette Bigonie so herrlich neben dem purpurfarbigen Dolichos prangt, und mit beiden zugleich die prachtvolle Solandra, deren orangegelbe Blüthe eine über vier Zoll lange fleischige Röhre hat. O sehen Sie nur, Freund Humboldt, es ist ja das erstemal, daß sie uns in der Natur zu Gesichte kommt."

Humboldt folgte dem Rufe des Freundes, dessen blasses Antlitz er jetzt wieder seit langer Zeit in frischerer Farbe und freudiger Erregung erstrahlen sah. Die Wissenschaft ist ja auch eine Geliebte, und sie hatte doch noch, als die frühere, das Vorrecht in Aimé's Mannesherzen und seinem kühnen Forschergeiste.

---

*) Thatsache. Humboldt: „Reise" II. 357. „Voyage" etc. I. 415.

Aimé hatte in diesen Augenblicken Alles — Welt, Leben, Liebe — über die Masse von Pflanzen vergessen, die ihm hier neu entgegentraten!

Aber diese kaum zu beschreibende Pflanzenpracht schmückte nicht allein die Außenseite der Cueva del Guacharo, sie drang sogar, im scharfen Contraste mit den Höhlen des Nordens, in das Innere derselben ein.

Mit Erstaunen sahen Humboldt und Bonpland, daß achtzehn Fuß hohe prächtige Heliconien mit Pisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumarten die Ufer des kleinen Flusses bis tief unter die Erde säumten.

Wunderbar schaute sich dies Bild tropischer Vegetation in dem in der Höhle herrschenden Dämmerlichte an. Es lag in der That etwas Geisterhaftes, etwas Dämonisches darin: führte dieser Fluß, der, von dem Eingange aus gesehen, schwarz und finster aus dem innersten Schlunde der Erde kam, — führten dessen schmale, reich bewachsenen Ufer zu dem Zauberpalaste unterirdischer Geister? .... oder war dies wirklich hier der Eingang zu den stillen, dunklen Regionen abgeschiedener Seelen?

Vierhundertunddreißig Fuß drangen die Wanderer im Dämmerscheine vor, ehe das Tageslicht für sie erlosch und Fackeln angezündet werden mußten.

Aber jetzt welche neue Scene! — Horch! welch' ein furchtbares heißeres Geschrei? Sind das die menschenfeindlichen Harpyien? — Sind es die stygischen, die schwarzen Vögel des Tartarus?

Humboldt und Bonpland standen in der That abermals vor Erstaunen still. Wohl hatte man sie unterrichtet, daß hier der Guacharo zu Tausenden und Abertausenden wohne; aber auf die Erscheinung, die sie jetzt vor sich sahen, waren sie doch nicht gefaßt gewesen.

In der That umkreisten die Häupter der Eindringlinge jetzt mit heißerem Geschrei zahllose Vögel von abenteuerlicher Gestalt: geierartig, in der Größe unserer Falken, mit Büschel steifer Seide um den krummen Schnabel *). Ihr Gefieder war dunkel graublau, mit kleinen schwarzen Streifen und Tupfen; Kopf, Flügel und Schwanz zeigten große, weiße, herzförmige, schwarz gesäumte Flecken. Die Spannung der ausgebreiteten Flügel betrug drei und einen halben bis vier Fuß.

Humboldt und Bonpland hörten nun mit hohem Interesse von den Eingeborenen und den Mönchen, daß der Guacharo die Höhle nur mit einbrechender Nacht verläßt, und zwar besonders bei Mondschein. Aber es war nicht viel zu verstehen, da der Lärm, den die Tausende und Abertausende dieser Vögel im Inneren der Höhle machten, so furchtbar war, daß man kaum das Wort seines Nebenmannes vernehmen konnte.

Die weiten, mit abenteuerlich geformten Stalaktiten bedeckten dunkelen Hallen, — der in ewiger Nacht brau-

---

*) Humboldt's Reise 2c. II. 358. Steatornis (Fettvogel). Humboldt: „Recherches d'observations de zoologie et anatomie comparée."

send dahineilende Fluß mit seinen dunkelen Wassern, — der grelle, rothe, flackernde Schein der Fackeln, — die fort und fort gespensterisch wechselnden Lichter und Schatten, — das Schwirren der großen Vögel um die Fackeln und Häupter der Schauenden, dieß alles, gepaart mit dem gellenden, durchdringenden, betäubenden Geschrei der Guacharos, das von dem Felsgewölbe wie aus der Tiefe der Höhle auch noch in hundertfachen Echos zurückhallte, machte auf Humboldt und Bonpland einen unaussprechlich eigenthümlichen Eindruck.

Selbst die Mienen der Mönche und Indianer, welchen diese Erscheinung doch nicht neu war, drückten eine Art Scheu aus.

Es lag etwas phantastisch Großes in dieser ganzen Scenerie!

Sechzig bis siebzig Fuß hoch sah man jetzt auch — bei dem Scheine einzelner an lange Stangen gebundener Copal-Fackeln — die Nester der Vögel in trichterförmigen Löchern hängen, von welchen die Decke wimmelte.

Und Schritt vor Schritt, je tiefer man in die Höhle kam, desto ärger ward das Geschrei, desto lauter erschallten die Klagetöne der aufgescheuchten Thiere, aus den vielen anderen Zweigen der Höhle. Das Ganze hatte wirklich etwas höllisches!

„Jedes Jahr um Johannistag“ — so berichtete jetzt einer der Mönche, indem er seinen Mund an das Ohr

Humboldt's legte — „gehen die Indianer mit Stangen in die Cueva del Guacharo und zerstören die meisten Nester."

„Man schlägt jedesmal mehrere Tausend Vögel todt, wobei die Alten, als wollten sie ihre Brut vertheidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe fliegen. Die Jungen, die zu Boden fallen, werden auf der Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen, und eine Fettschichte läuft vom Unterleib zum After und bildet zwischen den Beinen des Vogels eine Art Knopf. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslicht nicht ausgesetzt sind und ihre Muskeln wenig brauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehs. Man weiß, wie sehr dasselbe durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht wie der Guacharo von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrag ihrer Jagd leben. Zur Zeit der „Fetternte" (cosecha de la manteca), wie man es hier nennt, bauen sich die Indianer aus Palmblättern Hütten am Eingang und im Vorhofe der Höhle. Hier läßt man das Fett der jungen, frisch getödteten Vögel am Feuer aus und gießt es in Thongefäße. Dieses Fett ist unter dem Namen Guacharoschmalz oder Oel (manteca oder aceite) bekannt; es ist halbflüssig, hell und geruchlos. Es ist so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird.

In der Klosterküche zu Caripe wird kein anderes Fett gebraucht, als das aus der Höhle, und Sie haben gewiß nicht bemerkt, daß die Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack davon bekämen."

„Aber dann wundert es mich" — entgegnete hier Humboldt, gleichfalls Mund an Ohr, — „daß das Geschlecht des Guacharo nicht mit der Zeit ganz ausgerottet wird?"

„Es wäre längst ausgerottet" — rief der Mönch mit der vollsten Anstrengung seiner Lunge — „wenn nicht mehrere Umstände zu Erhaltung desselben zusammenwirkten. Aus Aberglauben wagen sich die Indianer selten weit in die Höhle hinein. Auch scheint derselbe Vogel in benachbarten, aber dem Menschen unzugänglichen Höhlen zu nisten. Vielleicht bevölkert sich die große Höhle immer wieder mit Colonien, welche aus jenen kleinen Erdlöchern ausziehen; denn bis jetzt hat die Menge der Vögel nicht merkbar abgenommen. Man hat junge Guacharos in den Hafen von Cumana gebracht; sie lebten da mehrere Tage, ohne zu fressen, da die Körner, die man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei harte, trockene Samen darin, die unter dem Namen „Guacharosamen" (semilla del Guacharo) ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind. Die Alten bringen diese Samen den Jungen zu. Man sammelt sie sorgfältig und läßt sie

den Kranken in Cariaco und andern tief gelegenen Fieberstrichen zukommen."

Die Reisegesellschaft, Humboldt und Bonpland an der Spitze, geführt von vier Indianern mit Fackeln, machte nun Anstalt noch tiefer in die Höhle einzudringen, als sich Alexander von Humboldt plötzlich an dem Arme festgehalten fühlte.

Der Mulatte, Schrecken in allen Zügen, stand hinter ihm.

„Massa!" — rief er — „Mulatte bitten... Massa nicht weiter gehen!"

„Warum?" — frug Humboldt.

„O! .... nicht gut weiter in Höhle von Guacharo!"

„Aber du mußt doch einen Grund haben?"

„Mulatte haben auch Grund ... viel Grund ... gut Grund."

„Nun, so gib ihn an."

„Bis hier Guacharo wohnen .... Massa gehen kann .... Vogel todt schlagen .... Fett holen."

„Das wissen wir ja Alles."

„Nicht wissen Massa, was da hinten ist!"

„Und, was ist da hinten?"

„O!" — rief der Mulatte, beide Hände, wie vor Entsetzen vor sich ausstreckend — „da hinten schrecklich sein!"

„Aber warum denn?"

„Seelen wohnen... bös Seelen von todt Indianer."

Humboldt lächelte.

„O nicht lachen, Massa!" — rief der Mulatte feierlich — „nicht gut sein, lachen hier! . . . . schauerlich hier sein. Nicht gehen zu Seelen von bös Indianer."

Auch die einheimischen Fackelträger stimmten jetzt in die Bitten des Mulatten mit ein.

„Seid doch keine Thoren!" — rief Humboldt. — „Außer dem Guacharo wohnt Niemand hier. Laßt uns daher ganz ruhig diese wundervolle Höhle weiter untersuchen."

Aber der Mulatte ließ Humboldt nicht gehen:

„Massa!" — rief er — „Mulatt gern Massa retten vor Tiger . . . vor schwarz Seelen Mulatt Massa nicht retten kann."

„Du sollst ja auch nicht!" — sagte Humboldt sanft. — „Wir wollen ja auch den Seelen nichts thun, sondern nur den Ort beschauen."

„Mensch nicht Ort beschauen" — fuhr der Mulatte flehentlich fort — „wo Zis und Nuna nicht hinsieht. *) Zu Guacharos gehen, in Tod gehen. **) Nur Piaches und Imorons ***) hier Ivorokiamo rufen . . ."

---

*) „Zis" = Sonne, „Nuna, Nunu" = Mond.

**) „Zu den Guacharos gehen", bedeutet in der Chaymas-Sprache, so viel, als „zu den Vätern versammelt werden". — Humboldt: a. a. O. II. 363.

***) Piaches (Zauberer), Imorons (Giftmischer), Ivorokiamo (Oberster der bösen Geister).

„Wer ist Ivorokiamo."

„O! . . . . bös Geist! Haupt von all bös Geist."

Humboldt lächelte, und, sich zu Bonpland und den Mönchen wendend, sagte er:

„So gleichen sich doch unter allen Himmelsstrichen die ältesten Mythen der Völker; vor allen solche, die sich auf zwei, die Welt regierende Kräfte, auf den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode und auf den Lohn der Gerechten und die Strafe der Bösen beziehen."

„Und wollen Massa doch weiter gehen?" — frug jetzt der Mulatte.

„Ja!" — entgegnete Humboldt entschieden. — „Du magst übrigens zurückbleiben."

„Nein!" — sagte der braune Diener traurig. — „Mulatte nicht zurückbleiben. Wenn Massa gehen . . . Mulatt auch gehen."

Jetzt aber ergab sich ein neues Hinderniß. Auch die Indianer, die die Fackeln trugen, verweigerten es, weiter zu gehen. Humboldt bot Geld! . . . . vergeblich. Es brauchte das ganze Ansehen der Patres, um sie nur bis zu der Stelle zu bringen, wo der Boden rasch ansteigt und der unterirdische Fluß einen kleinen Wasserfall bildet.

Jetzt auch verengte sich die Höhle bedeutend. Ihre Höhe war nur noch vierzig Fuß. Das Geschrei der Vögel wurde vollständig betäubend; ihre Flügel streiften fortwährend die Köpfe der Eindringlinge, und da sich

die Decke mehr und mehr senkte, nahm der Rauch der aus Baumrinde und einheimischem Harz gefertigten Fackeln in dem unterirdischen Raume so sehr zu, daß Allen die Augen schmerzten und selbst das Athmen schwer wurde.

Damit aber war auch der gute Wille der indianischen Führer zu Ende. Ihre Furcht fand in dem Vorwande, daß es unmöglich sei, weiter in die Höhle einzudringen, einen scheinbaren Grund. Selbst die Missionäre vermochten sie mit aller ihrer Autorität nicht mehr weiter zu bringen.

„Nun denn!" — rief jetzt Bonpland, dessen französisches Blut über die Feigheit der Indianer längst in Wallung gekommen war, und das jetzt wie ein Gießbach schäumte und brauste — „so dringen wir allein weiter vor!"

Und damit riß er einem der Indianer die Fackel aus der Hand und kletterte muthig voran.

Aber in demselben Augenblicke blieben alle Theilnehmer der kleinen Reisegesellschaft wie versteinert stehen... trotz dem gellenden Geschrei der Guacharos tönte es wie Hülferuf aus dem Inneren der Höhle.

„Massa! Massa!" — rief der Mulatte — „Gnade haben .... nicht weiter gehen! .... bös Geister laut schreien!"

Und er warf sich, gleich den übrigen Indianern, platt auf die Erde.

„Seltsam!“ — sagte Humboldt.

Mehrere der Mönche waren bleich geworden.

„Ein Hülferuf!“ — sagte Bonpland zu Humboldt mit einem Gesicht, als ob auch er Geister sähe — „wenn das . . . . !“

Aber schon hatte er seine Büchse, die ihm hier nichts nützen, ihn aber wohl hindern konnte, einem der Mönche zugeworfen. Rasch zog er jetzt mit der rechten Hand eine seiner Pistolen aus dem Gürtel, und drang — nicht einmal Humboldt abwartend — in der linken Hand die Fackel, mit möglichster Schnelle vor.

Alexander von Humboldt hatte kaum Zeit, ihm zu folgen.

Der Weg neben dem Fluße war jetzt ganz schmal geworden und so dicht mit Steinen und Gerölle bedeckt, daß die Freunde kaum einen sicheren Schritt zu machen vermochten.

Vergebens rief Humboldt dem voraneilenden Gefährten „Vorsicht!“ zu. In wenigen Minuten war ihm Aimé, da die Höhle eine Biegung machte, aus den Augen. Humboldt hätte sich jetzt wohl in grabähnlicher Dunkelheit befunden, wäre ihm nicht Jemand mit einer Fackel gefolgt.

Erstaunt sah er sich um: es war der Mulatte, der freilich an Arm und Beinen zitterte.

Da fiel ein Schuß. Aber dem Knall folgte es in

hundertfachen Echo's, wie ein, aus allen Winkeln der Höhle herrollender Donner.

„Massa! Massa!" — schrie der Mulatte, während seine vor Entsetzen schlotternden Kniee ihn fast nicht mehr aufrecht hielten — „Ivorokiama! . . . . das Ivorokiama sein!"

Humboldt antworete nicht; aber er bemühte sich auch vergebens, vorwärts zu schreiten, ein solcher Schwarm schreiender, kreischender, fliehender Guacharo's kam ihm entgegen; während Pulverdampf die enge Höhlung erfüllte und ihn und den Mulatten beinahe erstickte.

Als sich der Dampf verzogen, eilte Humboldt der Felsenecke zu; aber nun hätte er auf den ersten Blick fast selbst an hier hausende Schatten verstorbener Indianer glauben können.

Aimé rang in wüthendem Kampfe mit zwei nackten, braunen Gestalten; seine Fackel lag, nur noch halbbrennend, auf dem Boden und beleuchtete die Scene mit einem schwachen rothen unsicheren Scheine.

Waren es Menschen? waren es Dämonen, mit welchen er rang?

„Die Zambo's!" — rief Humboldt.

„Zambo?" — wiederholte der Mulatte, und das eine Wort gab ihm Fassung und Kraft wieder.

Wie ein Blitz war er jetzt an Humboldt's Seite. Rasch überzeugte ihn sein scharfes Auge von der Wahr-

heit des Gesagten. Es waren in der That keine Dämonen, mit welchen Bonpland rang, es waren jene Zambo's, die er von dem Hospiz des Imposible her noch kannte.

Jetzt sank der eine, der Aeltere, der an einer Wunde zu bluten schien, zu Boden. Mit dem anderen rang Aimé noch auf Leben und Tod. Die glimmende Fackel erlosch:

Humboldt eilte vorwärts, seine Pistole in der Hand; aber er konnte ja keinen Schuß wagen, da sich die beiden Körper schlangenhaft umschlossen hatten und im Ringen fortwährend ihre Stellung änderten, so daß die Kugel, zumal bei dem unsicheren Lichte, dem Freunde so gut den Tod bringen konnte, wie dem Feinde.

Jetzt hatte er die Kämpfenden beinahe erreicht .... da stürzten beide, auf dem Gerölle ausgleitend, zu Boden; aber im selben Augenblicke warf sich auch eine dritte Gestalt über sie her .... es war der Mulatte. Humboldt sprang hinzu .... da entglitt ihm unseligerweise die Fackel und fiel in den Fluß .... ein Schrei des Entsetzens .... ein Rollen, wie das Wälzen schwerer Körper über das Ufer .... ein mächtiges Aufschlagen der Wasser .... und dann kein menschlicher Laut mehr.

In demselben Momente fühlte Humboldt einen menschlichen Körper dicht vor sich zusammenbrechen.

„Nunu?“ — rief er.

„Er ist verloren!“ — lispelte eine weibliche Stimme, aber es waren die einzigen Worte, die die Hinsinkende hervorbringen konnte. Humboldt hielt eine Ohnmächtige in seinen Armen.

Der Mordversuch.

Wochen waren seit dem Besuche der Guacharo-Höhle vergangen; aber es waren für Humboldt und Bonpland — und zwar namentlich für den Letzteren — Wochen der Freude und des Entzückens . . . . denn . . . . Aimé hatte ja seine Nunu wiedergefunden und konnte sie jetzt in der That sein nennen.

Freilich war für alle drei die Rettung fast eine wunderbare gewesen:

Nach jenem schauerlichen Momente nämlich, in welchem in der Cueva del Guacharo kurz nach einander die beiden Fackeln erloschen, die Kämpfenden zu Boden gefallen und — ringend — dem Ufer hinab in den Fluß gerollt waren, während zu Humboldt's Füßen ein menschliches Wesen ohnmächtig zusammenbrach, — nach jenem schauerlichen Momente hatte Humboldt mehreremale, aber freilich vergeblich, Bonpland's Name ausgerufen. Unter

dem gellenden Geschrei der Vögel und dem Brausen der unterirdischen Wasser verhallte ohnedem jeder andere Laut.

Humboldt befand sich in einer verzweifelten Lage: war sein Freund und Reisegefährte ertrunken? war es ihm gelungen, sich frei zu machen und schwimmend zu retten? stand nicht, wenn dies auch dem Zambo gelang, ein neuer Kampf auf Tod und Leben bevor? zerschellten und zerschmetterten nicht vielleicht alle drei Unglücklichen in der Dunkelheit an den Felsen des unterirdischen Flusses?

Alle diese peinlichen Gedanken kreuzten sich jetzt in Humboldt's Gehirn; an sich selbst dachte er dabei nicht, und doch war auch seine Lage eine nicht minder unselige.

Daß er Nunu in seinen Armen hielt, darüber war er mit sich selbst einig. Aber was in der Dunkelheit mit der Ohnmächtigen beginnen? Wie den Rückweg antreten auf den schmalen, schlüpfrigen, mit Gerölle bedeckten Ufern? Konnte nicht jeder Schritt auch ihn mit seiner Last in den Fluß stürzen?

Oder sollte er vielleicht ruhig auf der Stelle verharren, bis man ihm Hülfe brachte?

Aber wer sollte Hülfe bringen? Die Indianer, das wußte er ja schon, ließen sich nicht bewegen, tiefer in die Höhle zu dringen. Die Mönche? .... sie ahnten vielleicht nicht das Leiseste von dem, was hier vorgefallen, und selbst wenn sie Bonpland's Schuß gehört, konnte nicht einer von den beiden Reisenden nach den Vögeln geschossen haben, wie sie dies — um die Thiere genauer

untersuchen und beschreiben zu können — vorhin schon in dem höheren und breiteren Theile der Höhle gethan? Und wenn nicht, ... wenn auch die Mönche wirklich eine Gefahr ahnten, ... hatten sie wohl den Muth, den Bedrohten an diesem schauerlichen und gefährlichen Orte zu Hülfe zu kommen?

Humboldt's Lage war in der That eine so peinliche, daß sie vielleicht jeden Anderen zur Verzweiflung gebracht hätte. Aber sein ruhiger, fester uud klarer Geist war weit davon entfernt, sich seiner Herrschaft auch nur auf einen Augenblick zu begeben.

Hier galt es ein kühnes Wagniß, dies sah' er ein, und so war denn auch sofort sein Entschluß gefaßt. Er mußte zu der übrigen Reisegesellschaft so schnell als möglich zurück, um dann mit vereinten Kräften des Freundes Rettung zu versuchen.

Humboldt umschlang daher mit dem linken Arme die Ohnmächtige, und während er sich mit der rechten Hand an den Felsen hintastete, und Schritt vor Schritt mit dem einen Fuße den Boden untersuchte, trat er den Rückzug an.

Aber die Angst und Besorgniß um den Freund dehnte die Minuten zu Stunden aus! Dabei die Finsterniß, das Rauschen der in der Dunkelheit unsichtbaren Wasser, das Schwirren der Vögel um sein Haupt, ihr satanisches Geschrei, ihre jetzt im Finsteren leuchtenden Augen! . . . . wahrlich! es war den Indianern nicht übel zu nehmen, daß sie den Sitz der bösen Geister hierher verlegten.

Das Schlimmste für Humboldt aber war, daß ihm nachgerade seine Last, die er nur mit einem Arme halten konnte, zu schwer wurde. Der starre, unbewegliche Körper der Ohnmächtigen hing wie ein Leichnam mit Centnergewicht in seinem Arme. Schon dachte er daran, sie sanft niedergleiten zu lassen, und, um die Rettung des Freundes zu ermöglichen, erst allein zurückzukehren, als ihm plötzlich aus der Ferne ein Licht entgegen dämmerte.

„Endlich!“ — rief Humboldt tief aufathmend, und seine letzten Kräfte zusammenraffend, arbeitete er sich mühselig dem Lichte entgegen.

Und es kam näher und näher, und, von seinem Scheine grell beleuchtet, zeigte sich jetzt das dunkelfarbige Antlitz des Mulatten.

„Massa! Massa!“ — schrie der Mulatte freudig, als er Humboldt gewahrte; aber dieser vermochte kaum zu antworten.

„Wo ist dein Herr?“ — waren die einzigen Worte, die er hervorbrachte.

„Massa gerettet sein!“ — schrie der Diener.

„Gott sei Dank!“ — stöhnte Humboldt, wie einer, der selbst eben dem Tode des Ertrinkens entgangen ist; dann winkte er dem Mulatten, ihm die Ohnmächtige abzunehmen, und folgte schwankenden Fußes dem Voranleuchtenden.

Aber welcher Jubel begrüßte die Gruppe nun an dem Wasserfalle.

Freilich lag Bonpland noch bewußtlos in den Armen zweier Mönche; aber er lebte doch und war unverletzt.

Wie aber war er so drohender Gefahr entgangen?

Als die Körper der drei in wüthendem Ringen Verschlungenen auf dem schmalen und abschüssigen Ufer ausglitten und in den Fluß rollten, mochte der instinktive Drang jedes Einzelnen, nach Rettung seines Lebens, dahin gewirkt haben, daß sie sich gegenseitig losließen und durch Schwimmen zu retten suchten.

Es war vielleicht auf der einen Seite gut, daß die herrschende Finsterniß die Todfeinde einander entzog; auf der anderen Seite aber hatte die Dunkelheit einen um so größeren Nachtheil: sie verbarg den Schwimmenden die aus dem Flusse hervorragenden Felsen, dermaßen, daß sie jeden Augenblick an einen solchen stießen. Der harte Schädel und die Rippen und Knochen des Mulatten waren nun freilich diesen Stößen gewachsen, aber nicht die des jungen Franzosen.

„Massa! Massa!“ — rief daher der Farbige seinem Lebensretter jetzt zu — „wo sein Massa?“

„Hier!“ — entgegnete Bonpland ächzend, denn schon war er gegen ein paar mächtige Stalaktiten angeprallt, die, von der Zeit losgebröckelt, in den Fluß gefallen waren und nun aus demselben herausragten.

„Massa Mulatte vorlassen!“ — schrie der Diener wieder, und, dem Klange der Stimme Bonpland's folgend, kam er herbeigerudert.

Aber die Sache ließ sich in der Dunkelheit nicht ausführen.

Plötzlich stieß Bonpland einen Schrei aus.

„Massa, was haben?“ — rief der Mulatte.

„Hülfe!“ — war die einzige Antwort; dann sank Aimé, von einem Stoß wider den Kopf, betäubt.

Glücklicherweise war der Mulatte zur Hand. Im Dunkeln tappend, erfaßte er noch zur rechten Zeit den untergehenden Körper. Aber jetzt auch war die Höhle wieder breiter, der kleine Fluß seichter geworden. Dem Mulatten ward es daher ein Leichtes, Fuß zu fassen. Mit einem Ruck schleuderte er den Körper seines Herrn auf seinen Rücken, und nun war Bonpland gerettet.

Durch den Fluß watend, die theure Last seines Lebens-Retters auf den Achseln, erreichte der gewandte Bursche bald den Wasserfall, wo die Mönche und Indianer, Humboldt's und Bonpland's Rückkehr mit Angst erwarteten.

Aber welche Freude folgte nun — als sich Aimé und Nunu erst wieder erholt — diesen Momenten des Schreckens und der Angst.

Welch' ein Wiedersehen voll Seligkeit und Entzücken! Aimé und Nunu vergaßen Himmel und Erde, und Humboldt war glücklich in dem Anschauen i h r e s Glückes.

Wie im Triumphe zog man nach dem Eingange der Höhle zurück. Hier hatte ein Theil der Missionäre — die von Humboldt's und Bonpland's tieferem Eindringen

gar nicht gewußt — schon früher ein Mahl bereitet. Pisang- und Vijoablätter, die seidenartig glänzen, dienten nach Landessitte als Tischtuch. Die Bewirthung war, da die Mönche das Essen von Caripe mitgenommen, eine treffliche. Die Gluthstrahlen der Sonne trockneten rasch die Durchnäßten. Speise und Trank stärkten für die ausgestandenen Strapazen, und Freude, Lust und Liebe zogen in alle Herzen ein.

Ach! wie leicht und wie gern vergißt doch der Mensch das Schlimme über das Gute! Nur eine einzige Stunde des Glückes und Wochen des Schmerzes und des Kummers sind aus unserem Gedächtnisse verwischt!

Aber für Bonpland sollte sich dies Glück bei seiner und Humboldt's Rückkunft nach Cumana nur noch steigern und dauernder gestalten. Der Gouverneur schenkte ihm Nunu, und nun war die Seligkeit beider vollkommen.

Bis zu der Vollendung seiner Reisen im Inneren Amerika's, an der Seite Humboldt's, ward für Nunu der Aufenthalt in einem weiblichen Kloster bestimmt. Hier sollte sich die liebliche Zambo die nöthige Ausbildung erwerben, um dann — als Gattin Aimé's — diesem, im Vereine mit dem Freunde, nach Europa zu folgen.

Himmel! und welches neue Leben ging jetzt für Bonpland auf!

Jetzt, jetzt erst war er wieder ganz der Alte, und wenn ihm Humboldt vorgeschlagen: in wissenschaftlicher Beziehung den Mond zu besteigen, er wäre auch davor

nicht zurückgebebt. Vorerst aber waren ihre Pläne noch soliderer Natur. Humboldt beabsichtigte jetzt nach Carcas, den Gebirgen von San Pedro und los Teques, Victoria und den Thälern von Aragua zu gehen, dann den Weg zur Küste von Porto Cabello einzuschlagen und die weiten Ebenen und Steppen des Orinocogebietes zu durchreisen. Cumana sollte dann wieder der Ausgangspunkt der Reise werden.

Es war dies ein Weg von ungeheuerer Ausdehnung, wohl 700 Meilen weit, in bisher noch fast völlig unbekannte Länder, und ein nicht so ausdauernder, verlangender und großer Geist, als der Humboldt's, wäre wohl durch die Schilderungen der tausend Schwierigkeiten und Gefahren zurückgeschreckt worden, welche man von diesen Ländern entwarf.

Humboldt aber ließ sich nicht schrecken!

Ein Monat war indessen erforderlich, theils um für diese große, mühevolle und gefährliche Reise die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, theils um die auf dem letzten Ausfluge gesammelten Erfahrungen, Entdeckungen und Beobachtungen geordnet niederzuschreiben.

Bonpland hatte vollauf zu thun, die Masse neu entdeckter Pflanzen zu beschreiben, nach seinen Skizzen in's Reine zu zeichnen und seinem Herbarium einzuordnen. Noch weit größer war die Aufgabe für Humboldt, der bei seinem enormen und vielseitigen Wissen eine Unzahl astronomische, geologische, mineralogische, zoologische,

thermologische und geographische Beobachtungen angestellt und aufnotirt hatte, die nun der Ordnung und der Ausarbeitung bedurften.

Jetzt war dies alles so weit vollendet, daß die Reise mit den nächsten Tagen angetreten werden konnte. Humboldt und Bonpland begaben sich daher nach dem Kloster, in dem man Nunu zur Ausbildung untergebracht hatte, um von ihr auf Monate Abschied zu nehmen.

Wie wunderbar verändert sah das Mädchen jetzt in seiner neuen Tracht aus. Das einfache weiße Kleid stand ihr sehr gut, und selbst Humboldt fand sie reizend. Lag doch etwas ganz eigenthümlich Bestrickendes in ihren melancholisch-sanften und doch auch wieder mit geheimer Gluth auflodernden Blicken, deren Feuer die langen, dichten, schwarzen Wimpern so schön mäßigten. Vor allen Dingen aber hatte ihm die treue innige Liebe des Mädchens zu seinem Freunde Achtung abgenöthigt. Ein so fester und entschiedener Charakter wie er, sah auf ähnliche Charaktere, und sein scharfer Blick sagte ihm, daß Aimé einen solchen in Nunu gefunden.

Als ihr Humboldt sein Lebewohl dargebracht, ließ er die beiden Liebenden allein, Bonpland im Klostergarten erwartend.

Aber es ist sonderbar, die seligste Sprache der Liebe ist in allen Welttheilen gleich: bei den civilisirten Völkern Europa's und den wilden Stämmen der neuen Welt, am Nordpol und unter dem Aequator, ... sie hat

eben hier wie dort keine Worte, nur Blicke! . . . . aber freilich, was liegt auch alles in diesen Blicken!! — Wollte man sich höhere Wesen, als Menschen, denken, ihre Sprache müßte die des Lichtes sein!

Aimé hatte Nunu an sich gezogen, seine Augen wurzelten in den ihren. Küsse deckten ihren Mund.

So schwiegen sie lange in seligem Entzücken verloren.

Endlich drückte Bonpland die Zitternde noch fester an sich und sagte:

„Und nun lebe wohl, Nunu, in einigen Monaten sehen wir uns wieder!"

Aber Nunu umschlang den Freund jetzt nur noch leidenschaftlicher. Es war, als wolle sie ihn nie lassen, ein tiefer Schmerz lag in ihren Blicken, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie antwortete nicht, aber ihre Küsse brannten in einem einzigen, nicht endenden, gluthvollen Kusse zusammen. Aimé sah, was sie dachte. Er fühlte mit seiner Seele, was in der ihren vorging.

„Mache mir keinen Vorwurf darüber, mein süßes Reh, daß ich dich jetzt schon wieder verlasse!" — sagte er daher sanft. — „Diese Reisen zu unternehmen ist meine Lebensaufgabe; habe ich sie mit dem Freunde beendet, hast du dich unter der Anleitung der Frauen dieses Klosters hübsch herangebildet, ... dann, mein Herz, hole ich dich wieder hier ab, ... dann wirst du mein Weib, und wir trennen uns nie mehr."

Nunu schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Wie?“ — sagte Aimé erstaunt — „du zweifelst daran?“

„Nicht an des weißen Freundes Wort und Liebe!“ — sagte die Kleine sanft — „aber ....“

„Nun?“

„Der Zambo ist so bange ....“

„Warum?“

„O die weite, weite Reise! Wilde Stämme wohnen am Orinoco, wilde Thiere in seinen Wäldern.“

„Fürchte nichts, mein Kind, wir werden vorsichtig sein.“

„Und dann ....“

„Dann werde ich zu dir heimkehren, wie einst der „fliegende Pfeil“ zum „Auge des Morgens!“

Nunu bebte zusammen:

„Woran erinnert der weiße Freund seine Nunu?“ — rief sie. — „Weiß er nicht mehr, wie es dem „fliegenden Pfeil“ erging?“

„Wohl weiß er das noch!“ — entgegnete Aimé — „aber auf mich lauert kein tückischer „Kriegsfalke!“

„Und der Zambo?!“ — stieß Nunu aus.

Bonpland war überrascht. Es lag etwas so unheimliches und zugleich auch eine solche Gewißheit der Befürchtung in diesem Ausrufe und dem Tone, in welchem er gemacht war, daß er selbst momentan erbebte.

„Er ist wohl todt!“ — sagte Bonpland endlich.

Nunu schüttelte mit dem Kopfe.

„Die Fische im Flusse der Guacharo-Höhle werden an seinen Gebeinen nagen.“

Nunu schüttelte abermals.

„Du glaubst es nicht?“

„An dem Wasserfalle landete keine Leiche.“

„Die Felsen im Flusse können sie aufgehalten haben.“

„War der Zambo todt, als er in den Fluß rollte?“

„Nein!“

„Dann lebt er auch noch, und der weiße Freund darf vorsichtig sein. Der Zambo ist böse und rachsüchtig!“

„Nun denn!“ — rief Bonpland — „mag er noch leben, ich fürchte ihn nicht. Ich fürchte nur eines!“

„Und was fürchtet mein Freund?“

„Daß ihn Nunu nicht so innig liebt, wie er sie!“

„Dann hat mein Freund ein schlechtes Gedächtniß!“ — sagte die Kleine traurig.

„Nein, das hat er nicht!“ — rief Bonpland, und umschloß die Geliebte auf's Neue. — „Wird ihm aber auch Nunu gut und treu bleiben?“

„Sie wird es!“ — rief Nunu — „so gut und treu, wie der Mond der Sonne! So gut und treu, wie das „Auge des Morgens“ dem „fliegenden Pfeile.“

Und sie umschlang den Geliebten mit einer Gluth, wie sie nur der Aequator zeitigt, und erstickte ihn fast mit Küssen.

Bonpland hatte nicht die Kraft sich loszureißen: er hätte so sterben können.

Eine lange Zeit verstrich, ohne daß Beide ein Wort sprachen. Dann plötzlich fuhr Nunu auf, drückte noch einen letzten glühenden Kuß auf Aimé's Lippen, rief dem Freunde, Thränen im Auge, Lebewohl zu — und verschwand hinter der Thüre des Refectoriums. — — —

Als Humboldt und Bonpland das Kloster Santa Maria verlassen, schlugen sie, die Kühle des Abends zu genießen, den Weg nach den Ufern des Meerbusens ein. Humboldt beabsichtigte zugleich hier das Eintreten der Fluth zu beobachten, die an diesem Seestriche nicht mehr als zwölf bis dreizehn Zoll betrug.

Es war acht Uhr Abends, und der Seewind hatte sich noch nicht erhoben. Der Himmel zeigte sich bedeckt, und bei der Windstille war es unerträglich heiß.

Dennoch belebte sich das Gespräch zwischen den beiden Naturforschern mehr und mehr: es war von der Ebbe und Fluth, von der Abreise nach dem Orinoco und von der Sonnenfinsterniß die Rede, die den kommenden Tag eintreten sollte, und die zu beobachten Humboldt sich sehr freute.

Plötzlich — sie waren an den einsamen Strand zwischen dem Landungsplatze und der Vorstadt der Quaiqueries gelangt — hörte Humboldt Schritte hinter sich. Rasch wandte er sich um, aber in demselben Momente entfuhr ihm ein Ausruf des Entsetzens:

Ein hochgewachsener Mann, dunkelbraun von Farbe, nackt bis zum Gürtel, eilte ihnen, eine Macana — einen

starken, unten keulenförmig dicker werdenden Stock aus Palmenholz — in der Hand, nach.

Humboldt erkannte ihn sogleich: es war jener junge Zambo, der Nunu entführt und erst vor Kurzem noch mit Aimé in der Guacharo-Höhle auf Tod und Leben gekämpft und gerungen hatte.

Aber, wie Sehen und Erkennen eines war, so war auch der Zambo mit einem Satze in derselben Minute dicht hinter den Freunden und schwang, mit wüthender Gebärde, den Stock.

„Bonpland . . . . der Zambo!" — schrie Humboldt, entsetzt zur Seite springend, ... aber es war zu spät . . . . ein furchtbarer Hieb traf den Unglücklichen über die Schläfe . . . . ein Schrei . . . . ein Taumeln . . . . und Aimé Bonpland lag niedergeschmettert am Boden.*)

„Bonpland! Bonpland!" — rief Humboldt außer sich vor Schmerz, indem er sich über den blutenden Körper des Freundes warf; aber der Unglückliche gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Mordversuch schien gelungen, ... ein schönes hoffnungsvolles Leben geendet.

Als Humboldt — Thränen des Schmerzes und des Zornes in den Augen — aufblickte, war der Mörder verschwunden.

---

*) Historisch. — „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent" par A. de Humboldt I. 509.

Ende des ersten Bandes der zweiten Abtheilung.

Rau, Heribert,

Alexander v. Humboldt Culturhistorisch-biographischer Roman in 6 Theilen

Bd.: 3

Frankfurt a. M. (1860)